FONDO PIZZOFALCONE

NAZIONALE
B. Prov.
VI
430
BIBLIOTECA
VITTORIO EMANUELE III
NAPOLI

BIBLIOTECA PROVINCIALE
Armadio XXX
Palchetto
Num.° d' ordine 12

B Prov.
VI
430

Digitized by Google

REALE BIBLIOTECA MILITARE

Armadio. 26 38 7 8

Scansia 1/11 9

N.° 49

Digitized by Google

Biblioteca Nazionale V. E. III NAPOLI

Alex Prince of Hayden.

Digitized by Google

16273

Reiseblätter und Skizzen

Hermann Mendelssohn.

1861.

Abel Vind of Hayeby.

Digitized by Google

616273

Reisebilder und Skizzen

aus

Indien und dem letzten indischen Kriege

1857—1859.

BIBLIOTECA NAZIONALE VITTORIO EMANUELE III - NAPOLI

Von

Axel Lind von Hageby,

Premierlieutenant der Königl. Schwedischen Flotte.

Aus dem Schwedischen.

Mit dem Portrait des Verfassers, 10 colorirten Tafeln in Stahlstich nach Originalen von Hindu-Malern, 16 Tafeln in Tondruck, 3 Plänen und 1 Karte von Vorder-Indien.

Leipzig,

Hermann Mendelssohn.

1861.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung für England und Frankreich bleibt vorbehalten.

Digitized by Google

Sr. Königl. Hoheit

dem

Herzoge von Ostgothland.

Ew. Königl. Hoheit warmes Intereſſe für Alles, was die ſchwediſche Flotte betrifft, ſo wie die mir erwieſene beſondere Gnade, als ich auf Hoch Dero Fürſprache Gelegenheit fand, in den Dienſt der engliſchen Marine zu treten, haben mich veranlaßt, Ew. Königl. Hoheit dieſe Erinnerungen aus meinem Aufenthalte in fremdem Kriegsdienſte ehrfurchtsvoll und unterthänigſt zu widmen.

Der Verfaſſer.

Vorwort.

Wenn ein ſchwediſcher Officier vom Staate unterſtützt wird, um in den Kriegsdienſt einer fremden Nation zu treten — wie dies mit mir der Fall geweſen — ſo iſt ſeine Pflicht, nach der Rückkehr in die Heimath von Allem, was er im fremden Dienſte geſehen, gelernt und erfahren hat, treue Rechenſchaft abzulegen.

Dieſen Anſprüchen zu genügen, ſind meine Erinnerungen und Aufzeichnungen hier geſammelt und in Druck gegeben, um die vielfachen an mich gerichteten Fragen: Was ich geſehen und was ich erlebt? gründlich beantworten zu können. Wenn dieſelben, außer meinen perſönlichen Freunden, einem größeren Publicum zur Belehrung und Unterhaltung dienen können, wird es mir zur um ſo größeren Freude gereichen.

Wenn man dieſer Arbeit literariſchen Werth zuerkennen will, muß ich pflichtſchuldig bekennen, daß dies Verdienſt weniger mir gehört, als demjenigen meiner Freunde, welcher mir bei Durchſicht und Ordnen des Manuſcriptes hülfreiche Hand geleiſtet hat.

Für die Zeichnungen zu einem Theile der Illuſtrationen ſage ich hier dem Herrn Egron Lundgreen und dem Capitain der engliſchen Flotte Mr. Jones öffentlich meinen Dank. Das Hauptintereſſe der colorirten Kupfertafeln beſteht darin, daß ſie treue Copien der Schöpfungen von Hindu-Malern ſind.

Das Portrait des Verfaſſers folgt auf den Wunſch des Verlegers*), nur um die Kleidung zu zeigen, deren ſich die Officiere der engliſchen Seebrigade gewöhnlich bedienten. Der Verfaſſer hätte gewünſcht, ein anderes Bild, als ſein eigenes, liefern zu dürfen; er hofft jedoch, daß das Publicum, in Betracht der Kleider, mit der Perſönlichkeit fürlieb nehmen wird!

Stockholm, im November 1860.

Der Verfaſſer.

---

*) des Originalwerkes D. Ueberſ.

Inhalt.

Erſtes Capitel.

Einleitung. — Reiſe von Stockholm nach London und weiter nach Portsmouth. — Anſtellung auf dem Flaggenſchiffe „Victory.“ — Beſchreibung des Schiffes und der Aufenthalt am Bord deſſelben. — Befehl zur Einſchiffung auf die Fregatte „Shannon.“ — Empfang am Bord. — Abfahrt nach China . . . . . S. 1.

Zweites Capitel.

Das Leben am Bord. — Macht eines engliſchen Befehlshabers. — Meine erſte Beförderung. — Capitain William Peel. — Mannszucht auf einem engliſchen Kriegsſchiffe. — Strafen am Bord. — Einige Bemerkungen über die Fregatte Shannon. — Nutzen des ſogenannten »brunn.« — Unglücksfälle während der Reiſe. — Clifford's patentirter Rettungsapparat. — Militairiſche Uebungen. — Verſchiedenes über die Mannſchaft des Shannon und über die engliſche Nation im Allgemeinen . . . . . S. 12.

Drittes Capitel.

Ankunft in der Simonsbucht. — Die Capſtadt und ihre Umgebungen. — Conſtantia und ſein Weinbau. — Abreiſe vom Cap. — Ein Sturm. — Die Sundaſtraße. — Singapore, ſeine Bevölkerung und ſein Leben. — Die Geldwechsler. — Die Opiumboutiquen. — Lord Elgin. — Ein brennendes Schiff. — Wir verlaſſen die Rhede von Singapore . . . . . S. 27.

Viertes Capitel.

Erſtes Auftreten der Engländer in China, Gründe zur gegenſeitigen Unzufriedenheit und endlicher Bruch zwiſchen den beiden Mächten. — Die Reiſe von Singapore nach Hong-Kong. — Ereigniſſe auf der Reiſe. — Der Verfaſſer macht Lord Elgin's perſönliche Bekanntſchaft. — Hong-Kong. — Die Chineſen. — Erſte Veranlaſſung zum Kriege und die von der chineſiſchen Regierung getroffenen Maßregeln. — Nachrichten von Indien, worauf Lord Elgin beſchließt, ſich mit dem Shannon dahin zu begeben . . . . . S. 42.

Fünftes Capitel.

Eine kurze Schilderung Indiens und ſeiner Erzeugniſſe . . . . . S. 62.

Sechſtes Capitel.

Die Hindu der alten Zeit . . . . . S. 73

Siebentes Capitel.

Die Hindu der neuen Zeit. — Die Kaſten. — Regierungsmacht und Gemeindefreiheit. — Kriegskunſt. — Religion. — Philoſophie. — Wiſſenſchaften. — Literatur. — Bau-

kunst. — Ackerbau und Handel. — Lebensweise. — Begräbnisse. — Charakter der Hindu. — Verbrechen in Indien und England. — Charakteristik der britischen Politik in Indien. — Die Sagen und die poetischen Anlagen der Hindu . . . . . S. 85.

Achtes Capitel.

Geschichte der ostindischen Compagnie. — Entstehung und weitere Ausbildung des britischen Reiches in Indien. — Betrachtungen über dasselbe. — Die Lage der Sipoys. — Ursachen und Ausbruch des letzten Aufruhrs. — Weitere Verbreitung desselben. — Das Blutbad in Cahnpur. — Der Fall Delhi's. — Vertheidigung der Engländer. — Der Shannon verläßt Hong-Kong und steuert Cours auf Calcutta. — Ankunft daselbst . . . S. 116.

Neuntes Capitel.

Calcutta. — Die eingestellte Festlichkeit. — Vereitelte Aufruhrentwürfe. — Errichtung einer Landungsbrigade. — Lord Elgin nimmt Abschied von uns. — Der Bischof von Calcutta segnet unsere Waffen. — Lord Canning hält Revue über unser Corps und giebt Befehl zum Aufbruche. — Ein Spaziergang außerhalb der Stadt. — Besuch im Theater und Aufnahme in einen Clubb. — Der Fluß Hugli. — Fort William. — Der König von Aude und dessen Minister. — Vorbereitungen zum Aufbruche. — Elephanten und Kameele. — Die Brigade verläßt Calcutta . . . . . S. 140.

Zehntes Capitel.

Die Fahrt auf dem Hugli. — Flußdampfschiffe. — Lebensweise am Bord. — Die Militairstationen Barakhpur und Berampur. — Der Ganges. — Begräbniß im Flusse. — Die Bajaderen. — Acht Tage in Dinapur. — Mißgeschick während der Reise. — Ankunft in Allahabad . . . . . S. 152.

Eiftes Capitel.

Die Festung Allahabad. — Der Besatzungsdienst daselbst. — Ankunft des Obergenerals Sir Colin Campbell in Allahabad. — Abmarsch nach Cahnpur. — Nena Sahib und das Blutbad in Cahnpur . . . . . S. 165.

Zwölftes Capitel.

Der Marsch von Cahnpur nach Kálá Nadi. — Ein Brief aus der Heimath. — Die Weihnachtsfeier im Lager . . . . . S. 189.

Dreizehntes Capitel.

Vorwort zur zweiten Abtheilung. — Die Schlacht am Kálá Nadi. — Die Flucht des Nabob. — Ankunft in Furukhabád . . . . . S. 199.

Vierzehntes Capitel.

Das Schlachtfeld am Kálá Nadi. — Eine indische Festung. — Ein einheimischer Fürst, der sich zum Könige ausrufen läßt, wird gehängt. — Die Beute in Furukhabád. — Der Palast des Nabob, sein Harem und Garten . . . . . S. 218.

Funfzehntes Capitel.

Der Uebergang über den Ganges. — Kraft eines Elephanten. — Scharmützel am Ramgunga. — Wie viel eine Cigarre werth sein kann. — Ein Mann ohne Kopf. — Wettrennen im Lager. — Abmarsch nach Cahnpur . . . . . S. 232.

Sechzehntes Capitel.

Cahnpur. — Abmarsch nach Lukhnau. — Der Uebergang über den Ganges. — Dschung-Bahadur. — General Havelock bei Onea. — Großes Wettrennen im Lager. — Vorurtheile der Hindu. — Ankunft in Allumbág. — General Sir James Outram. — Belohnung der Verdienste Capitain Peel's . . . . . S. 247.

Siebzehntes Capitel.

Der Marsch nach Lukhnau. — Die Festung Dschellalabad. — Ein heißer Ritt. — Lukhnau. — Aus meinem Tagebuche über die Belagerung von Lukhnau. — Einnahme von Dil-Khuscha. — Die Paläste von Lukhnau. — General Sir James Outram geht über den Gümti. — Gute That eines Hindu. — Die Bresche in der Martinière. — Sir William Peel wird verwundet. — Der Sturm auf die Martinière. — Ein zurückgeschlagener Ausfall. — Die erste Befestigungslinie des Feindes wird gestürmt und genommen. — Tapferkeit der Sipoys . . . . . S. 260.

Achtzehntes Capitel.

Fortsetzung des Tagebuches während der Belagerung von Lukhnau. — Der Obergeneral empfängt Dschung-Bahadur. — Ein Kamerad wird von den eigenen Kanonen erschossen. — Der Sturm auf Begum's Kothie. — Der Sturm auf Imaum-Barah. — Die Einnahme des Kaiserbág und die Plünderung daselbst. — Ein Besuch bei dem verwundeten Sir William Peel. — Wir dringen bis an die Trümmer des Residenzgebäudes vor. — Proclamation des Generalgouverneurs, Lord Canning. — General Sir James Outram. — Die Anzahl der Todten und Verwundeten bei der Einnahme von Lukhnau . . . . . S. 274.

Neunzehntes Capitel.

Abmarsch von Lukhnau. — Rückkehr nach Cahnpur. — Mittagsgesellschaften im Lager. — Ein Mittagsmahl beim Generalgouverneur in Allahabad. — Die Bajaderen. — Der Mann, welcher die Festung Allahabad davor schützte, in die Hände der Rebellen zu fallen. — Marsch von Allahabad nach Benares. — Der Ritt auf dem Elephanten bei einem Besuche in der Stadt Benares. — Tempel, Schulen und Erziehungsanstalten in Benares. — Marsch von Benares nach Sassaram . . . . . S. 298.

Zwanzigstes Capitel.

Aufenthalt in Sassaram. — Meine Bekanntschaft mit dem dortigen Befehlshaber. — Die Feier des 1. Mai. — Zuwachs der Besatzung. — Der Häuptling eines benachbarten Stammes giebt sich für todt aus, um seine aufrührerischen Pläne desto besser ausführen zu können. — Nachricht von dem erfolgten Hinscheiden des Capitains Peel. — Nachricht von dem Tode des Generals Sir Adrian Hope. — Falscher Alarm. — Ankunft eines Regimentes, welches durch Krankheit aufgerieben wird. — Abmarsch nach Dehri. — Der dortige Befehlshaber und dessen Gemahlin. — Familienleben in Indien. — Die Sikhs und ihre Morgenberichte. — Die Expedition nach Dschugdeespur. — Ereignisse während unseres Aufenthaltes in Dehri. — Abmarsch nach Schiraghoti . . . . . S. 311.

Einundzwanzigstes Capitel.

Ankunft in Schiraghoti. — Mein Quartier. — Ein indischer Restaurateur. — Einige Worte über die Stadt und deren Umgebungen. — Der Kampf mit den Affen. — Reise nach Gayah und Abenteuer unterwegs. — Die Gefangenen in Gayah werden befreit und tödten die Wachen. — Edler Charakterzug einer Hindu. — Mein Besuch bei den Braminen. — Der Riesenbaum. — Die Entsprungenen werden wieder eingefangen und zurückgeführt. — Tod eines Kameraden. — Betrachtungen. — Rückreise nach Schiraghoti . . . . . S. 329.

Zweiundzwanzigſtes Capitel.

Rückreiſe nach Schiraghoti und Abenteuer unterwegs. — Meuterei unter den Gefangenen. — Urtheil und Strafe. — Ein Radſchah beſucht das Lager. — Pracht und Armuth, Müßiggang und Fleiß. — Ein erfreuliches Telegramm. — Jagd auf Sipoys. — Hinrichtung. — Sir William Peel's Nachfolger. — Die Beſatzung in Gayah erhält den Befehl, nach Calcutta abzugehen. — Wir verlaſſen Schiraghoti . . . . . S. 341.

Dreiundzwanzigſtes Capitel.

Die ſchwediſch-oſtindiſche Compagnie. — Betrachtungen über die Verhältniſſe der Hindu unter der Herrſchaft der Engländer. — Die Hindu während des Krieges. — Die Engländer während des Krieges. — Der engliſche Soldat. — Veränderungen in der Stellung des Militairs in Indien . . . . . S. 353.

Vierundzwanzigſtes Capitel.

Abreiſe von Schiragholi. — Rückkehr nach Calcutta und unſer Empfang daſelbſt. — Die Stadt Calcutta veranſtaltet ein Feſtmahl für die Mannſchaft der Seebrigade. — Einige Worte über das engliſche Geſellſchaftsleben in Indien . . . . . S. 364.

Fünfundzwanzigſtes Capitel.

Abfahrt von Calcutta. — Die Inſel Ceylon. — Das Cap der guten Hoffnung. — Die Capſtadt. — St. Helena. — Aſcenſion. — Rückkehr nach England. — Ankunft in London . . . . . S. 378.

Sechsundzwanzigſtes Capitel.

Einige Tage in London. — Dienſt am Bord der Dampfcorvette „Argus.“ — Abfahrt nach Gibraltar und Aufenthalt daſelbſt. — Der unglückliche Fuchsjäger. — Reiſe nach Malta mit dem Kriegsſchiffe „Vulture.“ — Aufenthalt in La Valetta. — Das Flaggenſchiff „Marlborough.“ — Die engliſche Flotte im Mittelmeere feiert den Namenstag der Königin Victoria. — Reiſe nach Neapel, Civita Vecchia und Corfu. — Abſchied von dem Marlborough und der engliſchen Flotte . . . . . S. 389.

Siebenundzwanzigſtes Capitel.

Abreiſe nach Italien. — Neapel, Florenz, Piſa, Livorno, Civita Vecchia, Rom und ſeine Alterthümer. — Marſeille. — Toulon, ſein Hafen und ſeine Werfte. Die franzöſiſchen und engliſchen Panzerſchiffe. — Vergleich zwiſchen der inneren Einrichtung der franzöſiſchen und der engliſchen Kriegsſchiffe. — Die Stärke der franzöſiſchen und die der engliſchen Flotte. — Ein Beſuch in Paris. — Noch einmal in London. — Abſchied von England. — Heimkehr. — Schlußwort . . . . . S. 400.

Digitized by Google

Erstes Capitel.

Einleitung. — Reise von Stockholm nach London und weiter nach Portsmouth. — Anstellung auf dem Flaggenschiffe „Victory." — Beschreibung des Schiffes und der Aufenthalt am Bord desselben. — Befehl zur Einschiffung auf die Fregatte „Shannon." — Empfang am Bord. — Abfahrt nach China.

Es ist eine unwiderlegliche Thatsache, daß die praktische Erfahrung für den Krieger von unendlicher Wichtigkeit ist, und besonders bei der Waffengattung, welcher anzugehören ich die Ehre habe. Ich sage dies nicht, weil ich den Werth einer theoretischen Bildung verkenne, aber die Wahrheit des Sprichwortes: „Aus Büchern allein wird man kein tüchtiger Seemann" muß immerdar unbestritten bleiben. Wer sich diesem Berufe widmet, ist vor Allem gezwungen, selbst Hand anzulegen, und zwar bis in die kleinsten Einzelnheiten, nicht allein um mit dem Charakter der Gefahren vertraut zu werden, von denen er beständig umgeben ist, sondern auch um die Hülfsmittel kennen zu lernen, die ihm zur Beseitigung der ersteren gewährt sind.

Wer jemals nur im Geringsten darüber nachdachte, was man unter einer wohlgeordneten Seemacht versteht, wird nicht leugnen, daß man derselben im Allgemeinen und besonders in unserem Lande eine viel zu geringe Bedeutung beilegt. Diese Gleichgültigkeit gegen eine der Hauptbedingungen für die Selbstständigkeit unseres Vaterlandes spiegelt sich besonders wider in dem Geiste der Sparsamkeit (um mich keines anderen Ausdruckes zu bedienen), welcher Männer von Fach hindert, praktische Bildung in den nothwendigen Kenntnissen zu erwerben, ohne welche der Seemann einem Fahrzeuge gleicht, das ohne Steuer und Ruder von den Wellen fortgetrieben wird. Ich habe hiermit beson-

ders auf die Nothwendigkeit umfaſſenderer Bewilligungen des Staates für den Bau von Kriegsſchiffen hinweiſen wollen, um die Zahl derjenigen zu erſetzen, welche durch die Jahre unbrauchbar geworden ſind; ferner, daß dieſelben in möglichſt kurzer Friſt vollendet werden, damit in einer Zeit, wo Erfindungen aller Art ſo raſch auf einander folgen, deren nicht ſo viele und ſo verſchiedene erprobt werden mögen, und dadurch nicht ein unvollkommenes und unzweckmäßiges Ganze entſtehe; reichlichere Bewilligungen, um häufigere Uebungen auf offener See möglich zu machen, und endlich Bewilligungen, damit jüngere Officiere im Dienſte des Auslandes, vorzüglich in ſolchen Ländern, die in Seekriege verwickelt ſind, angeſtellt werden können. Sofern ich weiter oben den Geiſt der Sparſamkeit erwähnte, der in unſerem Lande herrſcht, ſobald es ſich um Ausgaben für die Flotte handelt, bitte ich, mich näher darüber ausſprechen zu dürfen. Wenn man das Budget für die Landmacht mit demjenigen für die Seemacht vergleicht, findet man ſogleich, daß die eine das bevorzugte Schooßkind iſt, die andere hingegen ſtiefmütterlich behandelt wird. Daß die Landmacht bei den jetzt obwaltenden Verhältniſſen die Rechte der Erſtgeburt genießen muß, kann man wohl nicht in Abrede ſtellen, aber es dürfte einſt der Tag kommen, an welchem man einſieht, daß das Gegentheil nothwendig geworden iſt. Welches Land iſt (mit Ausnahme Englands) von Natur ſo zum Handel geſchaffen, wie Schweden? Was iſt aber der Handel ohne Schifffahrt, und die Schifffahrt ohne die ſie ſchützende Kriegsflotte? Und, was wir nicht überſehen dürfen, welch' ein Anſehen und — um mich eines kaufmänniſchen Ausdruckes zu bedienen — welchen Credit erwirbt ſich ein Volk, wenn es in fern gelegenen Häfen ſeine geachtete Flagge auf wohlbemannten und wohlbewaffneten Schiffen aufzuhißen vermag! — Ich wurde während meines Aufenthaltes im Auslande mehrfach von Engländern (wohlverſtanden, von Engländern!) gefragt, warum Schweden ſeiner günſtigen Lage ſo wenig Aufmerkſamkeit widme? Man begründete dieſe Frage darauf, daß Schweden verhältnißmäßig ſo viel mehr für ſeine Landarmee thue, als für ſeine Flotte, obgleich es

nunmehr alle Gedanken auf Eroberungskriege aufgegeben haben dürfte. Meine Antwort auf dieſe ſehr gerechtfertigte Frage blieb meiſtens ein Achſelzucken — eine Bewegung, welche ſowohl ein ſtummes Beipflichten, als auch ein Einſtimmen in Holbergs: „Frag' den Steward!“ bedeuten konnte. — Der wohlbekannte praktiſche Geiſt der Engländer verleugnete ſich auch in dieſem beſonderen Falle nicht, wo er unſere Halbinſel von dem Geſichtspunkte aus beurtheilte, von dem er die Angelegenheiten und Verhältniſſe eines Landes am liebſten betrachtet: von dem rein commerciellen.

Aber, um auf meine Reiſe zurückzukommen, ſo kann ich dem Schickſal, in Betracht der angeführten Verhältniſſe, nicht genug für die Gunſt danken, mir eine ſo oft herbeigeſehnte Gelegenheit geboten zu haben, obſchon ich allzuwohl fühle, daß ich einem ſolchen Auftrage des Vertrauens vielleicht weniger genügte, als mancher Andere es gekonnt haben würde. Von dieſer meiner Dienſtzeit im Auslande und meiner Theilnahme an den blutigſten, in ihrem Erfolge bedeutungsvollſten Begebenheiten der Jetztzeit werden dieſe Blätter reden, welche ich hiermit dem Leſer in aller Beſcheidenheit darbiete.

Der Krieg zwiſchen England und China war im Jahre 1856 ausgebrochen. Ich ſuchte und erhielt die Erlaubniß, in den Dienſt der engliſchen Marine zu treten. Die jährliche Unterſtützung, welche in ſolchen Fällen gewährt wird, beläuft ſich auf 75 Pfd. Sterling oder, das Pfund zu 18 Thaler gerechnet, auf 1,350 Thaler Reichsmünze*), alſo für 3 Jahre 4050 Thaler, welche ohne Beihülfe eigener Mittel für die nothwendigſten täglichen Ausgaben nicht ausreichen. Ich übergehe die Ausrüſtung, den Ankauf von Büchern, Karten, Navigationsinſtrumenten und ſonſtigen Artikeln, welche zu derſelben unentbehrlich ſind und die mir 120 Pfd. Sterling oder 2160 Reichs-

*) 1 Thaler ſchwed. Reichsmünze = 11 Sgr.

thaler gekoſtet haben. Für Officiere, welche etwa beabſichtigen, in den Dienſt der engliſchen Flotte zu treten, füge ich noch die Bemerkung hinzu, daß man allein für Beköſtigung im wardroom's mess*) täglich 3 Thaler rechnen muß, ſofern man Wohl und Wehe mit den Kameraden theilen will, alſo jährlich 1095 Thaler. Zählt man hierzu die Extraausgaben, wie z. B. für Wäſche, Trinkgelder, Beiträge zu Beluſtigungen am Bord, von denen man ſich nicht wohl zurückziehen kann, Beſuch am Lande u. ſ. w., ſo liegt es klar vor Augen, daß die Summe, eingerechnet den ganzen Officiersgehalt, nicht ausreicht.

Es ſtehen augenblicklich drei Officiere der ſchwediſchen Armee in fremden Dienſten, denen (d. h. einem jeden) 3000 Thaler bewilligt ſind; vergleicht man dies mit der den Flottenofficieren ausgeſetzten Summe, ſo ergiebt ſich, daß letztere abermals weniger gut geſtellt ſind, als die Armeeofficiere. Doch muß ich hier dankbar erkennen, daß Se. Majeſtät im letztverfloſſenen Jahre das Stipendium für Marineofficiere in fremden Dienſten auf 100 Pfd. Sterling erhöht hat.

Am 28. Januar 1857 reiſte ich von Stockholm nach Gothenburg, und zwar mit einem jener Beförderungsmittel, welche man „Diligencen" nennt, ein Wort, welches in ſeiner urſprünglichen Bedeutung ſehr ſchlecht auf dieſen „Zwerg in dem weiten ſchlotternden Rocke des Rieſen"-paßt, um mit Macbeth zu reden. Das Fuhrwerk, welches in ſeiner äußeren Erſcheinung den rieſigen, ſchmutziggelben Krabben der Südſee nicht unähnlich war, bewegte ſich auch mit der plumpen, unbeholfenen Langſamkeit dieſer Thiere, ja, um ſeine erzconſervative Natur und ſeinen Abſcheu gegen jede Bewegung, ſei ſie vor- oder rückwärts, recht augenſcheinlich darzuthun, blieb das widrige Ungeheuer zuletzt im Schlamme ſtecken, ſo daß es für mich keinen anderen Ausweg gab, mein Ziel zu erreichen, als die Reiſe theils auf Schlitten, theils auf Bauerwagen fortzuſetzen.

*) wardroom's mess bezeichnet den Ort, welcher den Officieren zum gemeinſchaftlichen Aufenthalte dient. Jeder Rang hat ſein mess, welches wiederum ſeine mess-rooms oder Speiſe- und Converſationszimmer und ſeinen mess-man oder Aufwärter hat.

D. Ueberſ.

Ich übergehe meinen Aufenthalt an den größeren bemerkenswerthen Stationen, wie Gothenburg, Copenhagen, Hamburg, Cöln, Calais u. ſ. w. Von letztgenanntem Orte ſteuerte ich den Cours auf Dover, von wo ich die Reiſe nach London auf der Eiſenbahn fortſetzte, und dort am Abend des 12. Februar anlangte.

Als einen weiteren Beweis, wie ſchlecht es mit unſeren Beförderungsanſtalten beſtellt iſt, will ich nur beiläufig bemerken, daß meine Reiſe von Stockholm nach Helſingborg mehr Zeit erforderte, als ich brauchte, um durch Dänemark, Norddeutſchland und einen Theil von Frankreich über den Canal nach der Hauptſtadt von England zu kommen.

Nachdem ich den Vertretern Schwedens meine Aufwartung gemacht hatte, begab ich mich ſofort auf die Admiralität, wo ich, wie der Miniſter Baron v. Hochſchild mir mittheilte, bereits erwartet und empfohlen war. Wir waren unſrer drei Landsleute, welche denſelben Wunſch hatten, und erlangten ſogleich Zutritt beim Admiral Eden, einem der damaligen Lords der Admiralität. Derſelbe empfing uns auf die zuvorkommendſte Weiſe und frug, nachdem wir ihm unſer Anliegen bekannt gemacht, auf welcher Station wir angeſtellt zu werden wünſchten. Auf meine Antwort, daß ich meinestheils am liebſten mit der Expedition nach China abginge, erwiderte Lord Eden: „Wenn Sie bis morgen fertig ſein können; — es geht ein Transportſchiff mit Officieren und Mannſchaft direct dahin ab.“ Ich dankte ihm für die liebenswürdige Bereitwilligkeit, mein Geſuch ſofort berückſichtigen zu wollen, erbat aber nichtsdeſtoweniger die Erlaubniß, mich noch einige Zeit im Lande aufhalten zu dürfen, um mich mit der Sprache und verſchiedenen, mir noch ganz fremden Verhältniſſen vertraut zu machen. Die Folge war, daß wir alle drei auf das Flaggenſchiff „Victory“ in Portsmouth beſchligt wurden.

Ich blieb anderthalb Wochen in London, ganz von dem Beſtreben in Anſpruch genommen, die Umriſſe dieſer „Welt in der Welt“ zu ſtudiren; weiter reichte meine Zeit nicht, und ſogar dieſes Studium

blieb ſehr oberflächlich. Das Ganze kam mir vor, wie ein zurechtgezimmerter Rieſe, in welchem der Dampf die Pulſation bewirkt und die großen, gewaltſam arbeitenden Lungen mit Lebensluft füllt, aber auf deſſen hochgewölbte Stirn geſchrieben iſt, daß Freiheit, Ordnung und Arbeit die Bedingungen zum Gedeihen und Beſtehen eines Staates ſind.

Am 24. Februar verließ ich, nicht ohne Bedauern, die Hauptſtadt eines Reiches, von dem es ſtolz heißt, „daß die Sonne in demſelben nicht untergeht," um mich nach Portsmouth zu begeben. Am folgenden Tage machte ich dem Befehlshaber der Station, Lord Seymour, meine Aufwartung. Es würde mir ebenſo ſchwer werden, die würdige und liebenswürdige Art, mit welcher er den verlegenen, unbedeutenden Fremden empfing, als den imponirenden, vom Seelenadel geſtempelten Ausdruck in Geſtalt und Haltung dieſes edlen Briten zu ſchildern. Nur wahrhafte Ueberlegenheit des Geiſtes macht einen ſolchen Eindruck und flößt ſo viel Achtung und Vertrauen ein. Ich ſollte in dieſem bedeutenden Manne nicht allein den Typus eines Seemannes, ſondern auch einen Wohlthäter, und in ſeinem gaſtfreien, durch feine, vollendete Bildung ausgezeichneten Hauſe eine Heimath finden. Die ſonnigen Stunden, welche ich dort zubrachte, die Lehren, welche ich dort ſo reichlich empfing, die Güte, welche die liebenswürdige Familie mir ſo unverdient erwies, werden ſtets zu den ſchönſten Perlen in dem Schatze meiner Erinnerungen gehören.

Ich ſollte, wie ſchon erwähnt, auf dem Flaggenſchiffe Victory in den Dienſt treten, und es dürfte den Leſer intereſſiren, ein Wort über dieſes in geſchichtlicher Hinſicht ſo merkwürdige Schiff zu hören. Es iſt das Schiff, auf welchem Admiral Nelſon in der Schlacht bei Trafalgar die engliſche Flotte commandirte, an der Spitze derſelben durch die franzöſiſche Armada drang und beim Anblicke ihrer gänzlichen Vernichtung, umgeben vom Jubel des Sieges, verwundet von der Commandobrücke herabſank, von der er noch vor wenig Stunden den Seinen die Heldenworte zugerufen hatte: „England expects, that

every man does his duty!“*) — Man zeigt noch die Stelle, wo er niederſank — ſein Blut hat ſie für jeden Briten geheiligt! — ſie iſt ein Heldengedicht, von dem größten Seehelden der Welt einem hochſinnigen Volke gewidmet, für welches er lebte und ſiegend ſtarb. —

Im Uebrigen iſt das Schiff nunmehr gänzlich verändert, wird nur zu Uebungen im Hafen benutzt, liegt in demſelben als Wachtſchiff mit wehender Admiralsflagge und geht nicht mehr in See. Es war ein ſchöner Gedanke, ein Schiff zu dieſem Gebrauche zu wählen, welches die Erinnerung an einen ſolchen Mann in ſich trägt, und durch welches die Jugend der Flotte noch immer von Nelſon's Geiſt angetrieben wird, „ihre Pflicht zu thun“ und die Flagge in Achtung zu erhalten, beſonders wenn dem alten Albion Gefahr droht.

In Portsmouth befindet ſich bekanntlich eins der größten Marine-Etabliſſements von England; ſeine Werfte gehören zu den bedeutendſten, und ſeine innere Rhede und ſeine Docks ſind mit alten und neuen Kriegsſchiffen angefüllt. Der Stadt gegenüber liegt das wohlbefeſtigte Gosport, mit einem Werft für Kanonenböte, etwa 100 Stück, von 20—60 Pferdekraft. Dieſe Böte werden aus der See an den Strand hinaufgezogen und dann weiter nach ihren Ankerplätzen geſchafft; das Aufziehen aus der See oder das Niederlaſſen in dieſelbe, kurz das Fortſchaffen der Böte, geſchieht mittelſt einer Locomotive auf eiſernen Schienen, welche nach allen Richtungen hinlaufen; eine eben ſo großartige als zweckmäßige Vorkehrung. Ich fand überhaupt ſehr viel Lehrreiches auf dieſem Werft und beobachtete unter Anderem mit großem Intereſſe in einer Blockfabrik eine Maſchine, welche in wenigen Minuten ein ganzes Dutzend Blöcke anfertigte.

Nachdem ich meine Vorbereitungen zur Einſchiffung beſorgt hatte, begab ich mich an Bord, um dem Commandanten der Victory, Capitain Seymour, meine Aufwartung zu machen; auch er hieß mich willkommen und ſagte mir, daß er Befehl von der Admiralität erhalten habe,

*) „England erwartet, daß jeder Mann ſeine Pflicht thut!“

mich auf genanntem Fahrzeuge anzuſtellen; er wies mir meinen Platz an in dem Officiers-mess (the wardroom), doch wurde es mir außerdem geſtattet, eine der Admiralskajüten zu benutzen, da der Admiral am Lande wohnte und ſomit ſelten am Bord war.

Ich hatte keinen eigentlichen Dienſt am Bord der Victory, womit ich ſehr einverſtanden war, da ich meine Zeit bedurfte, mich in der Sprache zu vervollkommnen, den Dienſt zu beobachten und mich auf der Station umzuſehen.

Nach und nach machte ich Bekanntſchaften am Bord, welches mir vielleicht dadurch erleichtert wurde, daß ich ſehr aufmerkſam auf mich ſelbſt war und bemüht, Alles zu thun, was man von einem Manne in meiner Lage fordern konnte; vielleicht auch dadurch, daß ich unter engliſchen Kriegsgeſetzen ſtand und engliſche Uniform trug, ein Ehrenkleid, welches mich berechtigte, mit Wohlwollen in den Kreis der Gentlemen am Bord der Victory aufgenommen zu werden.

Es iſt wohl nicht zu beſtreiten, daß unter allen Ausländern wenige ſo unzugänglich und ſchwer zu verſtehen ſind, als die Engländer. Ihr Aeußeres iſt meiſtens kalt und ſteif, ihre Manieren werden durch ihre Eigenheiten ſeltſam und abſtoßend. Der Engländer gebraucht keine Phraſen und verachtet die Kunſtgriffe, ſich intereſſant zu machen. Er iſt geradeaus, wortkarg, unzugänglich und ſchröff; er weicht nicht gern der Gewalt, wahrſcheinlich aus Grundſatz und, wie Bulwer ſagt, weil nichts einen Mann mit angeborenem Stolze in ein ſo unvortheilhaftes Licht ſtellt, als das Gefühl der Abhängigkeit. Deſſenungeachtet lebe ich der Ueberzeugung, daß keiner ſo feſt in Wort und That, keiner ſo zuverläſſig iſt, als er, nota bene, wenn er es einmal über ſich vermocht hat, ſein Herz zu öffnen und die Hand als Freund darzubieten; er giebt ſich alsdann ganz ſeiner Zuneigung hin und macht ſich eine Ehre daraus, unübertroffen darin zu bleiben. Ich habe dies in reichlichem Maße erfahren.

Am 14. März erhielt ich endlich den Befehl, an Bord der Fregatte „Shannon" zu gehen, welche auf die Rhede von Portsmouth ein-

gelaufen war und Ordre hatte, sofort mit sogenannten überzähligen Officieren und verschiedenem Kriegsmaterial nach China abzugehen. Ich war auf das Flaggenschiff „Calcutta“ in China beordert und sollte auf der Ueberfahrt nur als supernumerary midshipman (überzähliger Cadett) dienen. Die Dampffregatte Shannon von 600 Pferdekraft und mit 51 Kanonen war ein ganz neues Kriegsschiff und eins der besten in der englischen Flotte.

Am 16. März verließ ich die Victory und ging nach dem Shannon hinüber. Der erste Anblick dieses Schiffes war in der That Achtung einflößend; ich hatte bis dahin keins gesehen, was sich mit demselben vergleichen ließe. Die übereinstimmenden Verhältnisse in den Formen, die Stärke der Schraube, die Genauigkeit in der Zusammensetzung, die zweckmäßige Anordnung der Takelung, die comfortable Einrichtung — Alles war so, daß es unwillkürlich einen Seemann, der seinem Berufe mit Liebe anhängt, interessiren mußte. — Ich suchte sofort mit einigen Kameraden den ersten Lieutenant auf. Wir erfuhren, daß er sowohl als der Capitain am Lande seien, und gingen deshalb zum zweiten Lieutenant, welcher auf dem Verdeck mit den Zurüstungen zur Abreise sehr beschäftigt war, und nur Zeit hatte, uns flüchtig willkommen zu heißen. — Ich blieb eine Zeit lang auf dem Verdeck, um zu sehen, mit welchem Eifer die Arbeiten betrieben wurden; es schallten Commandoworte um mich her, die ich nicht verstand; die Bedeutungen der Pfeifen-Signale mußte ich auch nur zu errathen suchen; es war eine Freude, die Gewandtheit und Aufmerksamkeit zu sehen, die der englische Matrose bei seiner Arbeit entwickelt, und wie er sichtlich bemüht ist, den geringsten Wünschen seiner Vorgesetzten unaufgefordert entgegen zu kommen. Nicht minder lehrreich war es, den zweiten Lieutenant zu beobachten in seiner Weise, sich Gehorsam und Gehör zu verschaffen, ohne jegliche Anwendung sogenannter Schreckmittel. Er war ein ungefähr dreißigjähriger Mann, klein, mit rothem Haar und rothem Backenbart, und kam mir im ersten Augenblicke ziemlich unbedeutend vor, insofern er meinen Vorstellungen von einem englischen

Seeofficiere nicht entſprach; ich hatte mich jedoch gewaltig in meiner Annahme geirrt, und lernte in ihm alsbald einen ebenſo gediegenen als biederen Mann kennen.

Ich hatte mich wohl eine halbe Stunde lang umgeſehen, als der älteſte Midſhipman auf das Verdeck kam und, da er mich in der Mate's- (Halbofficiers-) Uniform fand, mich erſuchte, ihm hinunter in das Waffenzimmer zu folgen, welches den jüngeren Officieren zum Speiſezimmer (mess) diente. Hier brachte ich die unangenehmſte Stunde zu, die ich am Bord des Shannon verlebte, in der Geſellſchaft von Knaben von 16 bis 20 Jahren, welche einen heilloſen Lärm machten, freilich ohne den Fremden zu beläſtigen, aber auch ohne ſich im Geringſten zu bemühen, ihm ſeinen Aufenthalt angenehm zu machen. Ich ging mißvergnügt auf die Batterie und traf daſelbſt einen jungen Arzt, welcher gleichfalls beordert war, mit nach China zu gehen; er frug mich, woher ich käme? Ich erzählte ihm von meinem neuen Quartiere, als gerade der vierte Lieutenant vorüber ging; der Arzt wandte ſich an denſelben, theilte ihm mit, was geſchehen ſei, fügte hinzu, daß ich auf der Victory meinen Platz im wardroom gehabt hatte und als alter Officier wohl berechtigt ſei, denſelben am Bord des Shannon zu behaupten.

Der Wunſch ward ſogleich berückſichtigt; ich wurde in das wardroom geführt und den anweſenden Officieren vorgeſtellt, welche mich von dem Augenblicke an mit brüderlichem Wohlwollen aufnahmen.

Hier muß ich eines kleinen Ereigniſſes gedenken, weil es zeigt, wie man die Mannszucht am Bord der engliſchen Kriegsſchiffe handhabt, und wie man es verſteht, aufkeimende Zwiſtigkeiten auf paſſende Weiſe zu ſchlichten.

Am zweiten Tage meines Aufenthaltes am Bord bemerkte ich zum erſten und letzten Male eine Uneinigkeit zwiſchen den Mitgliedern unſeres wardroom's mess, und zwar zwiſchen dem Capitain der Seeſoldaten und dem Lehrer der Schifffahrtskunde; dem letzteren entfuhren in der Hitze einige verletzende Worte, aber kaum hatte er ſie geſprochen, als der anweſende erſte Lieutenant ſich entfernte, mit dem Be-

fehle an denſelben, ihm auf das Deck zu folgen. Was zwiſchen ihnen verhandelt wurde, weiß ich nicht, aber nach einigen Augenblicken kam der Lehrer etwas verlegen und niedergeſchlagen zurück, um dem Capitain Abbitte zu leiſten; damit war der Zwiſt zu Ende und keine Spur blieb davon zurück. Sowohl der Capitain als der Lehrer ſind im indiſchen Kriege geblieben. — Ich werde über ihr Ende ſpäter berichten.

Bald war Alles klar (bereit, geordnet) am Bord. Am 17. März wurden die Anker gelichtet und die Maſchine in Bewegung geſetzt. Portsmouth verſchwand wie ein dunkler Punkt in blauer Ferne, und von England, dieſer Königin des Meeres, ſah man bald nur noch einen blaßgelben Streifen am Horizonte, einen Schimmer der in den Strahlen der Abendſonne badenden Kreideküſte.

Mit welchen Gefühlen ich den Wechſelfällen eines dunklen Schickſals entgegen ging, laſſe ich ungeſagt. Ich dachte an mein Vaterland, und dieſer Gedanke weckte und befeſtigte ernſte Vorſätze. Ich ahnete, daß ſich mir große Gefahren in den Weg ſtellen würden, und daß es mehr als je meine Pflicht ſei, mit frohem Muthe auf Alles gefaßt zu ſein und Gott vor Augen zu haben. Die ewig nach Raub lüſterne Tiefe unter mir konnte mich nicht ſchrecken; ich ſah ja den klaren, wachſamen Himmel über mir, zu dem ich vertrauensvoll mein Auge empor richtete.

Zweites Capitel.

Das Leben am Bord. — Macht eines englischen Befehlshabers. — Meine erste Beförderung. — Capitain William Peel. — Mannszucht auf einem englischen Kriegsschiffe. — Strafen am Bord. — Einige Bemerkungen über die Fregatte Shannon. — Nutzen des sogenannten »brunn.« — Unglücksfälle während der Reise. — Clifford's patentirter Rettungsapparat. — Militairische Uebungen. — Verschiedenes über die Mannschaft des Shannon und über die englische Nation im Allgemeinen.

Das Leben am Bord ist sowohl auf dem Kriegs- als auf dem Kauffahrtheischiffe gewöhnlich höchst einförmig. Wie könnte es auch anders sein, da der Kreis, in welchem man sich bewegt, so eng und abgemessen ist, die Gegenstände, die sich sowohl innerhalb als außerhalb der Grenze unserem Auge darbieten, immer dieselben bleiben, und sogar die Beschäftigungen täglich dieselben sind, gleich einer Maschine, in welcher, nachdem sie einmal in Bewegung gesetzt ist, jedes Glied sich mechanisch bewegt, so lange die Treibkraft reicht. Freilich wird diese Einförmigkeit bisweilen unterbrochen, aber dies geschieht doch nur selten und immer aus unvorhergesehenen Ursachen, wie z. B. durch Sturm u. s. w. — Dabei hat man denn die trefflichste Gelegenheit, Menschen zu studiren, und zu lernen, wozu jeder taugt in der Stunde der Gefahr, nicht allein durch seinen Muth, sondern auch durch Geistesgegenwart und Erfahrung. Mancher, der bei ruhigem Wetter die Rolle des Großsprechers gespielt hat, stürzt von seiner Höhe herab wie ein platzender Luftballon; während andere, die es verachteten, sich durch falsche Mittel Geltung zu verschaffen, die herrlichsten Kräfte ihrer besseren Natur entwickeln, um das rasende Element zu bekämpfen und zu besiegen.

Ich fühlte diese Einförmigkeit jedoch weniger, als meine Kameraden; ich sah mich ja am Ziele eines meiner sehnlichsten Wünsche: ich

Digitized by Google

stand in englischen Diensten und durfte mich an kriegerischen Unternehmungen betheiligen! Dazu hatte es der Zufall gefügt, daß ich auf ein vortreffliches Schiff gekommen war, in täglichen Verkehr mit edlen, einsichtsvollen Menschen. Was konnte ich in meiner Lage mehr verlangen? —

Der Despotismus hat wohl nirgend freiere Hand im Thun und Lassen, als am Bord eines Kriegsschiffes und besonders eines englischen. Ein blinder Gehorsam ist hier die ausdrückliche Bedingung zum Zusammenhalten des Ganzen. — Man verwandle diese gewaltsame Regierungsart in eine berathende, — und Auflösung und Untergang des kleinen Staates werden nicht lange auf sich warten lassen! Der Wille des Einen ist Richtschnur und Gesetz für Alle; keine Einwendungen sind gestattet, und wären es die gerechtesten. Die Untergebenen unterwerfen sich diesem Absolutismus in der Ueberzeugung, daß ohne diese strenge Mannszucht keine Ordnung bestehen kann; ich kann dies aus eigener Erfahrung bestätigen, ohne die geringste Zuneigung für Alleinherrschaft, wie und wo diese sich sonst zeigt, zu haben; in diesem Falle kann zwischen Land und See durchaus keine Vergleichung stattfinden. Zur See hängt die Sicherheit und das Bestehen des Ganzen oft von der Eingebung des Augenblickes ab, und von der schleunigsten Ausführung derselben, weshalb auch jede Berathschlagung, jedes Appelliren an die allgemeine Meinung nur schaden kann und den Ausgang der Sache dem Zufalle in die Hände giebt. Hieraus folgt aber auch, daß es beim Besetzen der Capitains-Posten von größter Wichtigkeit ist, auf die Tauglichkeit des Individuums zu sehen; diesem Grundsatze wird bei den Beförderungen in der englischen Flotte meistens Folge geleistet, während bei der Landarmee das Gegentheil stattfindet, indem Geld und Geburt dort von allzugroßem Einflusse sind. Der Befehlshaber auf einem englischen Kriegsschiffe hat — besonders während seines Dienstes auf offener See — die Macht, nach eigenem Gutdünken zu handeln, und ist dafür nur Gott allein verantwortlich. Er hat das Recht, seine Untergebenen nach Gefallen

zu behandeln und keine Proteſte ihrerſeits zu berückſichtigen, ſo lange ſeine Herrſchaft dauert. Er kann mit dem Fahrzeuge nach ſeinem Belieben verfahren; er kann die Takelung, die ganze innere Einrichtung deſſelben verändern, natürlich unter Verantwortlichkeit. In Folge dieſer ihm verliehenen Macht muß aber der Staat auch auf eine beſondere Befähigung ſeinerſeits zur Ausführung ſeiner Pflichten zählen können. —

Nachdem ich einige Tage auf dem Shannon geweſen war, wurde ich dem Dienſte einer Lieutenantswache zugetheilt; die Aufgabe war gewiß nicht ſchwer zu löſen, erforderte aber doch die ganze Aufmerkſamkeit eines Neulings, der in Sprachen, Sitten und Gebräuchen beim Dienſte noch ſo wenig zu Hauſe war. Nachdem dies etwa 6 Wochen fortgeſetzt worden, wurde ich von meinem Capitain, Sir William Peel, beordert, unter Verantwortlichkeit eines Lieutenants den Befehl zu übernehmen; dies geſchah nur für eine Wache, worauf der Capitain mir den Befehl auf eigene Verantwortung übertrug, eine Aufmunterung, welche mir viel Freude machte und auf die ich hätte ſtolz ſein können, wenn ich nicht eingeſehen hätte, daß in dieſer Beförderung die Anerkennung meines guten Willens und nicht etwa meiner Verdienſte als Officier liege.

Capitain William Peel, der Sohn des großen Staatsmannes, war ein würdiger Träger dieſes in ganz England ſo geachteten Namens. Man brauchte ihn nur einmal auf der Commandobrücke geſehen zu haben, um ihn nie wieder zu vergeſſen. Er war ein Mann von vielſeitiger Erfahrung, hatte einen reich begabten Verſtand und das Herz auf dem rechten Flecke. — Ich werde öfter auf ihn zurückkommen.

Ich habe niemals wirkliche Unannehmlichkeiten von dem mir übertragenen Commando gehabt, obſchon der Engländer ſchwerer als Andere ſich einem fremden Vorgeſetzten unterordnet; und dies iſt beſonders bei dem engliſchen Seemanne der Fall, welcher die eingewurzelte Ueberzeugung hat, daß er in ſeinem Berufe unfehlbar, und

daß ihm von der Natur die Rolle des „Beherrschers der Meere" zuerkannt ist. Was mir hier, als ich als Vorgesetzter auftreten sollte, vorzüglich zustatten kam, war theils die unbestechlich strenge Disciplin, welche am Bord herrscht und auch nicht das geringste Versehen gegen die anbefohlene Ordnung ungeahndet hingehen läßt, und theils der Ehrgeiz eines Jeden, seine Pflicht zu erfüllen, und die Achtung vor dem Gesetze, welche Albion's Söhne so vortheilhaft charakterisirt. Etwas möchte ich auch meinem gleichmäßigen, bestimmten Benehmen zuschreiben dürfen, meinem sichtlichen Bemühen, niemals über die Schranken der mir verliehenen Macht hinaus zu gehen, und meiner Unbeugsamkeit vor jeder ungebührlichen Anmaßung. Ich erinnere mich nur ein einziges Mal während dieser drei Jahre, einen Verdruß der Art gehabt zu haben, nämlich beim Ertheilen einer Strafe. Ich schickte einen Matrosen, der des Guten zu viel gethan, in Arrest, und derselbe antwortete mir auf ungebührliche Weise mit Anspielungen auf meine Eigenschaft als Fremder.

Man glaubt im Allgemeinen, daß die Mannszucht auf den englischen Kriegsschiffen durch besonders grausame Strenge aufrecht erhalten wird. — Es mag früher der Fall gewesen sein — jetzt ist es nicht mehr so. Die vorgeschrittene Bildung hat auch hier eine mildere Behandlung hervorgerufen, und zwar mit dem schönsten Erfolge. Das früher so oft angewandte Tauende kommt nur noch bei gröberen Vergehen vor, wie z. B. bei Verweigerung des Gehorsams, Meuterei, Diebstahl, Desertion u. s. w. Es wird auf folgende Weise angewendet. Der Verurtheilte wird bis auf die Beinkleider entkleidet und stehend mit Händen und Füßen festgebunden, worauf er mit der sogenannten „Katze" die bestimmten Hiebe über den Rücken erhält; diese Katze besteht aus neun Peitschenschnuren von der Dicke eines Loggseiles *), welche in einem Handgriffe zusammengefaßt sind, und wird von einem Unterofficiere geführt, welcher nach jedem Dutzend ertheil-

*) Loggen: die Geschwindigkeit der Fahrt messen.

D. Uebers.

ter Hiebe von einem Kameraden abgelöst wird. Officiere und Besatzung sind bei der Execution anwesend, die ersteren mit dreieckigem Hute und den Degen an der Seite. — Geringere Versehen werden mit Arrest oder Strafdienst geahndet. Wenn dieselben ernsterer Art sind, und die wohlverdiente Züchtigung nicht erlassen werden kann, wird der Straffällige unter Deck geführt und in Eisen gelegt. Eine andere, sinnreich erdachte Strafe, die eigentlich nur eine gelinde Zurechtweisung enthalten oder den schlummernden Ehrgeiz wecken soll, in ihren Folgen aber sich oft wirksamer zeigt, als körperliche Züchtigungen, besteht darin, daß ein gewisses Quantum Wasser unter die Portion Grog des Straffälligen gemischt und diese ihm in Gegenwart der Besatzung auf dem Verdeck gereicht wird. Am Bord des Shannon wurde das Tauende nur selten angewandt; man sah deutlich, daß der Capitain sich scheute, dies Urtheil zu verkünden, und nur die äußerste Nothwendigkeit konnte ihn dazu zwingen. Man erwartete schon damals, daß England das Recht der Tau- und Prügelstrafen bedeutend einschränken werde, welches auch nunmehr in umfänglicher Weise geschehen ist, und hoffentlich als erster Schritt zur gänzlichen Abschaffung eines Ueberbleibsels früherer barbarischer Zeiten angesehen werden darf.

Der Abstand zwischen Commandirenden und Mannschaft ist auf den englischen Schiffen keineswegs so groß, wie man sich ihn vorzustellen pflegt. Der englische Officier weiß zu befehlen und sich Gehorsam zu verschaffen; aber er weiß auch, daß der Untergebene Mensch ist und als ihm gleichstehend behandelt werden muß, wenn der Dienst ihn nicht zwingt, seine Würde strenger zu behaupten.

Am Abend, nach dem Appell, wurden bei günstigem Wetter gewöhnlich gymnastische Uebungen, Stockfechten, Boxen u. s. w. auf dem Verdeck vorgenommen, welche mit einem Tanze auf der Batterie endigten; die meisten Officiere, vom ältesten Lieutenant bis zum jüngsten Cadetten, nahmen Theil an diesen minderen Spielen. Ich blieb an den ersten Abenden ein müßiger Zuschauer, aber von meinem Freunde,

dem Arzte von der Victory, zu einem Stockgefechte aufgefordert, worin er Meiſter zu ſein glaubte, nahm ich die Herausforderung an, und das Ende war, daß mein Gegner, in das Auge getroffen, auf die Krankenliſte kam. Daſſelbe Glück hatte ich, als ich mich zum erſten Male im Boxen verſuchte, welches ich jedoch nur dem Zufalle zuſchreiben darf. — Es wäre wünſchenswerth, wenn auch auf unſeren Schiffen dergleichen Beluſtigungen eingeführt würden, welche nicht allein die Einförmigkeit unterbrechen, ſondern auch den Körper abhärten und ſtärken und das Gemüth erfriſchen. — Ich wurde eines Abends angenehm dadurch überraſcht, daß der Muſikdirector beim Tanze einen ſchwediſchen Walzer ſpielen ließ, welchen er ohne mein Wiſſen hatte einüben laſſen. — Dies war nicht die einzige liebenswürdige Aufmerkſamkeit, die mir erwieſen wurde; ich bewahre manche liebe Erinnernng der Art in meinem dankbaren Herzen.

Einige ſpeciellere Nachrichten über den Shannon dürften für andere Seeleute nicht ohne Intereſſe ſein.

Die Anzahl der zum Schiffe gehörigen Officiere, incl. Midſhipmen oder Cadetten, betrug	42
Petty officers (Unterofficiere)	45
Matroſen und Heizer	357
Jungen 1. und 2. Claſſe (welche unſeren Schiffsjungen entſprechen)	46
Marineſoldaten	70
(ohne die Ueberzähligen)	560.

Der Koſtenanſchlag für ein Kriegsſchiff richtet ſich in England nach der Anzahl der Kanonen und Pferdekräfte. Jede Kanone wird zu 18,000 Thlr. ſchwed. berechnet, jede Pferdekraft zu 900 Thlr. Der Shannon, mit 51 Kanonen, 600 Pferdekraft und 2652 Tons (1 Ton = 20 Ctr.) Tragfähigkeit koſtete 51 × 18,000 + 600 × 900 = 1,458,000 Reichsthaler, dazu noch die Schraube mit Apparat, welche

eine Ausgabe von 27,000 Thlrn. veranlaßte — also belief sich die Totalsumme auf 1.485,000 Reichsthaler *).

Die durchschnittliche, mittlere Schnelligkeit des Shannon bei ruhigem Wetter, mit Dampf und Gebrauch der ganzen Maschine und bei einem Kohlenverbrauche von 72 Tons per Tag, beträgt 10,5 Knoten **) per Stunde; mit 3 Kesseln, Expansion des ersten Grades und 50 Tons: 9 Knoten; mit Expansion zweiten Grades und 45 Tons: 8 Knoten; mit Expansion dritten Grades und 36 Tons: 7½ Knoten; mit Expansion vierten Grades und 30 Tons: 7 Knoten. Mit 2 Kesseln, Expansion des vierten Grades und 24 Tons wurden 6 Knoten gemacht. Die größte Schnelle des Shannon wurde bei einer Probefahrt auf 11,5 Knoten gebracht, mit 80 Tons per Tag (die Kohlenbehälter des Shannon können einen Vorrath einnehmen, womit das Schiff bei voller Kraft 5 Tage lang gehen kann). Die Fahrt nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung wurde fast gänzlich unter Segel zurückgelegt, und zwar in 51 Tagen. Das Wetter war größtentheils schön, der Wind ungünstig. Die Fregatte machte in den letzten 24 Stunden 302 Meilen, und wurde, ohne zu forciren, mit Wind von Steuerbord ***) und leicht geführtem Ruder auf 15 Knoten geloggt.

Der Shannon ist, wie alle englischen Kriegsdampfschiffe, mit einer Oeffnung, einem sogenannten „brunn," versehen, um die Schraube heraufnehmen zu können; der größte und eigentliche Vortheil einer solchen Oeffnung besteht darin, daß man die Schraube, wenn sie beschädigt oder unklar ist, sofort aufnehmen und in Ordnung bringen kann, während man in Ermangelung einer solchen Vorkehrung jedes-

*) Diese Berechnung hat in den letzten Jahren in Folge der höheren Waarenpreise eine Veränderung erlitten, wovon die Fregatte „Liffey," Schwester des Shannon, einen sprechenden Beweis liefert; sie wurde im Jahre 1858 vollendet, also zwei Jahre nach dem Shannon, und kostete 2,610,000 Thlr. — Ich rechne das Pfund Sterling durchschnittlich zu 18 Thlr. schwed., welches vielleicht reichlich hoch angeschlagen sein mag.

**) Die Loggleine zum Messen der Geschwindigkeit ist durch Knoten abgetheilt, deren jeder 1 Meile bezeichnet. D. Uebers.

***) Die rechte Seite des Schiffs vom Steuer aus D. Uebers.

mal den Hafen ſuchen muß. Auf unſerer Reiſe nach China und zurück geſchah uns dies zweimal; einmal war Sand zwiſchen Schraube und Achſe gerathen, ein andermal hatte ein Tauende die Schraube unklar gemacht und ihre Bewegungen gehemmt; dem Schaden wurde beide Male durch Aufnehmen der Schraube abgeholfen.

Oft bildet man ſich nur ein, daß etwas an derſelben in Unordnung ſei, oft iſt es wirklich der Fall, ohne daß man es weiß; da iſt es jedenfalls eine herrliche Sache, ſich Gewißheit darüber verſchaffen zu können. Meiner Anſicht nach iſt dieſe Vorrichtung weniger zweckmäßig für Schiffe, welche nur kürzere Reiſen machen oder immer Häfen und Docks*) in der Nähe haben, beſonders wenn die Annahme ſich als richtig erweiſt, daß dieſelbe das Fahrzeug bedeutend ſchwächt. Ein Grund für dieſelbe liegt aber wiederum darin, daß man beim Segeln die Schraube aus dem Waſſer heraufnehmen kann, weil ſie in dieſem Falle nur den Widerſtand vermehrt. Ich habe Gelegenheit gehabt, mehrere Vergleiche darüber am Bord des Shannon anzuſtellen. Mit einfach gerefftem Marsſegel**) bei gleichmäßiger Briſe (leichtem, ſtetigem Winde), unbedeutendem Seegange (Heben und Senken der Wellen), Wind von der Seite, die Schraube im Waſſer, lief das Schiff 8.4 Knoten; als die Schraube heraufgenommen war, 8.8 Knoten; der Unterſchied betrug 0.4 Meilen die Stunde. Die Schraube des Shannon war zweiblättrig.

Unſere Reiſe nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung lief nicht ganz ohne Unglücksfälle ab; ich will einige derſelben erwähnen, um zu zeigen, wie man in England darauf bedacht iſt, augenblicklich Hülfe leiſten zu können, deren Niemand mehr benöthigt iſt, als der Unglückliche, welcher unter voller Fahrt über Bord fällt.

Ein Midſhipman fiel von der Stängenwand***) und ſtürzte in das

*) Baſſins, durch Schleußen mit dem Hafen verbunden, in denen die Schiffe behufs der Ausbeſſerung durch Ablaſſen des Waſſers trocken gelegt werden können. D. Ueberſ.

**) Einfach gerefftes Marsſegel: zum Theil eingebundenes zweites Segel des großen Maſtes. D. Ueberſ.

***) Stängen: die kleinen Raaen oder Querſtangen, an denen die Segel befeſtigt ſind; —

Meer. Das Schiff lief 9 Knoten, alle Segel beigesetzt, auch das Leesegel*). Es wurde augenblicklich Alarm gemacht, das Schiff vor den Wind gelegt und alle Segel bis auf das Marssegel eingezogen; 20 Minuten nach dem Alarmsignal war das ausgesetzte Boot wieder am Bord, und zwar mit dem unglücklichen Opfer, welches zwischen den ausgeworfenen Tauen gefunden worden war, der Kopf durch den Fall gegen den Anker zerschmettert.

Ein Schiffsjunge fiel von der Fockwand**). Die Fregatte ging mit einer Fahrt von 8 Knoten, den Wind von der Seite, die Leesegel der einen Seite beigesetzt. Zwei Minuten nach dem Alarm war das Rettungsboot in See und unter Ruder, und 20 Minuten nach dem Signal wieder am Bord mit dem Geretteten, welcher ohne Schaden davongekommen war.

Die Rettungsböte des Shannon, welche bei diesen Gelegenheiten benutzt wurden, waren mit Clifford's patentirter Vorrichtung versehen, um sie in See zu fieren (niederzulassen), und ich habe aus eigener Erfahrung alle mögliche Ursache, diese Erfindung zu loben und zu wünschen, daß die Rettungsböte unserer schwedischen Schiffe ebenfalls damit versehen würden. Doch muß ich bemerken, daß die Anwendung dieser Erfindung von geringerem Nutzen sein dürfte bei sehr schweren Böten, die überdies Takelwerk führen müssen, wie dies der Fall war bei den Rettungsböten des Dreideckers „Marlborough," von denen das eine 30 Fuß maß und $\frac{1}{2}\frac{8}{0}$ Tons wog, das andere bei 25 Fuß Länge ein Gewicht von $\frac{1}{2}\frac{1}{0}$ Tons hatte.

Die Rettungsböte des Shannon wogen bemannt 2 Tons. Die englischen Zeitungen haben vielfältige Berichte enthalten über die Clifford'sche Methode, die Böte in See zu lassen, und alle stimmten darin

---

Wanden: das an den Masten hinaufgeführte feststehende Takelwerk: Taue, Strickleitern ꝛc. D. Uebers.

*) Lee: die vom Winde abgewendete Seite. D. Uebers.

**) Fockmast: der vordere Mast. D. Uebers.

überein, eine Erfindung zu preiſen, durch die es möglich gemacht wird, daß nur ein Mann und ein Wille erforderlich ſind, um das Boot in See zu ſieren. Ihr Werth wird noch erhöht durch die Zuverſicht, welche ſie der Beſatzung einflößt, was bei unſeren ſchwediſchen Rettungsböten keineswegs der Fall iſt, da die damit angeſtellten Verſuche, wenn es gilt, ein Menſchenleben zu retten, gewöhnlich unglücklich ausfallen, weil es viel zu viel Zeit erfordert, die Böte zu löſen, in See zu laſſen und vom Takelwerk frei zu machen.

Unſere militairiſchen Uebungen auf dem Shannon wurden mit Eifer und Ueberlegung betrieben. Bei jedem günſtigen Wetter wurden Vor- und Nachmittag zum Exerciren angewandt, und einmal wöchentlich das Deck zum Treffen klar gemacht (alle nöthigen Vorbereitungen dazu getroffen). Unſere Beſatzung beſtand größtentheils aus jungen, unerfahrenen Leuten, weshalb es um ſo nothwendiger war, die Mannſchaft in beſtändiger Thätigkeit zu erhalten, beſonders da Alle wußten, daß uns binnen kurzem ernſte Kämpfe gegen Englands Feinde bevorſtanden. Es war in der That ein gutes Vorzeichen und herrlich anzuſehen, wie ein Jeder von dem Wunſche beſeelt war, Proben ſeines Muthes und ſeiner Geſchicklichkeit abzulegen und es werth zu ſein, bei ſeiner Heimkehr nach England als echter Brite bewillkommnet zu werden. Ich hatte mehrfach Gelegenheit, den traulichen Geſprächen zwiſchen Matroſen und Marineſoldaten zu lauſchen, und kann hieraus, wie aus manchen anderen Umſtänden darüber urtheilen, wie groß die Begeiſterung und die Liebe des Engländers für ſein Vaterland iſt. Er ſieht in der Inſel ſeiner Väter nicht allein ein Paradies, welches zur höchſten Fruchtbarkeit gediehen iſt, ſondern ein uneinnehmbares Bollwerk für Freiheit und Menſchenrechte. Schon das Wort „Old England" electriſirt ihn, es klingt ſeinem Ohre wie eine ſtändige Mahnung, daß er dem tapferſten, freieſten Volke angehört; und in dieſem Glauben liegt die Stärke nicht allein des Einzelnen, ſondern der ganzen Nation. Ein Volk, welches ſo denkt und fühlt, iſt zu allen Opfern fähig und kann ſich nie verloren geben; wohl kann es von der Uebermacht beſiegt wer-

den und untergehen, aber niemals in buchstäblicher Bedeutung des Wortes. sinken oder ein anderes Grab finden, als die Ruinen seines Vaterlandes.

Diese gerechte Würdigung der guten und starken Seiten des englischen Volkes hat mich jedoch nicht blind für seine Schwächen gemacht, und als eine der hervorragendsten möchte ich die Gleichgültigkeit gegen alles Nicht-Englische bezeichnen, eine Geringschätzung alles dessen, was nicht den Stempel des englischen Ursprunges trägt, es möge noch so vortrefflich sein. Wie lange hat nicht John Ericksson's Schraube auf ihre Aufnahme warten müssen! Erst nach drei Jahren bequemte man sich dazu und ließ sich herab, Nutzen aus dieser herrlichen Erfindung zu ziehen, obschon Graf Adolph v. Rosen unermüdlich gestrebt hatte, ihre Annahme zu bewerkstelligen.

Man kann ferner nicht leugnen, daß Derbheit und Stolz einen Schlagschatten auf den englischen Nationalcharakter werfen, welcher sich bisweilen, und zwar auf plumpe Weise, überschätzt. Die physische Kraft spielt eine große Rolle in diesem Lande, vielleicht aus dem Grunde, weil sie daselbst besser als anderswo bezahlt wird. England ist durch Arbeit zu dem geworden, was es ist, deshalb ist das bedeutendste Hülfsmittel dazu nach und nach fast zum Götzen erhoben worden. Das Wunderliche hierbei ist, daß die Schwäche der Stärke die Ehrenkrone flechten mußte. — Was die natürliche Liebenswürdigkeit, welche doch mehr oder minder jedem Volke verliehen ist, gehindert hat, sich hier zu entwickeln, wie sie sollte, ist die Gewinnsucht, welche alle anderen zarteren Gefühle überflügelt hat und wohl bei keiner anderen Nation zu einer solchen Leidenschaft geworden ist, als eben bei der britischen. Wer will und wer könnte leugnen, daß dem Gelde an sich, als Mittel des Verkehrs, die Anerkennung, die einer Macht gebührt, nicht zu versagen ist? Aber es zum einzigen Ziele unseres ganzen Strebens machen verhärtet unsere bessere Natur und lähmt die Schwingen des Geistes! Vernunft und Phantasie müssen gegen die angemaßte Herrschaft des Reichthums protestiren — aber dort zu Lande bleiben die Proteste aus.

Der Werth des Menſchen wird nach ſeinem Vermögen abgemeſſen und berechnet — nicht nach der Goldgrube in ſeinem Herzen oder Geiſte, ſondern nach dem klingenden Inhalte ſeiner Geldkiſte.

Einen Anlaß giebt es jedoch, bei dem der Engländer die Abgötterei, die er mit dem rohen Metall treibt, bei Seite ſetzt, alle kleinliche Eigenſucht abſtreift und mehr als Andere fähig iſt, zu entbehren, zu dulden und zu entſagen. Das iſt, wenn ſein Vaterland in Gefahren ihm zuruft, daß es ſeiner bedarf. Da ſteht er auf einmal wie zu einem neuen, ſchöneren Menſchen umgewandelt, gleich einem ſchweigenden Vulcan, der ſich ſtill zum Ausbruche entzündet, plötzlich ſeine Lavadecke abwirft und, in Feuergluth hoch aufleuchtend, ſein eigentliches Weſen offenbart! Mit offener Hand giebt er hin, was er Jahre lang mit Liebe geſammelt — er giebt es ohne Seufzer, und ſtiehlt ſich wirklich eine Thräne in ſein Auge, ſo iſt es eine Thräne der Freude — nein, des Glückes, dem nützen zu können, was er am innigſten liebt. Sein Patriotismus kennt keine Grenzen, man möchte ihn mit dem reinſten, durch Leiden um den theuren Gegenſtand zur höchſten Tugend geläuterten Gefühle eines Liebenden für die Geliebte vergleichen, dem jede Aufopferung Wonne dünkt, und der ſich ſelbſt dem Untergange weiht, welcher ihn mit einer Märtyrerkrone ſchmückt! —

Dieſer Begriff von einem Staatsbürger entſprießt hauptſächlich einer vernünftigen, zeitgemäßen Erziehung. — Das Erſte, was der engliſche Knabe von ſeiner Mutter lernt, iſt: Gott über Alles lieb und hoch zu halten; das Erſte, was ihn der Vater lehrt, iſt: das Vaterland zu lieben und zu ehren! Beides lernt ſich nicht auf der Schulbank, es muß der Jugend vor Allem durch Beiſpiel eingeprägt werden, wenn es eine lebendige Wahrheit bleiben ſoll. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich behaupte, daß kein Volk die rechte Aufgabe und Ausführung ſeiner irdiſchen Sendung ſo gut verſtanden hat, als eben das engliſche, obſchon ich weiß, daß in keinem anderen Lande ſo traurige und entſetzliche Abweichungen vom rechten Wege

vorkommen. — Wieder eine Beſtätigung des Satzes: „Je ſtärker das Licht, deſto tiefer der Schatten!“ Wer den Fortſchritt und die Stufen in der Entwickelung der engliſchen Cultur verfolgt, dem muß es auffallen, daß theoretiſche und praktiſche Bildung bei derſelben niemals vereinzelt wurden; mit einander abwechſelnd, einander ſtützend und ermunternd, ſind ſie Hand in Hand bis zum Gipfel der Civiliſation geſtiegen. Man hat ſich hier nicht, wie in Deutſchland, ſo in Theorien vertieft, daß man darüber faſt die Anwendung derſelben vergaß; man hat nicht, wie in Frankreich, mit ſolcher Vorliebe Verſuche gemacht, daß man jede theoretiſche Darſtellung, jede ſyſtematiſche Berechnung, jeden vorbereitenden thatſächlichen Beweis für ſcholaſtiſche Pedanterie und Zeitverluſt hält; man iſt nicht wie in Italien zu Werke gegangen, wo man die wiſſenſchaftliche Nahrung auf der geiſtigen Speiſekarte unter die ſogenannten entremets einreiht, während man ſeine Wißbegierde mit der leichten Koſt der ſchönen Künſte beſchwichtigt und deshalb geiſtig und körperlich abgemagert iſt. Die Urſache der Verſchiedenheit in der Weiſe der Anſchauung, der Auffaſſung und der Anwendung liegt nach meiner Anſicht in der dieſen Nationen eigenthümlichen Schaffungslaune und in dem Streben, ihr Hauptziel zu erreichen, welches bei den Engländern darin beſtehen dürfte: nützlich zu ſein, bei den Franzoſen: Aufſehen und Erſtaunen zu erregen, und bei den Italienern: zu genießen und zu ruhen.

Obſchon der engliſche Charakter den größten Leidenſchaften zugänglich iſt, ſinkt er nie zu der Erbärmlichkeit hinab, welche ich zwiſchen Schwachheit und Niedrigkeit ſtellen möchte; deshalb verachtet er Alles, was nicht den Stempel eines ſelbſtſtändigen, kräftigen Geiſtes trägt, und läßt ſich nicht verleiten, „eine Wolke für die Juno zu halten.“ Stern und Ordensband ſind die Auszeichnungen, nach denen in ganz Europa am meiſten gehaſcht wird, die Münze, mit der man am leichteſten das Gewiſſen kauft, und das unfehlbarſte Heilmittel für die Leiden der Eitelkeit; und England iſt vielleicht das einzige Land, wo

man dieſe Zierrathen auf dem Rocke mit höhniſchem Lächeln anſieht; und gerade dieſes Lächeln verhindert es vielleicht, daß man hier, wie es anderswo ſo oft geſchieht, dieſe „Schilder des Verdienſtes" der Mittelmäßigkeit und Erbärmlichkeit anhängt, um ihrer Bedeutungsloſigkeit einen äußeren Glanz zu verleihen.

Man will den Engländer der Trägheit und Unbeholfenheit in ſeinen Bewegungen zeihen, und macht es ihm zum Vorwurfe, daß ſeiner Rede das Anregende und Ueberraſchende fehlt, welches für das Zeichen wirklichen Humors gilt. Ich glaube jedoch, daß man ſich hierin bedeutend irrt. Er hat freilich nicht die angeborene Leichtigkeit des Franzoſen, welcher wie ein Schmetterling von einem Gegenſtande zum anderen fliegt, ohne eine Spur zurückzulaſſen; er wirft in ſeiner Rede nicht mit Luftblaſen, Raketen und dazu gehörenden Knalleffecten um ſich; aber es iſt gewiß ebenſo unrichtig, Denjenigen träge zu nennen, der keinen Stillſtand duldet, für den Thätigkeit Lebensluft iſt, als ihm wirklichen Humor abzuſprechen. Der Unterſchied letztgenannter Eigenſchaft bei Franzoſen und Engländern iſt der, daß der Franzoſe einen witzigen Einfall den ganzen Tag wiederholt und ſich daran ergötzt, während der Engländer ihn vergißt, ſobald er ihn ausgeſprochen hat; daß während die Spottſucht des Franzoſen das Lächerliche mit Nadelſtichen geißelt, der Engländer mit der Herkuleskeule zuſchlägt. Man vergleiche z. B. „Charivari" und „Punch"!

Noch einen Vergleich zwiſchen dieſen beiden großen Nationen: Wer den franzöſiſchen Geiſt ſtudiren will, begebe ſich in die öffentlichen Vergnügungsorte: Theater, Tanzſäle, Kaffeehäuſer, Concerte, Maskenbälle u. ſ. w.; wer ſich mit dem engliſchen Gemüthe vertraut machen will, gehe in die Verſorgungsanſtalten, in die Clubbs und an die Börſe. Niemand wird leugnen, daß das erſtere Studium mehr Unterhaltung und das letztere mehr Nutzen verſchafft; dort iſt das Leben voller Spiel — hier voller Ernſt; das eine kann entzücken und das Herz entflammen — das andere begnügt ſich, redliche Vorſätze zu

wecken und dem Beobachter zu zeigen, was zum eigentlichen Frieden und Glück des Menſchen gehört. —

Nun bin ich ohne Zweifel nach der Anſicht meiner Leſer viel zu weit von meinem Wege abgewichen; ein dreijähriger Umgang mit würdigen Vertretern der britiſchen Nation hat mich dazu verleitet; — ich ſage dies als Entſchuldigung und Abbitte. — Weſſen das Herz voll iſt, davon geht der Mund über. Ich werde meinen Seitenſprung im nächſten Capitel wieder gut zu machen ſuchen und gelobe für die Folge Beſſerung.

Drittes Capitel.

Ankunft in der Simonsbucht. — Die Capstadt und ihre Umgebungen. — Constantia und sein Weinbau. — Abreise vom Cap. — Ein Sturm. — Die Sundastraße. — Singapore, seine Bevölkerung und sein Leben. — Die Geldwechsler. — Die Opiumboutiquen. — Lord Elgin. — Ein brennendes Schiff. — Wir verlassen die Rhede von Singapore.

Am 7. Mai erreichten wir, nachdem wir die Südspitze von Afrika umschifft hatten, die Simonsbai, wo wir vor Anker gingen. Ganze Schaaren von Captauben hießen uns willkommen, während die Delphine unser Schiff umtanzten und mit den Wasserstrahlen, welche sie aus ihren Nasenlöchern emporwarfen, und die im Sonnenlichte schimmerten und blitzten, zugleich ein entsetzliches Getöse um uns her verursachten.

Ganz in unserer Nähe lag eine Häusergruppe, welche in ihrer unregelmäßigen Bauart einem schwedischen Bauerndorfe nicht unähnlich war und aus einem Werft und den dazu gehörenden Arbeiterwohnungen bestand. Hier legen gewöhnlich nur die Kriegsschiffe an, die Kauffahrer ziehen es vor, direct nach der Tafelbai zu gehen, an welcher die Capstadt gelegen ist.

Wir fanden in der Simonsbucht mehrere Schiffe vor Anker liegen, worunter Ihrer Maj. Fregatte „Castor" von 36 Kanonen unter Commodore Trotter's Flagge, die Brigg „Frolic" von 16 Kanonen, die Brigantine „Dart," welche der sogenannten englisch-afrikanischen Station angehörte, und die französische Fregatte „Nemesis" von 52 Kanonen und mit Admiral Reynard's Flagge, ein altes Schiff von unansehnlichem Aeußeren, aber ein ausgezeichneter Segler. Sie war, wie der Shannon, auf dem Wege nach China.

Digitized by Google

Nachdem ich die Erlaubniß zu einem Besuche in der Capstadt erhalten hatte, begab ich mich mit mehreren Kameraden an das Land. Das Ziel unserer Reise lag etwa 22 engl. Meilen von der Simonsbucht entfernt. Einige von uns verschafften sich Reitpferde, Andere fanden sehr mittelmäßige Fuhrwerke, und bald war Alles zur Abfahrt bereit; im sogenannten „Hôtel auf halbem Wege" wurde ein improvisirtes Frühstück eingenommen, und nachdem wir 4 Stunden recht unbarmherzig durchgeschüttelt worden waren, erreichten wir das ersehnte Ziel. Die erste Hälfte des Weges, welcher in unzähligen Krümmungen längs der Küste hinlief, bestand aus Sanddünen; die zweite aus grünen Hügeln, fruchtbaren Thälern, reizenden Parkanlagen mit darin versteckten Villen von zierlichster Bauart. Was mir auf dieser Fahrt am meisten auffiel, war der Anblick des oft erwähnten Tafelberges, der in seiner riesigen Steilheit auf der einen Seite den sogenannten „Löwenkopf," dessen Gipfel einem ruhenden Löwen gleicht, und auf der anderen den „Teufelsberg" bildet. Der „Löwenkopf" ist meistens von einer dunklen Wolke verschleiert; er besteht aus röthlichgrauem, mit spärlichem Pflanzenwuchse bedeckten Sandstein. Unmittelbar vor dieser gigantischen Steinmasse liegt die Capstadt, welche, obschon sie seit geraumer Zeit im Besitze der englischen Krone ist, doch immer noch nicht ihren holländischen Ursprung verleugnet.

Die Stadt ist regelmäßig gebaut, hat hübsche Straßen und Eichen-, Pappel- und Fichtenalleen. Daß der Handel daselbst blüht, bemerkt man an den reich ausgestatteten Kaufläden, welche man überall antrifft. — Vor den in allen Farben glänzenden Wohnungen sind kleine Blumenbeete angelegt und Weinstöcke und Obstbäume gepflanzt. — Diese Colonie war, wie schon erwähnt, ursprünglich von Holländern bewohnt, welche sich hier im Jahre 1652 niederließen. Von den Briten 1795 erobert, wurde sie 1802 den Holländern nach dem Frieden von Amiens zurückgegeben, aber im Jahre 1806 zum zweiten Male von den Engländern genommen und diesen der Besitz garantirt. Die Colonie hatte unter holländischer Botmäßigkeit 28 Gouverneure

gehabt; bis 1842 waren dort 8 engliſche Befehlshaber nach einander angeſtellt worden, woraus man ſieht, welchem Wechſel der Verwaltung dieſer kleine Staat zu ſeinem geringen Frommen unterworfen geweſen iſt. Die Regierung beſteht aus einem Parlament, gebildet aus dem Gouverneur, einem geſetzgebenden Rathe von 15 Mitgliedern und einem house of assembly mit 46 Abgeordneten, welche auf 5 Jahre gewählt werden. Acht Mitglieder des geſetzgebenden Rathes vertreten die weſtliche, die übrigen ſieben die öſtliche Küſte. Der Gouverneur hat 90,000 Thaler ſchwed. jährlich und bewohnt einen fürſtlichen Palaſt.

Viele in Indien anſäſſige Familien bringen die Sommermonate, des herrlichen Climas wegen, am Cap zu. Unter den anſehnlichen Gebäuden der Stadt ſind die Caſernen und das Hospital die hervorragendſten. Vor den erſteren befindet ſich ein großartiger Paradeplatz. In mehreren Schulen der Stadt wird die holländiſche Sprache gelehrt. — Die Umgebungen ſind ſehr maleriſch und fruchtbar; die hauptſächlichſten Erzeugniſſe beſtehen in Wein, Mais, Weizen, feinen Früchten, Oel u. ſ. w. Beim Ackerbau benutzt man meiſtens Ochſen afrikaniſcher Raſſe als Zugthiere, deren Aeußeres ſich von dem der europäiſchen durch unverhältnißmäßig lange, dünne, nackte Beine, ſpitzen Untertheil des Kopfes und gewaltige Hörner unterſcheidet. Ihr Gang iſt nicht ruhig fortſchreitend, wie bei den unſeren, ſondern ein beſtändiger Trab.

Unter den ſogenannten beſſeren Claſſen der Capſtadt herrſcht eine große Verſchiedenheit in Geſichtsbildung und Kleidung, man bemerkt aber nichts, was an eine Miſchung mit den Hottentotten erinnert; nach einem eigentlichen Typus der Bevölkerung würde man vergeblich ſuchen. Bei den niedrigen Claſſen verändert ſich das Bild. Die Männer tragen ihre Schafspelze (caross) über die nackten Schultern und einen großen Strohhut auf dem Kopfe; ihre Geſichtszüge zeichnen ſich bei nußbrauner Farbe durch hervorragende Backenknochen, ſpitzes Kinn und tiefliegende Augen von ungewöhnlichem Glanze aus. Die Eingeborenen gewöhnen ſich ſehr ſchwer an ſteten Dienſt und Beſchäftigung;

sie führen vielmehr ein Nomadenleben und sind dafür bekannt, ein elastisches Gewissen zu haben; man schätzt ihre Anzahl auf 20,000 bis 40,000 Seelen. Die Sclaverei ist abgeschafft, und die letzten Sclaven sind freigegeben. Ein Theil der Bevölkerung besteht aus Malayen und von Indien eingewanderten Familien, welche hier Dienst und Unterkommen suchten. Die Regierung hat in den letzten Jahren Kämpfe mit den Kaffern gehabt, welche die östliche Küste bewohnen. Das gewöhnliche Ende des Streites zwischen Weißen und Farbigen ist auch diesmal nicht ausgeblieben: die letzteren sind besiegt und ihr Land ihnen genommen worden. Auch Missionaire haben sich, wie selbstverständlich, am Cap niedergelassen, um von dort aus ihr Bekehrungswerk mit mehr oder weniger Erfolg zu betreiben; sie liefern höchst interessante Berichte über die hier lebenden wilden Menschenrassen, welche weder den Negern, noch den Hottentotten ähnlich sind. Diese Wilden verheirathen sich selten mit den Frauen ihres Stammes, sondern kaufen ihre Weiber von den Nachbarstämmen gegen Bezahlung mit Hausthieren. Das Tamboukieweib wird am höchsten geschätzt und folglich am theuersten bezahlt. Es ist häßlich, klein, aber an Gliedern und Muskeln stark, also zur Arbeit tauglich. Personen, welche das Land der Kaffern besucht haben, schildern dieselben als gastfrei und heiteren Gemüthes. Sie gehen im Sommer meistens nackt, im Winter hüllen sie sich in die schon erwähnten Schafspelze. Ihre Waffen bestehen in einem Speer, einer Keule und einem Schilde von Ochsenhaut; ihre vorzügliche und liebste Nahrung ist Milch; das Haupt des Stammes findet man immer bei den Viehheerden, welcher Platz bei ihnen einer fürstlichen Residenz gleichkommt.

Von der Capstadt begaben wir uns nach dem 13 englische Meilen davon entfernt liegenden Constantia. Auf dem Wege dorthin berührten wir das Dorf Wynberg, Wohnort vieler englischer Familien, welche besonders von Indien aus wegen des angenehmen und gesunden Ostwindes hierher kommen. Diese Landhäuser haben ein so freundliches, comfortables Ansehen, wie man es sich nur wünschen

kann; ich ahnete nicht, als ich vor einem derselben verweilte, daß es die Wohnung der Schwiegermutter eines Officiers sei, mit dem ich später in Indien in nähere Berührung kommen sollte.

Der Name Constantia ist drei verschiedenen Orten beigelegt worden: man unterscheidet das hohe, das große und das kleine Constantia; wir besuchten sie alle drei, wurden besonders zuvorkommend empfangen und mit dem daselbst wachsenden, vielberühmten Weine bewirthet. — Der Weinbau wird dort sehr eifrig betrieben; die Pflanzungen liegen meistens gegen Südost, an den Abhängen der Hügel oder auf flachem Lande; in letzterem Falle aber durch tiefe Abzugsgräben vor Nässe geschützt. Die Stöcke werden in Reihen gepflanzt, in einer Entfernung von 4 Fuß von einander; man läßt sie nicht über 3 Fuß hoch werden und giebt sich viele Mühe, das Unkraut zu vertilgen, welches dem Wachsthume hinderlich sein würde. Die Trauben sind im April reif, man läßt sie aber am Stocke, bis sie wie Rosinen einschrumpfen. Von dem hier gepreßten Weine giebt es vier Sorten: Pontac, Frontignac und den rothen und weißen Constantia. Zum Auspressen des Saftes bedient man sich einer Schraubenpresse.

Unsere Rückfahrt nach dem Cap glich einem Wettrennen mit mancherlei ernsten und komischen Abenteuern. Am folgenden Tage besahen wir den am Fuße des „Löwenschwanzes" belegenen botanischen Garten, welcher sehr reichhaltig ist und auch mehrere ostindische Pflanzen enthält. Unter anderem Bemerkenswerthen zeigte man uns ein neuerbautes Museum für afrikanische Erzeugnisse aller Art.

Unser Urlaub war mit diesem Tage abgelaufen, und wir kehrten noch am Abend nach der Simonsbucht zurück, um sogleich an Bord zu gehen. Am 11. schickte ich den ersten Brief nach dem Vaterlande ab und erhielt von dem Viceconsul schwedische Zeitungen, welche jedoch von keinem späteren Datum waren, als diejenigen, welche ich zuletzt in Schweden gelesen hatte. — Zum Schlusse dieses Berichtes über die Colonie am Cap will ich noch hinzufügen, daß man ihre Einwohnerzahl im Jahre 1841 auf 153,000 Seelen schätzte, auf einem Flächenraume

von 19,864 engl. Q.-Meilen. Im Jahre 1854 zählte man 248,625 Einwohner. Die farbige Bevölkerung übersteigt die weiße um 10,000 Seelen; die Sterblichkeit verhält sich wie 1 zu 10.

Nachdem wir einen Officier, vier Mann und zwei Invaliden im Hospital zurückgelassen, frisches Wasser und 360 Tons Kohlen eingenommen und das Takelwerk untersucht hatten, verließen wir am 11. Mai die Simonsbucht. Der Wind war flau, wir gingen mit Dampf und führten die Frolic im Schlepptau. Beim Ausbugsiren gab diese Signal, daß wir auf Untiefen zusteuerten. Ich war zufällig auf dem Verdeck. Die Maschine wurde gestoppt (außer Thätigkeit gesetzt) und Rapport an den Capitain gesandt, welcher, nachdem er einen Blick auf die Seekarte und die Merkzeichen am Lande geworfen hatte, ohne den Cours zu ändern: „Vorwärts" commandirte. Es läßt sich denken, welche Unruhe am Bord der Frolic entstand, als wir das gegebene Signal unberücksichtigt ließen, und wie man vergeblich wartete, uns jeden Augenblick auf dem Grunde sitzen zu sehen. — Ich erwähne dieses kleinen Ereignisses nur, um einen Beweis von der Localkenntniß und Entschlossenheit unseres Befehlshabers zu geben.

Wir hatten kaum die Bugsirleine der Frolic losgeworfen, als wir pfeilschnell an der französischen Fregatte vorüberflogen, die wegen Windstille nicht aus der Stelle kommen konnte; und sogleich wurden eine Menge Wetten am Bord geschlossen, welche der beiden Fregatten zuerst die Sundastraße erreichen würde. — Als die Brise aufkam, auf welche man in diesem Fahrwasser oft vergeblich wartet, stoppten wir die Maschine und setzten die Segel bei — und am Abend war unsere Nebenbuhlerin, ebenfalls mit vollen Segeln, dicht hinter uns.

Der Wind blieb flau und unbeständig; wir steuerten Cours auf St. Paul, welches 2800 engl. Meilen vom Cap und in der Nähe der Insel Amsterdam liegt. Unsere Zimmerleute waren damit beschäftigt, die Capitainscajüte für Lord Elgin einzurichten, dem unsere Fregatte für die Reise von Singapore nach China zur Verfügung gestellt war, wohin derselbe gesandt wurde, um die zwischen England und China

entſtandenen Zwiſtigkeiten beizulegen. — Ich will hier eine der Veränderungen erwähnen, welche unſer Capitain in den Dienſtverrichtungen anordnete, und die von ſeiner Geſchicklichkeit und Fachkenntniß zeugt. Sie beſtand darin, daß beim Reffen (Einziehen) des Marsſegels das 1. und 2. Reff*) wie gewöhnlich auf der Marsraae**), das 3. und 4. Reff aber von dem unteren Rande an eingebunden wurden. Wenn letzteres bewerkſtelligt werden ſollte, wurde die Marsraae heruntergefiert und die Luſbraſſen geholt***), bis der Wind das Segel nicht mehr füllte, hierauf wurden die Refftaljen†), welche längs der Unterraae über eine Scheibe bis zum 3. Reffbande liefen, geholt und von der auf die Unterraae beorderten Mannſchaft eingebunden. Der Vortheil, welcher hieraus erwuchs, beſtand darin, daß man bei Unwetter Niemand auf die Marsraae zu ſchicken brauchte, was beſonders zur Nachtzeit von großer Wichtigkeit iſt. Dieſe Art des Reffens iſt der des Brigg- oder Gaffelſegels††) am ähnlichſten.

In Freiſtunden vertrieben wir uns die Zeit damit, Vögel einzufangen; ſo fingen wir z. B. eines Tages einen Albatros, der mit ausgebreiteten Flügeln 10 Fuß 3 Zoll maß, eine Captaube und einen blauen Sturmvogel (Pate), die jedoch, nachdem man ihnen eine Blechplatte mit dem Namen der Fregatte um den Hals gebunden hatte, ſämmtlich wieder in Freiheit geſetzt wurden.

Wenn man dieſe Gewäſſer durchſchifft, um nach China zu gehen, ſteuert man nicht gern ſüdlicher, als bis zum 39. Breitengrade; wir gingen aber bis zwiſchen den 45. und 46. hinunter, um die beſtändigen, heftigen Weſtwinde zu ſuchen, welches uns auch glückte; wir hatten wiederholt ſtürmiſches Wetter mit Schnee und einer ſo hohen See,

*) Die behufs des Einziehens oder Einbindens an den Segeln angebrachten Abtheilungen. D. Ueberſ.

**) Oberſte, ſtärkſte Querſtange am Marsſegel. D. Ueberſ.

***) Luf: Windſeite. Braſſen: Taue zum Segelrichten. Holen: anziehen. D. Ueberſ.

†) Taljen: Blöcke, durch welche die Taue laufen. D. Ueberſ.

††) Gaffel: liegender kleiner Maſtbaum hinter dem großen Maſte D. Ueberſ.

wie ich sie bis dahin nie gesehen. Capitain Peel steuerte so weit Südost, um sein neues Fahrzeug zu erproben, und suchte eben deshalb diese gewaltigen Luftströmungen auf.

Am Nachmittage des 25. Mai — wir befanden uns gerade unter dem 44. Gr. südlicher Breite und 78. östlicher Länge — stieg ein heftiges Gewitter auf mit Regen, Hagelschauern und einem Sturme aus WNW., der eine gewaltig hohe See vor sich her trieb. Nachdem Sturm und Donner eine Zeit lang über unseren Häuptern getobt hatten, fuhr ein Blitz herab, der einer Feuerkugel glich, die große Bramstänge*) traf, längs derselben hinauflief und an der Spitze explodirte, worauf gleichsam ein feiner Regen kleiner Feuerkugeln herabfiel, welche, vom Winde nach Lee getrieben, dort sofort erloschen. — Der Blitz schlug noch zweimal und fast an denselben Stellen nieder in Zwischenräumen von je 15 Minuten; beim zweiten Besuche folgte ihm ein so heftiger Windstoß, daß wir das gereffte Marssegel einnehmen mußten, beim dritten ein Donnerschlag, der an Ragnarök erinnern mußte. Dies Ereigniß wurde seiner Merkwürdigkeit halber an die Admiralität berichtet. — Es war in der That ein großartiger Anblick, diesem Kampfe der Elemente zuzuschauen, und nicht minder erhebend war es, die unerschütterliche Ruhe unseres Capitains zu beobachten, dessen Muth mit der Gefahr zu wachsen schien. Er stand während der ganzen Zeit auf der Commandobrücke und behauptete seine eindrucksvolle feste Haltung selbst in den gefährlichsten Augenblicken.

Mit einbrechender Nacht legte sich das Unwetter, und der folgende Morgen stieg klar und herrlich aus der See. — Am 1. Juni feierten wir im Speisezimmer der jüngeren Officiere den Jahrestag eines Treffens zwischen Shannon dem älteren und der amerikanischen Fregatte „Chesa-peake," in welchem letztere genommen wurde. Dies Gefecht hatte am 1. Juni 1813 stattgefunden.

Unter dem 24. Breiten- und 99. Längengrade bekamen wir den

*) Bram: erste Mastverlängerung.

D. Uebers.

südöstlichen Passatwind. Den 7. hatten wir Land in Sicht. Wir mußten wegen des in dieser Jahreszeit herrschenden östlichen Mousoons*) mit Dampf gehen und liefen am Nachmittage zwischen Java und der Prinzessininsel in die Sundastraße, wo wir die weiter oben erwähnte französische Fregatte fanden, die somit vor uns angekommen war. Wir gingen an der Küste von Sumatra hinauf, durch die Bankastraße und darauf am 11. Juni auf der Rhede von Singapore vor Anker.

Ehe wir Singapore erreichten, preieten wir ein Schiff (riefen es an), und erhielten auf die Frage: „Was Neues?" — zur Antwort: „Die eingeborenen Soldaten der englisch-ostindischen Armee haben ihre Officiere, deren Weiber und Kinder getödtet, und das Land ist in Aufruhr!" Diese Nachricht rief eine unbeschreibliche Bestürzung am Bord hervor, obgleich die Meisten Anstand nahmen, an die Wahrheit derselben zu glauben.

Auf der Rhede von Singapore trafen wir Schiffe aus aller Herren Länder, darunter die englische Fregatte „Castor", 2 französische Kriegsdampfschiffe und ein schwedisches Kauffartheischiff. Es ist ungemein lehrreich für den Seemann, so viele verschiedene Erzeugnisse der Schiffsbaukunst neben einander zu sehen, von dem Küstenboote der Eingeborenen bis zum stattlichen Ostindienfahrer, von der chinesischen Dschonke bis zum sogenannten Sampan, einem leichten Boote, welches über die Wasserfläche hinzufliegen scheint und dazu dient, die Passagiere von den Schiffen an das Land oder von dort an Bord zu führen. Man erkannte die chinesischen Dschonken an ihren, mit rothen, gelben und weißen Krumnlinien bemalten, wellenförmigen Seitenwänden; die siamesischen Fahrzeuge an dem halb europäischen Baustyle und dem geschweiften Spiegel (hintere Seite); dann kamen die langen und niedrigen Prauen (malayische Fahrzeuge) oder die sogenannten Opiumschmuggler. Die beiden letzteren werden von der Bevölkerung der umliegenden Küsten als Feinde gegen Leben und Eigenthum betrachtet.

*) Heftiger und heißer Passatwind.

D. Uebers.

Die immer anwesenden Dschonken gleichen schwimmenden Kaufläden, welche reichlich ausgestattet sind mit allen Erzeugnissen des Himmlischen Reiches, und einen Theil ihrer Waaren an der Außenseite des Schiffes befestigen, um die Kauflust zu reizen und die Kunden heranzulocken. Zahllose Böte mit Brod, Eiern, Vögeln, Fischen, Obst und Vegetabilien aller Art drängten sich um die Schiffe, und deren Inhaber suchten unter lautem Schreien und Zanken ihre Waare anzupreisen und los zu werden; Mundart und Kleidung der Bootführer waren eben so verschieden, als die Erzeugnisse, die sie feilboten. Am Bord drängten sich Tischler, Schuhmacher, Wäscherinnen und Kaufleute, welche ihre Dienste antrugen; die letztgenannten handelten mit Sonderbarkeiten aller Art, wie z. B. Matten, Schnecken, Corallen, Affen, Papageien, Paradiesvögeln u. s. w.

Die Stadt Singapore liegt niedrig, wie die ganze Insel, deren höchster Punkt sich nicht über 500 Fuß über die Meeresfläche erhebt; sie gewährt daher einen wenig malerischen Anblick, der zum wenigsten nichts Orientalisches hat.

Ich ging nach erbetener Erlaubniß mit einigen Kameraden an das Land. Wir nahmen einen „Sampau," der mit bewundernswerther Geschicklichkeit gerudert wurde; ehe wir jedoch den Landungsplatz erreichten, mußten wir in einen kleinen Fluß einlaufen, der so mit Böten überfüllt war, daß wir kaum aus der Stelle kommen konnten; derselbe ist nicht über 250 Fuß breit und theilt Singapore in zwei Hälften, welche man Alt- und Neustadt nennt, und die durch eine hölzerne Brücke mit einander verbunden sind. Bis zu dieser Brücke hinauf — etwa 1000 Ellen — ist der Fluß von ungleicher Breite und mit sehr sorgfältig gebauten Kais versehen, von welchen hier und da Treppen in das Wasser hinunter führen. Ein Theil der Bevölkerung wohnt in diesen Sampans auf dem Flusse; die Böte sind im buchstäblichen Sinne voll von Männern, Weibern und Kindern; letztere gehen nackt und unterhalten sich damit, in das Wasser zu springen, wo sie zum allgemeinen Vergnügen die verschiedensten Kunststücke ausführen; so z. B.

tauchen sie mit einer Geschicklichkeit, in welcher sie nicht leicht übertroffen werden; die ihnen zugeworfene Scheidemünze holten sie im Nu mehrere Ellen tief herauf, und viele dieser zweifüßigen Amphibien, welche unser Boot begleiteten, schossen wie Fische vor uns hin.

Die schon erwähnte Brücke gehört zu den lebhaftesten Stadttheilen; sie verbindet zwei derselben und bildet somit den Mittelpunkt des Handels. Es ist unmöglich, sich eine Vorstellung von diesem Gewühle und von dem farbenreichen, bunten Gemälde desselben zu machen; es wohnen allein Angehörige 24 asiatischer Völker in Singapore; Chinesen, Hindu, Malayen, Juden, Armenier, Parsen, Buggisen drängen sich an einander vorüber, Jeder vom eigenen Interesse getrieben — ein lebhaftes Bild des orientalischen Handels, aber in einem Rahmen von stinkendem Schmutze.

Auf den ersten hundert Schritten begegnet man selten zwei Personen desselben Stammes; in der Altstadt ist jedoch die chinesische Bevölkerung die vorherrschende. Chinesische Tempel, muhammedanische Moscheen, christliche Kirchen liegen neben einander und zeugen von der Duldung der verschiedensten Religionen. Einen Grund zu dem friedlichen Verkehre so verschiedener Elemente möchte ich darin suchen, daß Singapore ein Freihafen ist, der einen Jeden berechtigt, sich anzusiedeln und sein Gewerbe ohne besondere Concession und ohne andere Förmlichkeiten zu beobachten zu betreiben. Sogar der Seeräuber ist hier unantastbar, so lange er sich friedlich verhält und den anspruchslosen Anforderungen des Ortes nachkommt.

Das hier garnisonirende anglo-indische Regiment von 600 Mann Sipoys (eingeborenen Soldaten) mit englischen Officieren dient vielleicht mehr dazu, die englische Macht in Ansehen zu erhalten, als zur Aufrechthaltung der Ordnung.

Die Insel Singapore ist 7 schwedische Meilen *) lang und 2½ Meilen breit; der höchste Punkt derselben ist der Buhit Tima. Der

*) 2 schwedische Meilen = 3 deutschen.

D. Uebers.

Boden, welcher aus rothem Thon, Sandstein und theilweise aus Granit besteht, ist mit ansehnlichen Waldungen bedeckt, in welchen sich Tiger aufhalten; diese Raubthiere haben sich merkwürdiger Weise erst, nachdem die Insel bevölkert worden, vom Festlande hergezogen; ihre Anwesenheit erschwert die botanischen Studien in dieser Gegend, welche sonst reiche und werthvolle Ergebnisse liefern könnten. Muscatnüsse, Caffee, schwarzer Pfeffer, Cocosnüsse, Gummigutt giebt es hier in Ueberfluß; auch das Zuckerrohr gedeiht und gewährt eine reichliche Ernte; unter den vielen herrlichen Früchten, von denen man 120 verschiedene Sorten zum Dessert auftragen zu können behauptet, will ich nur Ananas, Bananen, Orangen und Manguſtans nennen, welche von vorzüglicher Qualität sind. Die Muscatnußbäume werden mit großer Sorgfalt behandelt; man schützt sie, so lange sie jung sind, durch ein übergebautes Dach vor den senkrechten Strahlen der Sonne.

In den Bazars, unter den Arcaden und Verandas geht man nur wenige Schritte, ohne auf einen Geldwechsler zu stoßen — widerliche Menschen, denen die Habsucht deutlich auf der Stirne steht. Sie sitzen mit gekreuzten Beinen auf einem niedrigen Tische, auf dem ein Haufen kupferner Scheidemünze ausgestreut liegt. Man muß sich hüten, die Waaren in den Kaufläden selbst abzuschätzen, da der Handel sofort als geschlossen betrachtet wird, wenn man auch nur die Hälfte des geforderten Preises bietet.

In der Vorstadt oder sogenannten Malayenstadt wohnt der Menschenstamm, von dem Singapore seinen Namen erhalten hat. Derselbe vereinigt die entgegengesetztesten Eigenschaften in sich: er ist von Natur träge, wird aber durch die ihm theils angeborene, theils anerzogene Gewinnlust zum lebhaftesten, thätigsten Menschen. Seine Fähigkeit im raschen und anhaltenden Laufen grenzt an das Wunderbare. Er hat keine Ausdauer bei einer ernsten Beschäftigung und widmet sich keinem Berufe, außer demjenigen eines Palankinträgers, wozu er freilich wegen seines starken Knochen- und Muskelbaues wie geschaffen ist. Der Malaye giebt viel auf seinen äußeren Menschen und hält sich, obschon

er sehr häßlich ist, für ein Meisterstück der Schöpfung; er trägt einen großen, langen Schnurrbart, den er sorgfältig pflegt, und schmückt sein Haupt mit einem weißen Turban; die Reichen verzieren diese Kopfbedeckung mit Goldfranzen und Tressen. An Festtagen trägt er eine gestickte Weste, einen weißen Rock, weite, am Knöchel zusammengebundene Beinkleider und mit Gold- oder Silberfäden gestickte Pantoffeln.

Die armenische Bevölkerung ist in Folge ihres Reichthums von bedeutendem Einflusse, obgleich sie ihrer Anzahl nach gering ist. Der Armenier hat ein angenehmes Aeußere, eine vortreffliche Constitution und eine würdevolle Haltung. Er kleidet sich nach englischem Schnitte und spricht englisch oder portugiesisch. Die armenische Kirche gehört zu den schönsten Gebäuden in Singapore. — Die Parsen sind nur in geringer Anzahl vertreten, sie gehören bekanntlich zu den Feueranbetern. Auch Araber von der Ostküste Afrikas trifft man hier einzeln an. — Der Handel nach auswärts wird größtentheils durch die englischen Handlungshäuser betrieben; die meisten dieser Kaufleute sind jedoch nur Agenten für Handelsfirmen in Europa und Calcutta. Der größte Theil der Producte kommt von Borneo herüber, woher jährlich über hundert Prauen einlaufen, welche von Buggisen geführt werden, die auf Celebes einheimisch sind und sich durch Schifffahrt und Handel nähren.

Natürlicherweise fehlen auch hier die berüchtigten Opiumboutiquen nicht. Es sind schmutzige, elende Hütten, welche an die Beschreibung von dem Aufenthalte der Einsiedler erinnern; sie bestehen meist aus zwei Zimmern; das innere derselben ist mit einem Bette, einer Bank oder Matte versehen, auf welchen die Raucher sich ausstrecken, um sich ungestört dem Genusse hingeben zu können. Die Kunden dieser Schlupfwinkel geben ein Bild des größten menschlichen Elends; man sieht ihnen deutlich die Wirkungen dieses entsetzlichen Giftes an. Dasselbe wird entweder in Pfeifen mit langem Rohre oder Schlauche gereicht oder in kleinen Stücken für eine Kleinigkeit verkauft. Oftmals bedienen sich zwei Raucher derselben Pfeife, welche alsdann zwischen

ihnen ſteht. Man unterſcheidet leicht den Anfänger von dem gewöhnten Raucher; letztere haben bisweilen „den Geſchmack verloren“ und müſſen das Gift hinunterſchlucken, um dadurch angeregt zu werden. Die Chineſen haben dies Laſter am weiteſten getrieben, wahrſcheinlich weil ſie nicht auf die Koſten Rückſicht zu nehmen brauchen. Das Opium, welches vermögende Raucher benutzt haben, wird aus den Pfeifen herausgenommen, ſorgfältig aufgehoben und für eine Kleinigkeit an die ärmeren Claſſen verkauft.

Die karg zugemeſſene Zeit erlaubte mir nur einen flüchtigen Beſuch in den nächſten Umgebungen der Stadt, welche ausgezeichnet hübſch und parkähnlich waren. Der üppige Pflanzenwuchs ſteht das ganze Jahr hindurch in ſeinem herrlichſten Schmucke, denn es vergeht ſelten ein Tag, an welchem er nicht durch den fruchtbarſten Regen erfriſcht wird; deshalb ſind auch die Bäume ſo hoch und das Laub ſo ſaftig grün, das Gras ſo ſammetweich und unvergleichlich ſchön an Friſche und Farbe. Die Wege ſind vorzüglich, und als Beförderungsmittel bedient man ſich ſchöner, bequemer Wagen und Palankine.

Capitain Peel hatte dem Lord Elgin, welcher ſchon vor uns in Singapore angekommen war und auf die Ankunft der Fregatte gewartet hatte, gleich am Tage unſerer Ankunft ſeine Aufwartung gemacht.

Auf einem der auf der Rhede liegenden franzöſiſchen Kriegsdampfſchiffe befand ſich ein ſchwediſcher Marineofficier, Lieutenant Lagerheim; wir trafen uns zufällig auf einem Lord Elgin zu Ehren gegebenen Balle, er in franzöſiſcher, ich in engliſcher Uniform; es iſt begreiflich, daß wir einander häufig beſuchten, wobei ich Gelegenheit fand, einen Vergleich zwiſchen ſeinem Schiffe und dem meinen anzuſtellen; man möge es mir nicht verübeln, daß derſelbe zu Gunſten des letzteren ausfiel, obgleich ich nicht in Abrede ſtellen will, daß ich auf dem franzöſiſchen Schiffe manches Lobenswerthe fand, welches dem unſeren fehlte.

Einige Tage darauf ſtattete Lord Elgin einen Beſuch am Bord ab und wurde auf der Schanze von dem Capitain und den Officieren

mit allen üblichen Ehrenbezeugungen empfangen. Er war ein Mann in den mittleren Jahren, mit dünnem, ſilberweißem Haar, tiefliegenden, ausdrucksvollen Augen, von kleiner Geſtalt und imponirender Haltung; es lag in ſeinem Weſen etwas außerordentlich Anziehendes; ſchon der Wohllaut ſeiner vollen, kräftigen Stimme flößte Neigung und Vertrauen zu ſeiner Perſönlichkeit ein. Sein Gefolge beſtand aus ſechs Herren, von denen der eine, der nunmehrige Geſandte in China, Mr. Bruce, ein jüngerer Bruder des Lords war. Einer der anderen Herren war früher in Schweden geweſen, wodurch wir manchen Anknüpfungspunkt für unſere Unterhaltung fanden.

Während wir auf der Rhede lagen, bemerkte ich in einer Nacht, in welcher ich gerade die Wache hatte, wie am Ende des Hafens plötzlich ein rother Feuerſchein aufloderte; ich ſtattete ſogleich Bericht davon ab, worauf einige bemannte Böte nach der Richtung des Feuers abgeſandt wurden. Daſſelbe breitete ſich immer weiter aus und beſtätigte die Richtigkeit meiner erſten Vermuthung, daß ein Schiff in Brand gerathen ſei. Es führte den Namen Caledonia und franzöſiſche Flagge und war nicht mehr zu retten, ſondern mußte zum Schutze der umliegenden Schiffe in den Grund gebohrt werden. Lord Elgin ſchiffte ſich erſt am 23. Juni ein; bei ſeinem Empfange wurden alle Mann in den Raaen aufgeſtellt, ein Ehrengruß von 19 Schüſſen gegeben, und in kurzer Friſt war Alles klar zur Abfahrt von Singapore.

Viertes Capitel.

Erſtes Auftreten der Engländer in China, Gründe zur gegenſeitigen Unzufriedenheit und endlicher Bruch zwiſchen den beiden Mächten. — Die Reiſe von Singapore nach Hong-Kong — Ereigniſſe auf der Reiſe. — Der Verfaſſer macht Lord Elgin's perſönliche Bekanntſchaft. — Hong-Kong — Die Chineſen. — Erſte Veranlaſſung zum Kriege und die von der chineſiſchen Regierung getroffenen Maßregeln. — Nachrichten von Indien, worauf Lord Elgin beſchließt, ſich mit dem Shannon dahin zu begeben.

Ich habe im vorigen Capitel flüchtig erwähnt, daß Lord Elgin von der britiſchen Regierung nach China geſandt wurde, um die zwiſchen beiden Völkern entſtandenen Streitigkeiten möglicherweiſe in Güte beizulegen. Ehe ich aber die heftigen Auftritte berühre, die England zu dieſem Schritte getrieben hatten, möchte ich hier ein Wort einſchalten über die Urſache einer Unzufriedenheit mit den Engländern, welche, nachdem ſie einmal im Himmliſchen Reiche Wurzel gefaßt hatte, bald zum unauslöſchlichen Nationalhaſſe heranwuchs.

Als die Engländer zuerſt mit den Chineſen in Berührung kamen — was nur in Handelsintereſſen geſchah — beobachteten ſie bei dieſer erſten Annäherung alle äußeren Zeichen der Achtung vor den Sitten und Gebräuchen des fremden Landes, ja, ſie hatten ſogar Nachſicht mit ihren albernen, oft tief eingewurzelten Vorurtheilen. Die Engländer fanden ſogleich, daß man, um in China etwas auszurichten, die Bewohner überliſten müſſe und deshalb, beſonders im Anfange, nur mit friedlicher Miene und unter der Maske der Freundſchaft und Duldung auftreten dürfe. Dieſes Verfahren war richtig. Das den Chineſen angeborene Mißtrauen wurde eingeſchläfert und ihnen alle Urſache genommen, den fremden Beſuch in ihrem Lande mit Unruhe und Furcht zu betrachten. Alles ging nach Wunſch. Die Engländer gewannen, was ſie gewollt — feſten Fuß, indem ſie nach Gefallen ihre

Schiffe in die ihnen offen ſtehenden Häfen einlaufen laſſen und Speicher und Waarenniederlagen daſelbſt errichten konnten. Aber mit dem europäiſchen Handel kam die europäiſche Civiliſation, und es dauerte nicht lange, bis eifrige Miſſionaire ſich daſelbſt Boden und Einfluß zu verſchaffen wußten. Die Macht der Vorurtheile war hiermit freilich nicht gebrochen; aber es war ſchon viel, die Chineſen dazu vermocht zu haben, einer fremden Macht im eigenen Lande Raum zu machen, und zwar einer Macht, von welcher ſie mit Mitleid, Spott und Verachtung angeſehen wurden. Als England ſich nun ſeiner Errungenſchaften ſicher glaubte, veränderte es ſein Syſtem. Die höflichen Rückſichten verſchwanden und machten einer energiſchen Handlungsweiſe und ernſten Anſprüchen Platz, wozu es vielleicht durch die Wortbrüchigkeit der Chineſen in den Verträgen und durch unaufhörliche Zänkereien getrieben wurde. — Nun erſt wurden der chineſiſchen Regierung die Augen über das Gefahrdrohende ihrer Lage geöffnet, ſie fühlte ſelbſt, daß es zu ſpät ſei, ſich dem fremden Einfluſſe zu entziehen, und dies genügte, den unter der Aſche glimmenden Haß gegen alles Fremde zu neuer Gluth anzufachen, die denn auch bald in fanatiſcher Wildheit emporloderte. — Die engliſche Macht ließ ſich nicht durch die ſcheinbar ohnmächtigen Drohungen ſchrecken; es kam zu blutigen Gewaltthätigkeiten, bei denen die europäiſche Kriegskunſt Gelegenheit hatte, ihre Ueberlegenheit zu zeigen. Eine friedliche Ausgleichung der obwaltenden Verhältniſſe ſchien nunmehr unmöglich zu ſein.

Ein Gegenſtand, welcher dazu beitrug, die Regierung von der Gefahr zu überzeugen, die dem Volke durch den Einfluß der Engländer innerhalb der Grenzen ihres Landes drohte, war der Opiumhandel, der jährlich gegen 150 Millionen Thaler ſchwediſch aus dem Lande zog und auf den phyſiſchen und moraliſchen Untergang der Nation hinarbeitete.

Der Mohnbau war in China freilich ſeit uralten Zeiten, aber immer nur in kleinem Maßſtabe betrieben worden. Aus der Türkei wurde zwar eine Wenigkeit Opium eingeführt, was aber bei

Weitem nicht so geschätzt ist, als dasjenige, welches England in ungeheueren Quantitäten von Calcutta und Bombay über Singapore einführte. Die importirte Waare zerfällt in 4 Sorten: Patna-, Benares-, Maleva- und türkisches Opium; man kann sich einen Begriff von der Bedeutung dieses Handelszweiges machen, wenn man hört, daß jährlich allein 13,000 Kisten Patna und 6000 Kisten Benares bereitet werden, von denen die ostindische Compagnie einen jährlichen Gewinn von 1½ Millionen Pfund hat, der natürlich nach Verhältniß wächst. Die Bereitung und der Verkauf des Maleva-Opiums war bisher frei; es wurde aber bei der Ausfuhr von Bombay und beim Transport im Lande selbst eine Steuer darauf gelegt, welche bis zu 100 Rupien*) per Kiste stieg, also auf 30,000 Kisten ein Einkommen von 12 Millionen Rupien abwarf.

Der Opiumhandel in China wird folgendermaßen betrieben. Die Waare wird nicht eher an das Land gebracht, bis der Handel abgeschlossen ist; sie wird auf den sogenannten »Receiving Ships« bewahrt, welche abgetakelt, aber wohl bemannt und bewaffnet an gewissen Plätzen vor Anker liegen, und zwar einander so nahe, daß es ihnen leicht wird, sich gegen einen etwaigen Feind zu vertheidigen. Einige von ihnen führen 6 bis 8, andere 16 8- bis 9pfündige Kanonen; sie sind prächtig ausgestattet und haben ein Dach von Palmblättern, das über das ganze Deck geht, um Schiff und Mannschaft vor den brennenden Sonnenstrahlen zu schützen. Man scheint jedoch weniger die Mandarinen mit ihren Kriegsknechten, als die Seeräuber zu fürchten, vor denen man beständig auf der Hut sein muß. Früher wurde der Handel nur bei Nacht, jetzt aber auch am hellen Tage betrieben. Das Opium ist ein Artikel, der zu den tollsten Speculationen verleitet; es wird gewöhnlich auf Lieferung gekauft mit festgesetztem Termine, wobei der Käufer, wenn er nicht einen sehr bedeutenden Credit hat, ein Aufgeld zahlen muß. Das Geschäft wird aber auch noch

*) 1 Rupie = ⅔ Thlr.

D. Uebers.

auf andere Weise abgeschlossen, die merkwürdig genug ist, um hier einen Platz zu verdienen. — Ich kaufe z. B. von einem Chinesen für 50,000 Piaster Seide und Thee, unter der Bedingung, mit „Opium-ordres" zu bezahlen, auf ein bestimmtes Schiff ausgestellt, entweder auf Sicht oder auf bestimmte Zeit, ohne jedoch einen Preis für die Waare festzusetzen. Der Chinese sucht diese Anweisungen bei einem Banquier zu verwerthen, muß sie aber immer einige Procente unter Preis abgeben, da Derjenige, welcher die Waare verabfolgen läßt, stets das ihm zustehende Recht in Anspruch nimmt, den höchsten Preis zu berechnen. Die Banquiers verkaufen diese Assignationen sodann an Opium-Kleinhändler, welche für den Credit von einigen Wochen für die Waare einige Piaster mehr geben müssen, die als Zinsen gerechnet werden. — Man zieht diese Art der Bezahlung oftmals dem baaren Gelde vor, da es nicht selten geschieht, daß die Böte auf dem Wege nach fern gelegenen Opiumstationen von Seeräubern angefallen und geplündert werden. Das Opium wird somit zu einem Stellvertreter des baaren Geldes und spielt eine große Rolle in dem Handel der Chinesen mit fremden Nationen, ja, man würde augenblicklich nicht ohne dasselbe fertig werden können, da der ganze Zuschnitt der Geschäfte darauf begründet ist.

Obige Darstellung der Sachlage zeigt deutlich, daß die endlich erwachte Furcht der Chinesen vor der Berührung mit einer fremden Macht nicht ohne Grund war. Das Ereigniß, welches sie geduldet hatten, ohne die Folgen desselben zu berechnen, erwies sich nunmehr als den Interessen des Landes gerade zuwiderlaufend; und wenn es einerseits nicht zu leugnen ist, daß der Umgang mit den Angehörigen eines der gebildetsten Völker der Welt die Chinesen hätte überzeugen sollen, daß der Standpunkt der Cultur, auf dem sie stehen geblieben sind, weder zeitgemäß noch ehrenvoll ist, so muß man andererseits zugeben, daß sie diese Erfahrung sehr theuer erkaufen mußten. Es ist verzeihlich, daß sie bei der Wahl, entweder auch künftig ein räthselhaftes, abgeschlossenes Wesen und für die ganze übrige Welt ein Geheimniß

zu bleiben, oder sich derselben auf Kosten ihrer Nationalität zuzugesellen, das erste vorzogen, wenn sie gleich einsahen, daß das, was man ihnen mit Güte oder Gewalt aufzudringen suchte, nicht nur ihrer Eitelkeit schmeicheln und ihre Neigungen reizen, sondern auch einen wesentlichen materiellen Vortheil mit sich bringen würde. Es ist ferner verzeihlich, daß sie, nachdem sie sich alle fremde Einmischung in ihre Angelegenheiten feierlich verbeten und kundgethan hatten, daß sie diesen langen, ihnen aufgedrängten Besuch los zu werden wünschten — ohne daß diese ihre Proteste im Geringsten berücksichtigt wurden — von Worten zu Thaten übergingen.

Diese Vorgänge hatten die englische Regierung veranlaßt, einen in der Staatskunst erfahrenen Mann nach China zu schicken, um die den englischen Handel in China gefährdenden Mißhelligkeiten entweder auf friedliche Weise oder durch Waffenmacht beizulegen.

Lord Elgin's Aufgabe war im höchsten Grade schwierig und von mancherlei Unannehmlichkeiten und Gefahren bedroht; sie erforderte die reichen Erfahrungen eines Staatsmannes, persönlichen Muth und eine Haltung, die Vertrauen einflößt und zu gleicher Zeit durch ihre Festigkeit zur Achtung zwingt. Lord Elgin hat bewiesen, daß er dem ihm ertheilten Auftrage gewachsen war.

Ich kehre jetzt zum Berichte über unsere Abreise von Singapore zurück, dessen Rhede wir am 23. Juni verließen und dicht bei Pera Banka vorbeisteuerten. Das chinesische Meer ist bekannt wegen der dort herrschenden gewaltigen Stürme; auch wir wurden mehrfach von denselben belästigt und wandten bald Dampf, bald Segel, mitunter auch beides an; die Schifffahrt hat hier gegen mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen; vielfache sichtbare und unsichtbare Untiefen und sogenannte »fish pawns« (dichte, fließende Massen von Fischlaich, welche plötzlich in der Nähe des Schiffes auftauchen und eine täuschende Aehnlichkeit mit Untiefen haben) erfordern die größte Aufmerksamkeit und erregen nicht selten unnütze Sorge. So geschah es, daß, als ich eines Abends

die Wache hatte, der „Ausguck" (Späher) im Vortopp*) rief: „Grund in Sicht!" Ich ließ augenblicklich stoppen, befahl, bei der Maschine bereit zu stehen, um nöthigenfalls rückwärts gehen zu können, und den Capitain von der Ursache der getroffenen Maßregel zu unterrichten. Capitain Peel prüfte die Seekarte, kam sogleich herauf, erklärte die Richtigkeit meiner Vermuthung für unmöglich, und ohne den „Grund" eines Blickes zu würdigen, ließ er die Maschine in Bewegung setzen. Erst, als wir dem vermeintlichen „Grunde" ganz nahe gekommen waren, commandirten Capitain und Maschinenmeister zugleich: „Stopp! — Rückwärts, volle Kraft!" Die Fahrt des Schiffes konnte aber nicht gehemmt werden, bis wir auf die scheinbare Untiefe gerathen waren, die sich zu unserem Glücke als oben erwähnter schwimmender Fischlaich auswies; — wieder ein Beweis von der Sachkenntniß und Entschlossenheit unseres herrlichen Capitains.

Noch einen Zug von ihm will ich erzählen, der sein richtiges, tactvolles Benehmen charakterisirt. Während wir in diesen Gewässern kreuzten, wurde einer unserer ausgezeichnetsten Unterofficiere veranlaßt, einem nachlässigen Matrosen ziemlich derb zuzusetzen, wobei er weder Flüche noch Schimpfwörter sparte. Der Capitain war zufällig in der Nähe, ohne daß der Unterofficier ihn gewahrte. Er konnte, der Umstehenden wegen, nicht die Rolle eines Tauben spielen, und wählte deshalb einen Mittelweg, um der Unannehmlichkeit, einem von ihm geschätzten Manne eine Strafe zuerkennen zu müssen, überhoben zu sein. Er richtete somit ganz gelassen an den Unterofficier die Frage, warum er so entsetzlich fluche? Der Gefragte war einen Augenblick sehr verwirrt, faßte sich aber sogleich und antwortete: „Ich sagte nur, daß es im chinesischen Meere weht, als ob alle Teufel los wären!" — Capitain Peel war ebenso erstaunt als erfreut über die kühne, schlaue Antwort und wandte sich lächelnd ab. — Die Antwort des Unterofficiers wurde sprüchwörtlich am Bord und oftmals bei bösem Wetter in Anwendung gebracht.

*) Topp: Mastspitze. D. Uebers.

Ich hatte mit mehreren Officieren am Bord die Ehre, dem Lord Elgin vorgestellt und von ihm zu Tische geladen zu werden. Das erste Mal wurde ich, wahrscheinlich in meiner Eigenschaft als fremder Officier, gewürdigt, einen Platz neben Sr. Herrlichkeit angewiesen zu bekommen. Ich muß gestehen, daß die Nachbarschaft dieses ausgezeichneten Mannes mich im ersten Augenblicke verlegen machte; aber diese Verlegenheit wich, sobald ich den Einfluß seines edlen, ausgezeichneten Geistes fühlte, und als ich empfand, was ich schon so oft erfahren, daß man in Gegenwart wirklich überlegener und hervorragender Charaktere niemals zu befürchten hat, hochmüthig zurückgestoßen oder über die Achsel angesehen zu werden; nur die mit den äußeren Zeichen der Hoheit gezierte Mittelmäßigkeit macht sich breit, um ihre innere Leere vor den beobachtenden Augen der Welt zu verbergen, und nimmt König Lear's Worte:

„Zerlumptes Kleid bringt kleinen Fehl an's Licht,
Talar und Pelz birgt Alles. Hüll' in Gold die Sünde!"

zu ihrem Glaubensbekenntniß.

Mein erstes Gespräch mit dem edlen Lord betraf die schwedische Flotte, von deren Verhältnissen er sehr genau unterrichtet schien, da er sogar die Anzahl der Schiffe und Kanonenboote anzugeben wußte; von ihrer Brauchbarkeit, ihrem Alter sagte er nichts, vielleicht aus Rücksichten, vielleicht weil er die Sachverhältnisse eben zu gut kannte. Darauf bat er mich um nähere Auskunft über den Mahlstrom an der norwegischen Küste, von dem er gehört oder gelesen, daß er im Stande sei, die größten Schiffe auf den Grund zu ziehen; ich versuchte, ihm einen möglichst klaren Begriff von dieser Erscheinung zu geben, und schloß aus der Aufmerksamkeit, mit welcher er meiner Erzählung zuhörte, daß es mir gelang, seine Wißbegierde in diesem Punkte ziemlich zu befriedigen. Er äußerte mehrmals den Wunsch, Schweden kennen zu lernen, sagte mir viel Schmeichelhaftes über das schwedische Volk, und zeigte, daß er auch in unserer Geschichte bewandert sei. — Als ich eines Tages die Wache hatte, kam er zu mir auf das Deck und

knüpfte abermals ein Geſpräch mit mir an; ich bemerkte, daß er ein Bewunderer König Oscar's ſei, und beſtärkte ihn in ſeiner Anſicht, daß wenige Monarchen Schwedens dem Lande ſo vielen directen Nutzen geſchaffen hätten. Er frug nach mehreren meiner Landsleute, die er perſönlich kannte und ſchätzte, und zollte den ſchwediſchen Gelehrten und Künſtlern, die ihm bekannt waren, große Anerkennung. So erzählte er unter Anderem, daß Jenny Lind ein häufiger und willkommener Gaſt in ſeinem Miniſterhôtel in Amerika geweſen ſei, und daß (wenn ich hierin nicht irre) dieſelbe in ſeinen Salons die erſte Bekanntſchaft ihres Gatten gemacht habe. Die Unterhaltung des Lords zeugte von vielſeitigen Kenntniſſen und von dem ebenſo beneidenswerthen als ſeltenen Talent, ſeine Gedanken in geſchmackvollem, anmuthigem Gewande zu geben; er ſprach oft mit Vorliebe von ſeinen weiten Reiſen, wobei die Zuhörer vielfach Gelegenheit hatten, ſeine ſcharfe Beobachtungsgabe, ſeine Wahrheitsliebe und ſein richtiges Urtheil zu bewundern. Sein Gedächtniß war eine Schatzkammer, die ſeine Wißbegierde mit der reichſten Gelehrſamkeit ausgeſtattet hatte, welcher durch eine wahrhaft gediegene Bildung ein höherer Glanz verliehen war.

Am 2. Juli kamen wir durch den Lamnacanal, bei Green-Island vorbei, in den Hafen von Hong-Kong; die Reiſe von Singapore hatte ſomit 9 Tage gedauert. Wir ankerten neben dem Flaggenſchiffe Calcutta, einem alten Linienſchiffe von 84 Kanonen, mit Admiral Seymour's Flagge am Topp. Wir führten die Flagge des Geſandten, und nachdem dieſelbe vom Flaggenſchiffe ſalutirt worden, kamen der Admiral und der Gouverneur Sir John Bowring an Bord, um Lord Elgin ihre Aufwartung zu machen.

Der Leſer erinnert ſich vielleicht, daß die überzähligen Officiere am Bord des Shannon zum Dienſte auf dem Flaggenſchiffe Calcutta beſtimmt waren. Ich hegte kein Verlangen, meine Lage zu verändern, und ſah mit Freuden, daß mein glücklicher Stern noch über mir wachte, als mein Capitain mich kurz vor unſerem Abgange frug, ob

ich unter ſeinem Commando bleiben wolle, mit der Bemerkung, daß er dies gern ſähe: — die größte Aufmunterung, die mir je zu Theil geworden! — Ich nahm dies Anerbieten begreiflicherweiſe mit lebhafteſter Dankbarkeit an und ſah meine Kameraden abziehen, ohne den geringſten Wunſch, dieſelben zu begleiten.

Ehe ich nun die Vorboten des endlichen Bruches zwiſchen England und China näher beleuchte, welche es uns beſtätigten, daß eine friedliche Ausgleichung für die Dauer unmöglich ſei, ſei es mir erlaubt, ein Wort über den Ort zu ſagen, an welchem wir uns befanden, als wir einen Befehl erhielten, der uns ganz aus der Bahn ſchleuderte, welche unſerer Expedition bei der Abreiſe von England vorgezeichnet war.

Hong-Kong, von den Chineſen Hiáng-Kiáng, d. h. liebliche Ströme, genannt, iſt eine Inſel von 26 engl. Meilen im Umkreiſe, zwiſchen dem 20° 9′ und 22° 22′ nördl. Breite und 114° 18′ öſtlicher Länge von Greenwich, und befindet ſich dem auf dem feſten Lande belegenen Kiúlung gegenüber. Die größte Länge der Inſel von NW. nach SO. beträgt 9 Meilen; ſie beſteht faſt ganz aus hohen Felſen mit einigen tiefgefurchten Thälern, durch die ſich kleine Flüſſe hinſchlängeln, welche durch ihr vorzüglich gutes Waſſer bekannt ſind. Der höchſte Gipfel liegt 2000 Fuß über dem Meeresſpiegel. Die Felſen beſtehen aus lockerem Granit und Hornblende; erſterer in großen Blöcken in abgelagerten Thon gebettet, weshalb er leicht zu großen, regelmäßigen Fließen geſpalten werden kann. An der nördlichen Seite der Inſel hat man die Stadt Victoria angelegt, deren Häuſer in anglo-indiſchem Style aus Granit oder Ziegelſteinen gebaut ſind und mit Reichthum und Luxus prangen. Man ſchätzte die Volksmenge früher (1848) auf 25,000 Seelen, worunter 20,000 Chineſen; im Jahre 1855 war ſie auf 72,607 geſtiegen. 1842 wurde die Inſel durch den Vertrag von Nanking an die engliſche Krone abgetreten, welche dieſelbe durch einen Gouverneur verwalten läßt, der zugleich Befehlshaber der Truppen und der Flotte und Oberaufſeher aller Angelegenheiten des engliſchen Handels in China iſt. — Man hält das hieſige

Clima für ungesund, hoffte aber bei der Gründung der Stadt Victoria, den Handel von Canton hierher zu ziehen — eine Speculation, die ohne den gewünschten Erfolg geblieben, also mißglückt ist.

Von allen fremden Nationen, die ich gesehen, hat keine meine Aufmerksamkeit so zu fesseln gewußt, wie die chinesische. Man hat bei uns, meiner Ansicht nach, einen viel zu oberflächlichen Begriff von diesem Volke, welches es wohl verdient, der Gegenstand einer ernsteren Forschung zu werden, obwohl es schwer halten dürfte, den undurchdringlichen Schleier, in den sich dies Land der Märchen und Sagen zu hüllen sucht, vollständig zu lüften. Wir rühmen uns unserer Gesittung, und dennoch sind die Chinesen — trotz des Riesenschrittes, den wir vorwärts gethan — uns in manchen Stücken voraus.

Man findet in einer schwedischen Zeitung (Nya Dagligt Allahanda) eine Beschreibung dieses Volkes, in welcher es sehr geistreich heißt: „Wenn man ihre Civilisation nach der Wasserwage unserer modernen Bildung mißt, werden wir freilich manche Abweichungen von der rechten Linie und manche in die Augen fallende Mängel finden, aber ist dies denn auch das rechte Verfahren? Wenn wir nur in Betracht ziehen, daß das Christenthum nicht der Factor ihrer Bildung ist, so werden wir eine Menge Entschuldigungen für ihre Fehler finden. Und könnten nicht die Chinesen, von ihrem Standpunkte aus, manche, keineswegs ungegründete Bemerkungen über unsere Sitten und Gebräuche machen?"

Ein Franzose, der Marquis d'Hervey-Saint-Denys, welcher sich mit vielem Fleiße dem Studium dieses Landes und Volkes gewidmet hat, führt folgende, in der That merkwürdige Betrachtungen eines jungen chinesischen Gelehrten an, welcher, von dem Wunsche getrieben, Europa kennen zu lernen, nach Paris gekommen war. Der junge Bürger des Himmlischen Reiches bewunderte in hohem Grade unsere Entdeckungen auf dem Gebiete der Wissenschaften, wie z. B. die Photographie, den Magnetismus, die Electricität, aber er beneidete uns im Allgemeinen eben nur um die greifbaren Ergebnisse derselben. Die

Digitized by Google

ſittliche Seite unſeres geſellſchaftlichen Verkehrs machte einen keineswegs vortheilhaften Eindruck auf ihn. Unſere mehrſtöckigen Häuſer, in denen mehrere, einander gänzlich unbekannte Familien unter demſelben Dache wohnen; unſere Eiſenbahnwagen, in die man geſteckt wird, ohne zu wiſſen, wer ſich neben unſere Frauen, Töchter oder Schweſtern ſetzt; die Gleichheit auf der Straße, wo Alle an einander vorbeirennen und drängen, ohne jegliche Rückſicht auf das graue Haar oder den ſilberweißen Bart — alles dies befremdete ihn und verletzte ſein Zartgefühl. An unſerem Strafſyſteme hatte er auch Manches auszuſetzen, beſonders fielen ihm die Steigerungen in den Strafen auf, und er fand, daß man den Falſchmünzer viel härter ſtrafe, als den Mörder, da eine 20jährige ehrloſe Haft ihm grauſamer erſchien, als der Tod. Er zollte unſerer geiſtigen Ueberlegenheit ſeine volle Anerkennung, jedoch ohne uns um dieſelbe zu beneiden. „Das Auge Eures Verſtandes iſt ſchärfer, als das des unſeren," pflegte er zu ſagen, „aber Ihr ſeht damit ſo weit, daß Ihr das Zunächſtliegende überſeht. Ihr habt einen kühnen Sinn, der Euch in manchen Dingen den Erfolg ſichert, aber Ihr achtet nicht genug, was Achtung verdient. Eure raſtloſe Thätigkeit, Euer Bedürfniß immerwährender Zerſtreuung zeigen deutlich, daß Ihr nicht glücklich ſeid; Ihr gleicht einem Menſchen, der beſtändig auf Reiſen iſt; — bei uns liebt man Ruhe für Körper und Geiſt. Was Eure Regierungsformen betrifft, ſo glaube ich allerdings, daß dieſelben Manches für ſich haben, wenn ſie aber ſo zweckmäßig für Euch wären, wie dies mit den unſeren für uns der Fall iſt, ſo würdet Ihr dieſelben nicht ſo oft wechſeln. Ich weiß, daß ich bei meiner Rückkehr in die Heimath dieſelben Einrichtungen wiederfinde, die ich bei der Abreiſe verlaſſen; Ihr hingegen könnt nicht dafür einſtehen, daß Ihr heute über's Jahr noch dieſelbe Verwaltung, dieſelben Geſetze habt."

Die Volksmenge der 18 Provinzen des eigentlichen China beläuft ſich auf 360 Millionen, ausſchließlich der Mandſchurei und der Colonien. Die Einwohnerzahl des ganzen chineſiſchen Reiches dürfte

auf 400 Millionen geſchätzt werden können, alſo auf reichlich ein Drittheil des ganzen Menſchengeſchlechtes.

Wenn wir in den Sitten der Chineſen Manches finden, was den Geſetzen der Natur und Vernunft zuwiderläuft, ſo fehlt es ihrerſeits nicht an Vergeltung. Sie finden Vieles an uns zu tadeln; ſie begreifen z. B. nicht, daß wir unſeren Körper in enge Kleider preſſen, da doch die weiteren viel bequemer ſind; ſie behaupten, daß wir die Frauen vergöttern, den Kindern aber weder Achtung vor den Eltern, noch Ehrfurcht vor dem Alter einzuflößen wiſſen. Sie meinen, daß wir unſerer Leidenſchaftlichkeit zu oft die Zügel ſchießen laſſen, leicht in Zorn gerathen und uns über die geringſte Sache ereifern. Der Hang des europäiſchen Matroſen, der Flaſche zu reichlich zuzuſprechen, iſt ihnen ein Greuel; der Opiumraucher, ſagen ſie, iſt ein Blödſinniger, aber der Trunkenbold iſt ſchlimmer, als die wilden Thiere des Waldes!

In den Lieblingsredensarten eines Volkes, mit denen es den ausgeſprochenen Gedanken Nachdruck zu verleihen ſucht, liegen oft die Umriſſe ſeiner Geſchichte. Ich führe einige chineſiſche Spürchwörter an, um die Richtigkeit dieſes Satzes zu beweiſen. Wenn der Chineſe vom Unglück verfolgt und ihm kein anderer Troſt geblieben iſt, ruft er mit Pathos aus: „Ich kann doch wenigſtens hier ſitzen!“ — Wenn er Jemand warnen will oder zur Vorſicht ermahnen, ſagt er: „Grabe deinen Brunnen, ehe du durſtig biſt; häusliche Mängel müſſen im Hauſe bleiben; der Fehler des Betrunkenen liegt nicht im Weine, ſondern in ſeiner Gurgel; was du deinem Nachbar in das Ohr flüſterſt, kann hundert Meilen weit gehört werden; man kann der Kuh nicht zweimal die Haut abziehen; ein Jeder fege vor ſeiner Thür und kümmere ſich nicht um des Nachbars Hof; ein wahrhaft großer Mann behält immer die Einfachheit eines Kindes; eine jähzornige Perſon ruft Aergerniſſe hervor, und wenn ſie da ſind, kann ſie ihrer nicht Herr werden; ein kluger Mann verwandelt die großen Sorgen in kleine und die kleinen in gar keine; großer Reichthum kommt vom Schickſale,

beſcheidenes Vermögen durch den Fleiß; erſt wenn die Pfütze ausgetrocknet iſt, ſieht man den Fiſch" u. ſ. w. u. ſ. w.

Auf meinen Wanderungen durch Hong-Kong hatte ich immer die wechſelndſte Unterhaltung; die bunteſten, farbenreichſten Bilder zogen an mir vorüber. Eines Tages begegnete ich einem Trupp Gefangener; dieſelben wurden wie das Vieh von ihren Wächtern vorwärts getrieben, die nicht ſelten mit ihren langen Bambusrohren auf unſanfte Art zu raſcherer Bewegung antrieben. Die Verbrecher trugen ſchwere Ketten um den Hals und an den Fußgelenken und waren zwei und zwei mit den — Haarzöpfen zuſammengebunden. Eine der grauſamſten Strafen beſteht darin, die Arme und Beine des Verbrechers mit einer leicht laufenden Schlinge an ein coloſſales hölzernes Kreuz zu befeſtigen, welches darauf ſo aufgeſtellt wird, daß die ſenkrechten, brennenden Strahlen der Sonne dem Unglücklichen gerade in das Geſicht fallen; ja, man zieht bisweilen die Oeſe der Schlinge mittelſt eines Stockes ſo feſt zu, daß dem beklagenswerthen Opfer das Blut aus Naſe, Mund und Ohren läuft. Eine andere Strafe beſteht darin, den Gefangenen in einen kleinen, mit ſpitzen Widerhaken verſehenen Käfig zu zwängen, welcher ſodann an einem der beſuchteſten Plätze der Stadt ausgeſtellt wird.

Ein andermal hatte ich das ſeltene Vergnügen, einer chineſiſchen Mahlzeit beizuwohnen; die Anrichtung derſelben erregte keinen Appetit, und ſie war überdies ſo karg und mager, daß ſie mir wie eine Parodie auf ein Gaſtmahl vorkam — oder als ob wir uns hier verſammelt hätten, um gemeinſchaftlich zu faſten oder gar eine Hungercur durchzumachen. Statt der Meſſer und Gabeln bedient man ſich bekanntlich langer Holzſtäbchen, welche die Chineſen mit der größten Geſchicklichkeit zu gebrauchen wiſſen. — Bei einer dritten Ausflucht war ich Zeuge einer Schlägerei, an der ich zwar nichts Intereſſantes zu bemerken fand, aber das Schauſpiel mit dem Verluſte meiner Börſe bezahlen mußte, die mir im Gedränge geſtohlen wurde.

Ein nicht geringer Theil der Bevölkerung wohnt auch hier in den zu Wohnungen eingerichteten Kähnen auf den Flüſſen. Die Sampans werden hier gewöhnlich von Frauen gerudert, die aber durchaus keine Aehnlichkeit mit den Ruderfrauen in Stockholm haben. Die Nymphen, welche dieſe Sampans führen, ſind meiſtens junge Mädchen, welche dabei ebenſoviel Anmuth als Geſchicklichkeit entwickeln. Sie tragen einen dunkelblauen, bis an die Knie hinabfallenden Rock, weite, blaue Beinkleider bei nackten Füßen und auf dem Kopfe ein buntes Tuch oder einen mit Blumen geſchmückten Strohhut. Einige von ihnen ſind zum Entzücken; hübſchere Hände und Füße habe ich nirgends geſehen.

Die vornehme Welt von Hong-Kong pflegt ſich auf dem Paradeplatze zu verſammeln, welcher vor ihrem Erſcheinen von chineſiſchen Dienſtmädchen wimmelt, die die Kinder ihrer Herrſchaften ſpazieren führen. Dieſe Kindermädchen ſind ſehr putzliebend und mit größerer Sorgfalt gekleidet, als oben erwähnte Nymphen. Ohrgehänge mit blauen oder weißen Steinen, Armbänder und Ringe gehören bei ihnen zu den Nothwendigkeitsartikeln. Das dichte, glänzende, ſchwarze Haar iſt an den Schläfen weggeſtrichen und im Nacken in einen Knoten geſchlungen, der durch goldene Nadeln gehalten und oft mit Blumen beſteckt iſt. Die unförmlich kleinen Füße ſtecken in geſtickten ſeidenen Pantoffeln mit kleinen Schnallen. Die Sitte, die Füße der Kinder einzuſchnüren, um ſie am Wachſen zu hindern, verſchwindet jedoch mehr und mehr. Wenn die feine Welt nach gehaltener Sieſta im ſüßen Nichtsthun auf der anmuthigen Esplanade verweilt, ziehen ſich die Zofen mit den Kindern zurück. Eins der Muſikchöre von der Flotte oder der Armee trägt Stücke aus unſeren neueſten Opern vor, und das Schauſpiel, welches ſich nun mit einbrechender kühler Abenddämmerung entwickelt, erinnert an die Märchen aus Tauſend und einer Nacht.

Zwiſchen dem Paradeplatze und dem Meerbuſen hat man einen ſehr ſchönen Weg angelegt und denſelben zu beiden Seiten mit Bananenbäumen bepflanzt, welche theils in Alleen, theils in Gruppen den

Sonnenstrahlen trotzbietende Laubdächer bilden; unter diesen grünen Kuppeln wimmelt es von Equipagen aller Art, von Palankinen, Reitern und Fußgängern. Der Chinese schien mir in dieser bunten Menge immer die hervorragendste Rolle zu spielen, denn obwohl er nichts Anziehendes hat, sieht man doch nie etwas Abstoßendes oder Gemeines in seinem Benehmen. Seine sorgfältige Kleidung verräth Geschmack; sein kluges Auge Scharfsinn und Vorsicht; seine würdevollen, abgemessenen Bewegungen eine stete Aufmerksamkeit auf sich selbst; soviel er sich aber bemüht, sich den Anstrich einer tugendhaften Weltverachtung zu geben, gelingt es ihm doch nie, die in allen seinen Zügen ausgeprägte glühende Sinnlichkeit zu verbergen. Ich hatte eines Tages mit einem dieser „Söhne der Sonne und Vettern des Mondes" folgendes kurzes Gespräch über die ausgebrochenen Feindseligkeiten. Auf meine Frage, wie dieselben nach seiner Ansicht enden würden, antwortete er: „Ihr legt mir da eine Frage vor, von der Ihr sehr gut wißt, daß, wenn ich sie an Euch richtete, unsere Antworten sehr verschieden ausfallen würden!" und auf eine weitere Frage, warum die chinesische Regierung so abgeneigt sei, den Ausländern die Ansiedelung zu gestatten, erwiderte er: „Weil wir uns selbst genügen und untereinander glücklich sind;" — worauf er nach einer Pause hinzufügte: „Wenn das Haus voll ist, bringt ein Zuwachs von Gästen nur Verdruß!" —

Die Friedensbedingungen, welche Lord Elgin mit von England brachte, waren hauptsächlich folgende: 1. Erneuerung des alten Vertrages, die acht und nicht fünf chinesischen Häfen betreffend; 2. das Recht für englische Schiffe, bei Sturm oder Unglücksfällen in jeden beliebigen an der chinesischen Küste gelegenen Hafen einzulaufen; 3. die Berechtigung für England, so gut wie Rußland eine Schule in Peking zu haben; 4. die Freiheit, Militairstandorte zu errichten an allen Plätzen, wo den englischen Consuln und Agenten der Aufenthalt gestattet sei, und Ueberlassung je eines Bauplatzes zur Aufführung von Casernen u. s. w. in Shanghai und Canton, wo die Stärke der Be-

ſatzung ſich nach einem gemeinſchaftlichen Uebereinkommen zwiſchen beiden Regierungen richten ſollte.

Die erſte Urſache zum Bruche zwiſchen beiden Mächten war folgende: Ein Küſtenboot (Lorcha) mit einem engliſchen Capitain und unter engliſcher Flagge ging im October 1856 in der Nähe von Canton vor Anker. Die ſtädtiſche Behörde von Canton hatte erfahren, daß ſich am Bord derſelben mehrere Chineſen befanden, welche vor längerer Zeit der Theilnahme an Seeräuberei und an einem Aufruhre gegen die Regierung angeklagt waren; ſie ſchickte deshalb eine Abtheilung Polizeiſoldaten an Bord, um die Verbrecher abzuholen. Wenn die geſetzliche Obrigkeit es hierbei hätte bewenden laſſen, ſo wäre ſie in ihrem Rechte geblieben; ſtatt ſich aber damit zu begnügen, auf die Angeklagten zu fahnden, wurde die ganze engliſche Beſatzung verhaftet und die Flagge unter Beſchimpfungen vom Maſte heruntergeriſſen. — Daß die Sache ſich wirklich ſo verhält, hat der engliſche Capitain vor dem Kriegsgerichte in London mit einem Eide bekräftigt; der Vicekönig Yeh und ſeine Untergebenen aber erhoben dagegen Einſpruch und behaupteten, die engliſche Flagge ſei gar nicht ſichtbar geweſen, weshalb auch die Polizei nicht habe wiſſen können, daß das Fahrzeug ein engliſches ſei.

Der engliſche Conſul, welcher mittlerweile von dem Vorgefallenen in Kenntniß geſetzt war, begab ſich ſofort an Bord und forderte die Freilaſſung der Beſatzung, ſowie Genugthuung für den der engliſchen Flagge angethanen Schimpf. Man antwortete ihm mit Schmähungen und Bedrohung ſeines Lebens. Es entſtand hierauf ein lebhafter Notenwechſel zwiſchen ihm und dem Vicekönige, welch' letzterer ſich in ungebührlichen Aeußerungen erſchöpfte und jeden Schadenerſatz mit Verachtung zurückwies. Darauf trat der engliſche Miniſter in China, Sir John Bowring, mit denſelben Forderungen auf, aber ebenfalls ohne ſeinen Zweck zu erreichen. Und nun erſt, nach allen dieſen fruchtloſen Verſuchen, ließ Commodore Elliot von der „Sybille" (von 40 Kanonen) ſeine Schaluppen bewaffnen und auslaufen, welche ſofort eine chineſiſche Dſchonke nahmen. Es wurde darauf der Obrigkeit von Canton

ein Ultimatum gestellt mit der Bedeutung, binnen 24 Stunden die verlangte Genugthuung zu geben, sofern sie nicht wollte, daß die in den chinesischen Gewässern kreuzende englische Flotte sich der Sache annähme. Der gestellte Termin lief ab, ohne daß eine befriedigende Antwort eingetroffen wäre, worauf Admiral Seymour einige Vorwerke bombardiren und mit Sturm nehmen ließ und selbst an der Spitze von 300 Mann in den königlichen Palast eindrang. Der Vicekönig hatte seine Wohnung wohlweislich verlassen, weshalb der Admiral ihn von dem Geschehenen in Kenntniß setzen ließ, mit der Bemerkung, daß das ganze Canton die Folgen seiner Unbesonnenheit fühlen würde, wenn er eigensinnig darauf bestände, seine Pflicht zu versäumen. Hierauf kam endlich eine prahlerische Antwort des kurzen Inhalts: „daß, wenn der Admiral sich nicht sofort mit seinem heidnischen Gefolge aus dem Staube mache, jeder Engländer wie ein Hund erstickt werden würde."

Ich lasse hier die wörtliche Uebersetzung einer jener vielen chinesischen Proclamationen folgen, welche theils heimlich, theils öffentlich verbreitet wurden:

„Ehrlose Fremdlinge haben es gewagt, die Fahne des Aufruhrs gegen die würdigen Beamten des göttlichen Kaisers aufzupflanzen; sie haben Canton angegriffen in der Absicht, die heilige Stadt zu verbrennen. Aber diese Fremdlinge haben schon ihren wohlverdienten Lohn empfangen, indem unsere unüberwindlichen Truppen dieselben zurückgeschlagen und in großer Anzahl getödtet haben. Mögen sie in allen Theilen des Himmlischen Reiches angegriffen werden! Möge jeder Chinese, der einem Engländer begegnet, denselben in Staub verwandeln! Schon sind unsere zahllosen Schiffe und unsere furchtbare Armee auf dem Wege, das Ungeziefer fortzujagen. Möge jeder echte Chinese sich diesen Truppen anschließen, um ihre Anzahl zu vermehren, damit der Fremde zittern lerne vor unserem gewaltigen Herrscher, dessen Anblick eitel Sonne und dessen Macht unbegrenzt ist!"

„Derjenige aber, welcher diesem Befehle nicht nachkommt, wird

als Landesverräther angesehen und der schrecklichsten Strafe anheimfallen. Hört und gehorcht!"

Whampoa, am 9. Tage des 12. Monats. Tschyn Tos, Mandarin-Gouverneur.

Bald merkten wir sogar am Bord des Shannon, daß die in den Proclamationen ausgesprochene Bitterkeit wirklich vorhanden war. — Das Kanonenboot „Haugthy" lief eines Tages mit acht verwundeten Matrosen in den Hafen von Hong-Kong ein, die zu einer englischen Corvette gehörten, deren Schaluppen mit chinesischen Seeräubern ein Gefecht bestanden hatten, in welchem eine Dschonke genommen, mehrere Engländer getödtet und andere schwer verwundet worden waren. Von Ningpo kam die Nachricht, daß die Feindseligkeiten zwischen den Chinesen und Portugiesen den höchsten Punkt erreicht hätten und letztere total geschlagen seien.

Es schien mir aus dem Benehmen der Chinesen täglich mehr hervorzugehen, daß sie uns auf alle Weise zu schaden und auf unseren Untergang hinzuarbeiten suchten, und es mußte uns überraschen, dieselben Leute plötzlich so stolz und anspruchsvoll auftreten zu sehen, welche bisher wegen ihrer friedlichen, höflichen und dienstfertigen Natur bekannt waren.

Ich ging eines Tages allein in der Umgebung der Stadt spazieren, als ich mich plötzlich von einem Pöbelhaufen umringt sah, der mich unter einer Fluth von Schimpfwörtern in Stücke zu zerreißen drohte. Mein Stock — die einzige Waffe, die ich bei mir führte — war hinreichend, die Angreifenden in gebührender Entfernung zu halten, ein Umstand, der mir eben keine große Vorstellung von dem persönlichen Muthe eines Volkes gab, das sonst als Muster der Großsprecherei und Prahlerei aufgestellt werden kann. Der Kampf zwischen den Engländern und Chinesen ist reich an Beweisen, daß die Letzteren sehr ungeschickte Krieger und keineswegs beherzt sind in der Stunde der Gefahr.

Bei meiner Ankunft in China befanden sich 648 Kanonen auf

den indiſch-chineſiſchen Stationen, welche auf 2 Linienſchiffen, 5 Fregatten und mehreren kleineren Schiffen vertheilt waren. Wenn man in Betracht nimmt, daß die chineſiſche Regierung durch einen bloßen Wink Tauſende und aber Tauſende von Bewaffneten herbeirufen kann, die ſich, einer furchtbaren Lawine gleich, auf die geringe Anzahl der Feinde ſtürzen und dieſelben mit einem Schlage vernichten könnten, ſo muß man es für elende Feigheit halten, wenn ſie ſich damit begnügt, die Gegner durch ſchwülſtige Bekanntmachungen in Schrecken zu ſetzen. Liljevalch ſagt ſehr richtig (in ſeinem Werke über den chineſiſchen Handel), daß alle in Canton wohnenden Fremden bei einem ernſten Volksauflaufe gemordet, ihr Eigenthum, deſſen Werth auf viele Millionen geſchätzt wird, geplündert und verbrannt ſein kann, ehe man Hülfe aus dem 20 ſchwediſche Seemeilen entfernt liegenden Houg-Kong herbeizurufen vermag.

Wer unter uns aber bei dem Anblicke dieſer oftmals blutigen Auftritte gehofft hatte, ſelbſt einige Lorbeeren in dem beginnenden Kampfe zu pflücken, ſah ſich in ſeinen Erwartungen betrogen. Es ſchlugen von einer anderen Seite her Hülferufe an unſer Ohr, die der größten Verzweiflung ausgepreßt waren, und zwar von einer Seite, wo die engliſche Macht mit einem weit ſichereren Untergange bedroht war, als in China. Jede ankommende indiſche Poſt brachte die beunruhigendſten Berichte über das Umſichgreifen des Aufruhrs und ausführliche, haarſträubende Beſchreibungen der Greuel und Schändlichkeiten, welche täglich an den Europäern — Männern, Frauen und Kindern — verübt wurden; Plünderungen, Mordbrand, unter Höllenqualen verſtümmelte junge Mädchen, Hekatomben von Kindern, die mit ausgeſuchteſter Grauſamkeit zu Tode gemartert wurden, kurz eine Reihe der entſetzlichſten, wenn auch theilweiſe übertriebenen Schilderungen, welche laut nach Rache riefen. Es war traurig, zu ſehen, wie meine Kameraden von dieſen Nachrichten in das Herz getroffen wurden. Ihr Schmerz machte ſich weder in Klagen noch Verwünſchungen Luft — ſie blieben ſtumm und gedankenvoll, wie dies bei einem

wahrhaft tiefen Kummer der Fall zu ſein pflegt, und wenn man den Vorſatz gefaßt hat, in Uebereinſtimmung mit ſeinem Rechtsgefühle zu handeln.

Einer dieſer Berichte beſtimmte Lord Elgin, den Shannon ſofort mit einem Transport Seeſoldaten direct nach Indien zu ſchicken; er ſah ein, daß ſeine Gegenwart daſelbſt augenblicklich nothwendiger ſei, als in China, und beſchloß deshalb, uns zu begleiten. Ich freute mich, daß wir plötzlich auf einem ganz anderen Theater auftreten ſollten, als das, für welches wir beſtimmt waren — es ſollte eine neue Welt vor mir aufgehen, und ich ahnete, daß ich an weltgeſchichtlichen Ereigniſſen theilnehmen würde.

Fünftes Capitel.

Eine kurze Schilderung Indiens und ſeiner Erzeugniſſe.

Ich kann nicht umhin, bevor ich verſuche, die Kämpfe von 1857 bis 1858 zur Aufrechthaltung der engliſchen Macht in Oſtindien, in die ich auf eine ſo unerwartete Weiſe hineingezogen wurde, zu beſchreiben, eine an Ort und Stelle aufgenommene Schilderung des Kriegsſchauplatzes und hauptſächlich der Urſachen des Aufſtandes, ſowie der Geſchichte und der Sitten der Einwohner vorauszuſenden. Zuvörderſt alſo von der geographiſchen Lage Indiens; ſodann von dem Aufblühen der oſtindiſchen Compagnie und der britiſchen Macht in Indien; endlich von der Organiſirung und Behandlung der Sipoys, von deren Meuterei und dem Ausbruche des Aufruhrs.

Was meiner Schilderung an Vollſtändigkeit fehlen ſollte, wird hoffentlich die Ueberſicht der nachfolgenden Ereigniſſe nicht erſchweren.

Oſtindien nennt man den Theil von Aſien, welcher ſich ſüdlich vom Himalaya-Gebirge und von der chineſiſchen Grenze in zwei ungeheueren Halbinſeln bis in den indiſchen Ocean erſtreckt.

Wir werden uns nur mit der weſtlichen Hälfte dieſes Landes beſchäftigen, weil die britiſche Macht ſich in dieſem, Europa zunächſt gelegenen Theile am meiſten ausgebreitet hat, während ſie auf der öſtlichen Halbinſel nur die weſtliche Küſte von Aſſam bis Singapore beſitzt.

Die weſtliche Hälfte oder das eigentliche Oſtindien wird durch das von Weſten nach Oſten laufende Vindhya-Gebirge in zwei Theile getheilt und im Weſten vom Indus, im Oſten vom Ganges durchzogen. Den nördlichen Theil nennt man Hindoſtan, den ſüdlichen

Dekhan; beide zerfallen in selbstständige Staaten unter eingeborenen Fürsten, und in britische Provinzen und abhängige Länder. Bei der näheren Beschreibung dieser Länder werde ich mich an die jetzige britische Eintheilung halten.

Das britische Ostindien ist eingetheilt in die Präsidentschaften Bengalen, Madras und Bombay. Die erstgenannte besteht aus zwei Gouverneurlieutenants-Districten: das niedere Bengalen und die nordwestlichen Provinzen; die anderen beiden Präsidentschaften haben ihren Gouverneur, über ihnen steht der Generalgouverneur, welcher in Calcutta, der Hauptstadt von Bengalen und dem übrigen Ostindien, residirt.

Die bengalische General-Statthalterschaft enthält: 1. Nieder-Bengalen, oder das Land zu beiden Seiten des Ganges bis an die Stadt Mirzapur. Es zerfällt in die Provinzen Bengalen, Orissa und Behâr, die sämmtlich sehr fruchtbar und stark bevölkert sind. 2. Die nordwestlich von dieser Gouverneurlieutenantschaft gelegenen nordwestlichen Provinzen, welche aus den Landschaften Agra, Allahabad, Benares, Delhi, Miruth, Rohilkhund und Aude bestehen, und zu denen noch mehrere kleinere Landstriche gehören. 3. Das vormalige Fürstenthum der Mahratten Nagpur oder Berâr, ein Hochland in Dekhan. 4. Das Gebiet, welches sich südlich vom Sutledsch bis nach Delhi erstreckt. 5. Pandschâb oder das Land der fünf Flüsse, die nördlichste der englischen Besitzungen. Zwischen dem Sutledsch, dem Vindhya-Gebirge, dem Indus und dem Dschumna liegt ein bedeutendes Gebiet, dessen einzelne Staaten nicht unmittelbar unter der britischen Regierung, sondern in einem Bundes- oder Lehnsverhältnisse zu derselben stehen. Diese sind, vom Norden herunter gerechnet: Putterala, Bhawulpur, Bikanir, Dschessulmir (die Oase einer ungeheueren Sandwüste), Dscheypur, Merwar, die Sinde-Staaten, Bundelkhund und der Bezirk der Holkars.

Die Präsidentschaft Madras umfaßt die östliche Hälfte des ganzen südlichen Dekhan, mit den Provinzen Karnatak, Cirkars, Balaghât,

Salem, Kojambatur, Malabar und Kanara; außerdem gehören noch die annectirten Schutzländer Heyderabad, Meyſore, Travankore, Kotſchin und Pudukotta hierher.

Die Präſidentſchaft Bombay iſt gebildet aus dem kleineren, weſtlichen Theile des nördlichen Dekhan und beſteht aus den Provinzen Konkan, Aurengabad, Bidſchapur, Satara, Khandeſa, Gudſcherat und Sinde, die letztere zu Hindoſtan gehörend und an das ſüdliche Perſien grenzend. — Unter mehreren, zwiſchen den zur Präſidentſchaft Bombay gehörigen Beſitzungen gelegenen Schutzländern ſind die Reiche der Holkars und Geikowar, ſo wie die Halbinſel Gudſcherat die wichtigſten.

Hoch im Norden, an die Schneegebirge des Himalaya grenzend, liegen die, dem Namen nach, ſelbſtſtändigen Königreiche Kaſchmir und Nepâl.

Oſtindien iſt reich an Flüſſen, unter welchen einige zu den größten der Welt gehören. Der Indus entſteht aus der Vereinigung zweier, in den nordweſtlichen Grenzgebirgen entſpringenden Flüſſe, ſtrömt durch das Pandſchâb und Sinde und fällt in das arabiſche Meer. Der Nerbudda entſpringt auf dem Plateau des mittleren Indiens und fällt in die Cambaybucht. Nicht weit von ſeiner Mündung beginnt der Godavéri ſeinen Lauf in entgegengeſetzter öſtlicher Richtung durch das Gebiet von Nizam nach dem Meerbuſen von Bengalen. Durch die reichen nördlichen Provinzen Rohilkhund, Aude und Bengalen fließt der heilige Ganges, an deſſen einer Mündung Calcutta liegt; weiter gegen Oſten endlich iſt der Brahmaputra.

Die bedeutendſten Gebirge ſind: 1. das Aravati-Gebirge, welches ſich von Gudſcherat nach Delhi hinaufzieht: 2. eine mit demſelben parallel laufende Bergkette, die ſich von dem an der Weſtküſte belegenen Cambay bis nach Agra erſtreckt; 3. das Vindhya-Gebirge, welches, gleichfalls von Cambay auslaufend, Hindoſtan von Dekhan trennt und in unzähligen Verzweigungen bis nach Bengalen hinein geht; 4. das hinter dem Vindhya gelegene Satpur-Gebirge, und

endlich 5. die westlichen und östlichen Ghâts, welche, in unmittelbarer Nähe der Meeresküste fortlaufend, das südliche Dekhan einschließen und demselben seine dreiseitige Form geben.

Folgende Angaben über den Flächeninhalt und die Einwohnerzahl Indiens sind einem Parlamentsberichte vom August 1857 entnommen:

Der Flächenraum der westlichen Halbinsel beträgt 1,466,576 engl. Q.-Meilen, von denen 837,412 auf die britischen Besitzungen, 627,910 auf die der einheimischen Fürsten, und 1,254 auf die französischen und portugiesischen kommen. Die Gesammtbevölkerung wird auf 180,884,297 Seelen geschätzt, welche auf folgende Weise vertheilt sind: in den britischen Staaten 131,990,901, in denen einheimischer Fürsten 48,376,247, und in den französischen und portugiesischen Besitzungen 517,149. Die nachstehende Uebersicht giebt darüber genaueren Nachweis.

Die britischen Staaten unter dem Generalgouverneur haben auf einem Flächenraume von 246,050 Q.-Meilen 23,255,972 Einwohner; die unter dem Gouverneurlieutenant von Bengalen stehenden Länder 221,969 Q.-Meilen und 40,852,397 Einwohner; die Länder unter dem Gouverneurlieutenant der nordwestlichen Provinzen 105,759 Q.-Meilen und 33,655,193 Einwohner; — die britischen Besitzungen des Gouvernements Madras 132,090 Q.-Meilen und 22,437,297 Einwohner; — die des Gouvernements-Bombay 131,544 Q.-Meilen und 11,790,042 Einwohner; — die Länder abhängiger einheimischer Fürsten in der Präsidentschaft Bengalen 515,533 Q.-Meilen und 38,702,206 Einwohner, in der Präsidentschaft Madras 51,802 Q.-Meilen und 5,213,671 Einwohner, in der Präsidentschaft Bombay 60,575 Q.-Meilen und 6,440,370 Einwohner; endlich die französischen Besitzungen 188 Q.-Meilen und 203,887 Einwohner, und die portugiesischen Besitzungen 1,066 Q.-Meilen und 313,262 Einwohner.

Um sich einen Begriff von der Ausdehnung und Macht dieses Landes zu machen, braucht man nur obige Zahlen mit dem Flächenraume

und der Volksmenge Europas zu vergleichen, von denen der erstere auf 2,793,000 Q.-Meilen und die letztere auf 272 Millionen Seelen geschätzt wird. Wenn wir hiervon die 1,758,700 Q.-Meilen abziehen, welche Rußland, Schweden und Norwegen einnehmen, so bleibt für das ganze übrige Europa ein Flächeninhalt von 1,034,300 Q.-Meilen, also ist Indien um ein Drittheil größer, als diese sämmtlichen Länder. Die Volksmenge des gesammten Europa beträgt 272 Millionen; wenn wir davon die Bevölkerungen Rußlands, Schwedens und Norwegens abrechnen, welche sich auf etwa 67,072,820 Seelen belaufen dürften, so bleibt für die übrigen europäischen Länder eine Einwohnerzahl von 204,927,180 Seelen, somit nur 24 Millionen mehr, als Indien besitzt.

Die Bevölkerung Indiens ist sehr ungleich vertheilt; während man in einem ausgedehnten Landstriche in Bengalen (Bardukhân) 600 Menschen auf die engl. Q.-Meile zählt, findet man deren in gewissen waldigen Gegenden nur 10 auf die Q.-Meile.

Die Einwohnerzahl der großen Städte nimmt jährlich mehr ab; obgleich dieselben unsere europäischen Hauptstädte an Ausdehnung bei weitem übertreffen, ist doch ihre Bevölkerung verhältnißmäßig viel geringer, als bei uns. So z. B. hat Calcutta 300,000 Einwohner (ausschließlich der Vorstädte), Benares 200,000; nur allein die Pilger, welche hierher wallfahrten, schätzt man jährlich auf 100,000.

Ein Land, welches sich vom 8. bis zum 35. Gr. nördl. Breite erstreckt, dem Seewinde ausgesetzt und von himmelhohen, mit ewigem Schnee bedeckten Bergen begrenzt ist, mit unabsehbaren Ebenen, ohne jeglichen Schutz vor den senkrechten Strahlen einer tropischen Sonne, muß natürlicherweise die größte Verschiedenheit des Climas aufweisen. Das Thermometer geht im Schatten nicht selten auf 46 bis 50 Gr. Celsius; in der wärmsten Zeit trocknen die Bäche aus, die kleineren Flüsse werden zu Bächen und die größeren gleichen schmalen Canälen, deren Wasser in dem sandigen Bette mühsam vorwärts schleicht. In den nördlichen und in hoch gelegenen Gegenden ist der Boden im Winter einige Stunden vor Sonnenaufgang mit Reif bedeckt; in den

südlichen und flachen Gegenden gleicht hingegen die stärkste Winterkälte dem, was unser Kalender eine „gelinde Wärme" zu nennen pflegt. Die Regenzeit tritt in Indien sehr regelmäßig ein und ist Allen erwünscht. Der Regen kommt mit Südwestwind (Monsoon) und dauert vom Juni bis October. Der Zufluß von Wasser ist unbeschreiblich, besonders an den Küsten und in den Ebenen, die nicht durch Berge geschützt sind. Das Hochland von Dekhan, welches durch die Ghâts vor dem Südwestwinde geschützt ist, erhält seinen Bedarf an Wasser im October und November, in welchen Monaten der Wind aus Nordost über den Meerbusen von Bengalen kommt. Um sich einen Begriff von dieser ungeheueren Wassermenge machen zu können, muß man sie selbst gesehen haben; man hat berechnet, daß der hier fallende viermonatliche Regen über zweimal so viel Wasser bringt, als ein zwölfmonatlicher in England.

Man kennt hier eigentlich nur drei Jahreszeiten: die Regenzeit, die heiße und die gemäßigte Zeit, welche letztere von längerer Dauer ist, als die erstgenannten.

Die Fruchtbarkeit und der Reichthum Indiens sind sprüchwörtlich geworden. Die tiefen Waldungen sind reich an den schönsten, herrlichsten Nutzholzbäumen, unter denen z. B. der Tekum, welcher das Teakholz liefert, das, vorzüglich zum Schiffsbau verwandt, an Härte und Güte dem Eichenholze gleichkommt; ferner der Sál, ein vortreffliches Bauholz, Sandel- und Ebenholzbäume, deren Menge unerschöpflich ist, Tamarinden, Mangoes, Sissoo, Bananen und Baumwollenbäumen, welche nicht mit dem niedrigen, gewöhnliche Baumwolle tragenden Strauche verwechselt werden dürfen; auch der Babul (Mimosa arabica) mit seinen wohlriechenden gelben Blüthen wächst im Ueberflusse in Wäldern und Ebenen. Die Maulbeerbäume werden mit Sorgfalt gepflegt, die Cocos-, Areca- und andere Palmen sind in großer Mannigfaltigkeit vertreten. Von der Frucht (Nuß) der erstgenannten Palmenart kennt man überall den lieblichen Geschmack des Fleisches und des nahrhaften Saftes, sowie die Nutzanwendung der harten Schale; weniger bekannt dürfte es sein, daß aus der die Nuß-

ſchale zunächſt umgebenden Hülle die beſten Ankertaue geſponnen werden. Der Stamm taugt eigentlich nicht zum Bauholz, wird aber wegen ſeiner Länge zu leichten Brücken und Röhren in den Waſſerleitungen benutzt. Der Bambus iſt hohl, leicht und doch ſtark dabei, und liefert das ſehr begehrte Material zu Lanzen, Zeltſtangen, Maſten (auf Kähnen und Böten), Körben, Matten u. ſ. w. Die Palmenblätter dienen zur Deckung der Dächer und Bekleidung der Wände. Die Arecapalme trägt eine Nuß, welche, mit dem ſcharfen Betelblatte und dem Catechuharze vermiſcht, allen Claſſen als Kaumittel dient. Der Mahua (ein Nutzholz von der Größe der Eiche) hat eine dicke, fleiſchige Blüthe, die einen berauſchenden Saft enthält.

Der Himalaya iſt mit dem reichſten, mannigfaltigſten Pflanzenwuchſe bedeckt. Nadel- und Laubholz, europäiſche und aſiatiſche Baumarten, Alpenroſen und unzählige herrliche Geſträuche ſchmücken die Abhänge ſeiner Berge. Pfeffer und Cardamomm wachſen im Ueberfluſſe an der Weſtküſte, — der Caneel (Zimmet) iſt alleiniges Eigenthum der Inſel Ceylon geblieben; — Capſicum, Ingwer, Coriander und andere Gewürze findet man auf allen Feldern. Die wildeſten Berghöhen ſind mit einem dichten, wohlriechenden Graſe überzogen, aus welchem man ein Oel preßt, das für die Narde der Alten gehalten wird. Campher, Aloë, Caſſia und andere Bedürfniſſe unſerer Apotheken werden hier als Bäume und Geſträuche angetroffen; die Seen und Teiche ſind mit den herrlichſten Waſſerpflanzen bedeckt, deren ſaftige Blätter und an Farbenpracht wetteifernde Blumen einen wahrhaft zauberhaften Anblick gewähren.

In den Ebenen findet man Baumwolle-, Tabak- und Mohnpflanzungen, Zuckerrohr u. ſ. w.; in anderen Gegenden baut man nur jene Gewächſe, welche die bekannten werthvollen Färbeſtoffe liefern, wie z. B. Indigo; auch Flachs, Senf, Seſam und andere nützliche Pflanzen werden cultivirt.

In Hindoſtan wird das Brod aus Weizen bereitet, in Dekhan hingegen bedient man ſich dazu größtentheils des Dſchowár (Holcus

sorgum) und des Bájra (Holcus spicatus). Der Reis dient hauptsächlich in Bengalen und Behár als Nahrungsmittel.

Es ist jedoch ein Irrthum, wenn man glaubt, der Reis sei in Ostindien die tägliche Nahrung; es giebt einige Gegenden des Landes, wo derselbe zu den Fest- und Luxusgerichten gehört; er wird freilich fast überall gebaut, nur, je nach der Beschaffenheit des Bodens, in größerer oder kleinerer Quantität. Er gedeiht am besten an den Abhängen der Berge, wo er vor heftigen Winden geschützt ist und reich gespeiste Wassergräben in der Nähe hat.

Gerste sieht man selten, Hafer und Erbsen scheinen gänzlich unbekannt zu sein. Der Mais wird nur wegen seines Strohes gebaut; die Landleute rösten und essen die Frucht, so lange sie jung und weich ist, doch habe ich nie gehört, daß dieselbe zum Brodbacken benutzt wird.

Hülsenfrüchte und Gemüse giebt es in den verschiedensten Sorten. Die ärmeren Classen verbrauchen eine außerordentliche Menge von Mangoes und Wassermelonen, welche überall an den Ufern der größeren Flüsse anzutreffen sind; Kürbisse und Gurken werden nicht allein an, sondern auch auf den Häusern gepflanzt, so daß die mit Laub und Blumen bedeckten Hütten einer Laube gleichen. Die Mangoes gehören ohne Widerrede zu den schmackhaftesten Gartenfrüchten; auch die Bananen, Guaven, Weintrauben (die hier nicht zur Weinbereitung dienen), Apfelsinen und Citronen sind von vorzüglicher Güte. Feigen sind nicht allgemein; man findet sie bei Buna in Dekhan, und zwar von einer Qualität, wie man sie nirgend schöner hat. Die Ananas trifft man überall, in Pegu wächst sie wild. In letzter Zeit hat man mehrere chinesische und europäische Gewächse zu acclimatisiren gesucht, von denen die Pfirsiche und die Erdbeere sehr gut gedeihen; die Aepfel bleiben klein und schlecht; Birnen und Pflaumen hat man noch nicht erzielen können.

Man rechnet in einigen Gegenden zwei, in anderen drei Erntezeiten. Bájra, Dschowár, Reis und anderes Getreide werden bei einbrechender Regenzeit gesäet und am Ende derselben geerntet; Weizen, Gerste und Hülsenfrüchte reifen im Winter und werden im Frühling gemäht. Das

Futter für die Zugthiere (Pferde, Kameele u. ſ. w.) beſteht aus Hülſenfrüchten. In Hindoſtan giebt es eine Art, Tſchauna genannt, aus deren Blättern Eſſig gepreßt wird; eine andere, in Dekhan heimiſche, hat eine erbſenartige Frucht (Culti), welche gekocht werden muß, ehe ſie für das Vieh genießbar wird.

Die indiſchen Waldungen ſind der Aufenthalt unzähliger wilder Thiere, unter denen der Elephant, das Rhinoceros, der Bär und der Büffel am häufigſten ſind. Tiger, Panther, Leoparden, Schakals und die ihnen verwandten Thiere ſind freilich eben ſo zahlreich vorhanden, aber vorzugsweiſe in kleineren Holzungen und im hohen Graſe, wo man auch Wölfe, Hyänen und wilde Schweine antrifft. Der Löwe zeigt ſich nur in einzelnen Gegenden und iſt nicht ſehr gefürchtet; auf den Feldern findet man zahlreiche Heerden von Antilopen, Rehen und Hirſchen, aber auch Schlangen und Eidechſen in Menge. In den Niederungen des Flachlandes ſieht man Schaaren von weißen Kranichen und Reihern, während Affen, Papageien und Pfauen in den nahegelegenen Hainen ihr disharmoniſches Concert zum Beſten geben. Die Binnenſeen und Teiche ſind fiſchreich; auf den Sandbänken der letzteren hält das Crocodil ſeine Sieſta, doch immer bereit, beim geringſten Zeichen von Gefahr in der Tiefe zu verſchwinden. Das Crocodil hat freilich ein widerwärtiges Ausſehen, iſt aber bei weitem nicht ſo gefährlich, als man es ſich vorſtellt. Man erzählte mir, daß es in einigen Gewäſſern eine Spielart davon giebt, die ſo zahm oder ſcheu iſt, daß man ſich furchtlos in der Nähe derſelben badet.

Im Mineralreiche haben nur der Diamant und das Eiſen eine größere Aufmerkſamkeit gefunden. Man verfertigte hier früher einen Stahl, der eines ſo ausgebreiteten Rufes genoß, daß man nach dem Ausſpruche älterer perſiſcher Dichtungen ein Wunderwerk in ihm erblickte. Man bedient ſich deſſelben noch heutigen Tages bei der Anfertigung der Khôraſan- und Damascenerklingen. Unter den hier anzutreffenden edleren Steinarten nenne ich nur den Opal, Amethyſt, Granat, Chryſolith, Carneol, Beryl, Achat u. ſ. w. Die meiſten und

schönsten Perlen liefert Ceylon. Salz gewinnt man in reichlicher Menge aus den Gebirgen im Pandschâb, aus dem Wasser des Sambar- und Ajmirsees und aus dem Seewasser. — Salpeter ist gleichfalls im Ueberflusse vorhanden.

Obgleich es in Indien viele und sehr schöne Pferde giebt, benutzt man dieselben doch weniger zum Ziehen als zum Reiten; zum Ackerbaue und Waarentransporte bedient man sich der Ochsen, welche sich auch bei unseren Märschen als besonders zweckmäßig zur Fortschaffung der Kanonen erwiesen; beim Transport des Gepäcks von größerem Umfange und schwerer Beschaffenheit zogen wir jedoch die Elephanten vor. Büffel giebt es in großer Menge; sie sind stärker als die Ochsen und deshalb sehr nützlich vor dem Pflnge auf schwerem und sumpfigem Boden. Schafe und Ziegen sind allgemein. Das Schwein wird nur von den niederen Classen gezüchtet. Federvieh sieht man in den kleineren Städten selten, da die Hindu einen Widerwillen gegen das Fleisch desselben haben.

Es fiel den Engländern ungemein auf, daß man den Ochsen als Zugthier benutzte; ich hatte dies von Kindheit an gesehen und konnte deshalb nicht in ihren tadelnden Spott einstimmen, weshalb sie mich frugen, ob es wirklich möglich sei, daß man erst alle Kraft aus dem armen Thiere zöge und dann mit seinem zähen, groben, alten Fleische fürlieb nähme! Ebenso hart tadelten sie, daß man die Frauen zu Feldarbeiten zwänge, wodurch sie in ihren Augen zu Sclavinnen gemacht, ihrem eigentlichen Wirkungskreise entrissen und entwürdigt würden.

Bei dem Entwurfe militairischer Operationspläne muß man besondere Rücksicht auf die ungleiche Bildung der indischen Landstriche und die periodischen Witterungsverhältnisse nehmen. Wer sich mit einer Armee in Bewegung setzt, ohne Kenntniß des Terrains oder der regelmäßigen, vom Wetter herbeigeführten Veränderungen desselben, ist bald verloren. Die Richtung, welche man bei diesen Operationen einschlägt, ist gewöhnlich von den zahlreichen Gebirgspässen vorgeschrieben, in die man sich nicht wagen darf, ohne zu wissen, welchen

Digitized by Google

Veränderungen der Temperatur man während des Durchzuges ausgesetzt werden kann.

Die eigentlichen Feldzüge werden während der Regenzeit unterbrochen und erst am Ende derselben wieder aufgenommen, wenn die Wärme einen gelinderen Grad angenommen hat und die Nahrungsmittel im Ueberflusse vorhanden sind. Man verlegt das Schlachtfeld am liebsten in die Nähe eines größeren Gewässers und sucht in Ermangelung einer passenden Gegend das Zusammenstoßen mit dem Feinde zu vermeiden; deshalb wetteifert man, einen solchen Platz zuerst zu erreichen, weil Derjenige, der den Vorsprung erlangt und sich in den Besitz desselben gesetzt hat, sich schon halb und halb als Sieger betrachten kann.

Sechstes Capitel.

Die Hindu der alten Zeit.

Unter den Namen Indier verſteht man mehrere Völkerſchaften: Mahratten, Radſchputen, Sikhs und Kaſchmirer. Ihr gemeinſchaftlicher Name Indier iſt nicht einheimiſchen Urſprunges, ſondern ſtammt von den alten Perſern, welche ihn dem Indus, einem Hauptfluſſe des Landes, entlehnt haben; die urſprüngliche Lesart iſt Hindu oder Hindus, woraus die Europäer Indier gemacht haben. Als man bei der Entdeckung von Amerika den neuen Welttheil für einen Theil von Indien anſah, benannte man die Eingeborenen dieſes Landes ebenfalls Indier, obwohl ſie weder zu dem indiſchen Volksſtamme, noch zu der kaukaſiſchen Raſſe gehörten. In neuerer Zeit hat man die Ureinwohner von Amerika zum Unterſchiede von den eigentlichen Indiern Indianer, die Einwohner Oſtindiens aber Hindu oder Indier genannt.

Die Indier gehören zu den älteſten Völkern der Erde und haben ſchon viele Jahrhunderte vor unſerer Zeitrechnung ein ſelbſtſtändiges Volk gebildet. Ueber ihre früheſte Vergangenheit erfährt man nichts Gewiſſes, weil die in ihren älteſten geſchichtlichen Werken enthaltenen Berichte auf unzuverläſſigen und oftmals ungereimten Ueberlieferungen beruhen; andere Völker, die uns Aufſchlüſſe darüber zu geben verſucht haben, wie die Griechen, ſind erſt ſpät mit den Indiern in Berührung gekommen. Somit gehen die erſten beſtimmten Nachrichten über dies intereſſante Land nicht weiter als etwa 300 v. Chr. zurück, als Alexander der Große einen Theil deſſelben eroberte. Die Indier ſind nicht die erſten Bewohner des Landes geweſen; es ſcheint vielmehr,

als ob jene gebildeten Völker, welche, von anderer Herkunft, mit anderer Sprache und anderen Sitten, noch jetzt in einigen Theilen Indiens leben, das Land zuerst bewohnt und besessen haben, bis sie von den Indiern verdrängt wurden. — Die Letzteren sind nach ihrer eigenen Angabe von Nordwesten in das Land gekommen und haben wahrscheinlich erst das nördliche Flußgebiet des Ganges bewohnt. Das dürfte vielleicht auch die Ursache sein, daß diese Gegend noch heutigen Tages für heilig angesehen und der Berg Meru am Himalaya für den Mittelpunkt der Erde und den Wohnsitz der Götter gehalten wird.

Die indischen Volksstämme redeten verschiedene Sprachen, welche einander aber ähnlich und nahe verwandt waren und deshalb mit dem gemeinsamen Namen Sanskrit benannt wurden. Diese Sprache, welche zu den schönsten, reichsten und vollkommensten gehört, war die Hauptsprache der Religion und der Literatur; daher auch ihr Name, denn Sanskrit bedeutet: die reine, heilige oder classische Sprache, also ein Gegensatz zu der gemeinen oder Volkssprache.

Berühmte Geschichtsschreiber haben behauptet, daß diese Sprache aufgehört habe, zu den lebenden zu gehören; das ist gewißermaßen wahr als allgemeine Regel, welche aber ihre Ausnahme findet. Mr. Burne, ein Engländer oder Schotte von Geburt, hat nämlich vor nicht langer Zeit die Entdeckung gemacht, daß einer der in den Gebirgsgegenden Hindukhus wohnenden Volksstämme noch heute das Sanskrit spricht; dies Volk zeichnet sich, nach seinem Berichte, durch Körperschönheit aus, hat eine weiße Haut und blaue Augen, wird aber, da es sich nicht zur muhamedanischen Religion bekennt, von allen benachbarten Völkerschaften gehaßt und „Ungläubige," Kafirs oder Siaposch, gescholten. Mr. Burne's Entdeckung ist um so merkwürdiger, da man sich, gestützt auf geschichtliche und sprachliche Untersuchungen, zu der Annahme berechtigt glaubte, daß das zwischen dem caspischen Meere und Hindukhu belegene Land die Wiege für jene zahlreichen, an Körperbau und Sprache verwandten Völkerschaften gewesen sei, welche von Anfang der geschichtlichen Zeiten an Europa und

das südwestliche Asien bewohnt hatten, nämlich die höheren Kasten in Hindostan, die persischen, römisch-griechischen, slavischen, germanisch-scandinavischen und keltischen Völker.

Von anderen, alten und todten, indischen Sprachen erwähne ich das Pali und Prakrit. Das erste, mit dem Sanskrit nahe verwandt, wird nur von den Buddhisten, im östlichen Indien und auf der Insel Ceylon, beim Gottesdienste und in der Literatur benutzt. — Die heiligen Schriften der Dschaina-Secte sind in der Pali-Sprache geschrieben. Das Prakrit hat nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem Sanskrit; schon der Name bedeutet die niedere, gemeine Sprache.

Der merkwürdigste Zug der Staatsverfassung der Hindu ist die im Menus-áinon-Ká majmúa oder dem ältesten indischen Gesetzbuche festgestellte Eintheilung in Kasten oder Rangclassen. Es waren ihrer vier: die Kaste der Priester (Braminen), die Kaste der Krieger (Gschatriyas), die Kaste der Ackerbauer und Kaufleute (Veisayas) und die Kaste der Arbeiter oder eigentlich Sclaven (Súdras).

Obgleich die Grenzlinie zwischen den Braminen, Gschatriyas und Veisayas sehr scharf gezogen und beobachtet wurde, gab es doch Berührungspunkte für diese drei Kasten, in denen sie ein zusammenhängendes Ganzes bildeten. Dies geschah z. B., wenn sie gemeinschaftlich an gewissen religiösen Gebräuchen Theil nahmen und denselben Gesetzen unterworfen waren. Die vierte Kaste (Súdras) wurde als ausgestoßen betrachtet und war ein willenloses Werkzeug in den Händen der anderen.

Der Bramine war der Vertreter der höchsten irdischen Macht, der selbst die der Fürsten untergeordnet wurde. Seine Person war heilig, und das geringste Vergehen gegen dieselbe wurde als ein schweres Verbrechen angesehen; wer sich so weit vergaß, ihn zu schmähen oder gar Hand an ihn zu legen, wurde mit den schrecklichsten Martern und dem schimpflichsten Tode bestraft, ja mit Fortsetzung dieser Strafen in jenem Leben bedroht.

Das Leben des Braminen zerfiel in vier Hauptperioden. Während der ersten war er Schüler und nur mit dem Studium der gött-

lichen Offenbarungen und religiöſen Gebräuche beſchäftigt, welche in den Vedas (der heiligen Schrift der Hindu, die auf Palmenblätter eingegraben iſt) enthalten ſind; er mußte ſich von allen weltlichen Beſchäftigungen und Zerſtreuungen zurückziehen und durfte ſein an Entbehrungen reiches Leben nur durch Almoſen friſten. In der zweiten Periode trat er auf als Mann, Familienvater und dienſtthuender Bramine bei den Opferfeſten, theilte Almoſen aus u. ſ. w. Die dritte Periode brachte er meiſtens als Eremit in den Wäldern zu, nur mit einem Ziegenfelle bekleidet, ohne Hütte noch Feuerſtätte; er ließ Nägel und Haar wachſen und ſchlief auf der bloßen Erde. Zu den ihm auferlegten ſtrengen Bußübungen gehörten unter anderen, daß er ſeinen Körper dem heftigſten Regen ausſetzen, im Winter naſſe Kleider tragen und im Sommer während der ſtärkſten Hitze in den brennenden Sonnenſtrahlen und zwiſchen fünf Feuern ſitzen mußte. Während der vierten Periode waren ihm wieder ähnliche Bußübungen auferlegt, doch ſtand es ihm frei, ſich derſelben zu enthalten und ſich des Lebens zu freuen, d. h. in einer edleren Bedeutung des Wortes.

Die Braminen hatten allein das Recht, die Geſetze auszulegen, und der regierende Fürſt mußte immer einen Mann dieſer heiligen Kaſte als Rathgeber zur Seite haben. Ihre Macht war grenzenlos, ihre Reichthümer anſehnlich, und beide durch die ſtrengſten Geſetze geſchützt. Wenn ein Bramine einen Schatz fand, gehörte er ihm; wenn ein Anderer daſſelbe Glück hatte, nahm der Fürſt die eine Hälfte und der ihm als Rathgeber zur Seite ſtehende Bramine die andere, um die Staatscaſſe zum allgemeinen Beſten zu bereichern. Wenn Jemand dem Tempeldiener ein Stück Vieh ſtahl, wurde ihm als Strafe die Hälfte des einen Fußes abgehauen.

Die Kaſte der Krieger, obgleich nicht ſo geehrt, als die der Prieſter, genoß nichtsdeſtoweniger großes Anſehen und in Folge deſſen ebenſo großes Vertrauen. Braminen und Eſchatriyas ſtanden in nahem Verkehr; denn ſchon damals ſah man ein, daß, wenn Altar und Schwert zum Schilde eines engeren Bundes zweier Abtheilungen

ungleichen Ansehens gemacht wurden, die Angehörigen dieses Bundes den bestehenden Gesetzen ungestraft trotzen und dem Volke oder dem sogenannten großen Haufen nach eigenem Gefallen neue Gesetze vorschreiben konnten.

Die Kaste der Ackerbauer und Kaufleute wurde freilich geduldet, aber im Ganzen wenig geachtet. Man forderte von ihnen, daß sie sich in gebührender, ehrfurchtsvoller Entfernung von den höheren Kasten halten und nicht um Staatsangelegenheiten kümmern, sonderu nur ihrem Berufe obliegen sollten; daß sie ferner fleißig in den heiligen Büchern läsen, dem Gottesdienste beiwohnten, Almosen gäben und gegen geringe Zinsen Geldsummen zum Verleihen bereit hielten.

Der Súdra oder der der arbeitenden Classe Angehörende hatte keine Rechte, sondern nur Pflichten. Das einzige ihm Erlaubte war, zu opfern, um sich von seinen Sünden zu reinigen, aber um diese feierliche Handlung zu vollziehen, mußte er um die Anwesenheit eines Braminen bitten; doch durfte dieser in Gegenwart des Súdra nicht in den Vedas lesen, wodurch er selbst der ewigen Verdammniß (Asamvrita) anheimgefallen wäre. Man kann sich einen genaueren Begriff von der Lage dieser unglücklichen Kaste machen, wenn man hört, das dem Súdra, wenn er unbedachter Weise ein Mitglied der höheren Kasten durch seine Reden verunglimpfte, zur Strafe die Zunge gespalten wurde.

Die Männer der beiden ersten Kasten hatten das Recht, eine Frau aus einer niedereren Kaste zu nehmen, welche aber nicht den Ehrenplatz in der Familie beanspruchen durfte. Heirath mit einer Frau aus höherer Kaste war nicht gestattet; geschah es dennoch, so wurde die Uebertretung des Gesetzes streng bestraft und die Kinder dieser Ehe der Kaste zugetheilt, welche unter der der Eltern stand.

Der Sohn eines Braminen von einer Mutter aus zweiter Kaste nahm seinen Platz, der Rangordnung gemäß, zwischen Vater und Mutter; die Töchter aus solcher Ehe und deren Töchter wurden zur heiligen Kaste gezählt — aber nur, wenn sie sich bis zum siebenten Gliede nur mit Braminen vermählten. Der Sohn eines Súdra und einer

Frau der ersten Kaste hieß man Tschandala, das ist: der Elendeste der Sterblichen.

Die Regierungsform war eine unumschränkt monarchische. Der Regent wählte sieben Rathgeber, welche der Kaste der Krieger angehören mußten und dem Volke gegenüber ohne Verantwortlichkeit waren; an ihrer Spitze stand ein Brahmine, auf dessen Vorstellungen der regierende Fürst hören und denselben Folge leisten mußte, wenn er beim Volke beliebt bleiben wollte.

Die Staatseinkünfte bestanden hauptsächlich in Getreide und Erzeugnissen des Ackerbaues. Die Kaufleute entrichteten eine jährliche Abgabe, welche ihrem mehr oder weniger einträglichem Geschäfte angepaßt war. Von jedem Handwerker forderte man wöchentlich einen Arbeitstag.

Für Viehstand, Edelsteine und edle Metalle erlegte man eine jährliche Steuer von $\frac{1}{50}$ Procent, nach dem Werthe der Waare berechnet. Für Korn $\frac{1}{12}$, $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{6}$ Procent von der Ernte, je nach der Beschaffenheit des Bodens und der größeren oder geringeren Schwierigkeit in der Cultur desselben. Für jährliche Einkünfte des Handels mit Holz, Honig, Parfümerien ꝛc. ebenfalls $\frac{1}{6}$ Procent u. s. w.

Wenn ein Regent das Scepter ergriff, mußte er sich zuvor eidlich verpflichten, über die Unantastbarkeit der Gesetze zu wachen, sich mit ehrenhaften, unbescholtenen Männern zu umgeben, auf die Rathschläge der Brahminen zu hören und ihre Kaste mit Ehrfurcht zu behandeln; ferner lag ihm ob, die Festungen seines Landes in gutem Stande zu erhalten und reichlich mit Mundvorrath zu versehen, für das Wohl seiner Unterthanen zu sorgen, sein Amt mit Gerechtigkeit zu verwalten und vor Allem darauf zu achten, daß die Vorschriften der heiligen Religion auf das Genaueste befolgt würden.

Die Regeln der Kriegskunst waren sehr einfach; man sieht deutlich, daß die Hindu damals nicht die praktische Geschicklichkeit hatten, die sie jetzt auszeichnet; so liest man in den Büchern damaliger Zeit, daß hundert Bogenschützen in einer Festung im Stande waren, sich

gegen 10.000 Mann zu vertheidigen, — ein Beweis, daß ihre Kunstfertigkeit im Angriffe der in der Vertheidigung bedeutend nachstand. Die Armee bestand aus Reiterei und Fußvolk; die Waffen in Bogen, Pfeil, Schwert und Schild. Sie bedienten sich auf ihren Kriegszügen der Elephanten, so wie einer Menge Wagen, welche ihnen von größter Wichtigkeit waren. Die Kriegsgesetze waren sehr mild, der Gebrauch vergifteter Waffen oder mit Widerhaken versehener Pfeile streng verboten; unbewaffnete Feinde, oder solche, die im Streite die Waffen eingebüßt hatten, oder gar besiegte, die um Gnade baten, konnten mit Gewißheit auf eine milde Behandlung rechnen.

Die Handhabung der Gesetze — von dem Regenten mit Beihülfe seiner Rathgeber und der zugezogenen Braminen ausgeübt — zeugt von keiner höheren Ausbildung des Rechtsbewußtseins; schon darin lag etwas Widriges, daß dem eigentlichen Regenten 5 und wohl auch 10 Procent der aufgelegten Strafgelder zufielen. Schlosser hat daher sehr recht, wenn er in seiner Weltgeschichte sagt: „Wie sehr ein Volk, das in der Knechtschaft der Priester und in den Fesseln einer unabänderlichen Verfassung schmachtet, in seiner Entwickelung gehemmt wird, sehen wir in Indien, wo noch heutigen Tages die grausamsten Strafen und Ordalien (Gottesurtheile) in Anwendung kommen. Während bei allen anderen Völkern die Milderung der Strafen Hand in Hand mit der fortschreitenden Bildung ging, sind dieselben in Indien immer dieselben geblieben. Die alten Griechen, die Christen des Mittelalters schafften im Laufe der Zeit die Gottesurtheile ab und ließen die Aussage der Zeugen genügen; in Indien aber existiren dieselben noch jetzt, und zwar in neun verschiedenen Arten, welche in Feuer- und Wasserproben und dergleichen abergläubischen Beweismitteln bestehen."

Die Bestimmung der Strafen beruhte nicht auf einem gesunden Rechtsbegriffe; es scheint vielmehr, als ob bei der Aufstellung der Strafgesetze jedes menschliche Gefühl erstickt worden wäre. Die Strafen stehen in gar keinem Verhältnisse zu dem begangenen Verbrechen. Wer einen Priester geschlagen oder denselben bestohlen hatte, wurde ebenso bestraft,

wie Derjenige, welcher ſich betrunken hatte. Er wurde, einerlei, zu welcher Kaſte er gehörte, mit einem glühenden Eiſen auf der Stirn gebrandmarkt und für vogelfrei erklärt. Wenn aber ein Prieſter ſich eines dieſer Vergehen ſchuldig machte, erlegte er eine unbedeutende Geldbuße, blieb im Beſitze ſeines Eigenthums und wurde auch des Umganges mit ſeiner Familie nicht beraubt. Die Ehe wurde als eine heilige Stiftung angeſehen und durch ſtrenge Geſetze geſchützt. So gehörte es zu den Uebertretungen der ehelichen Pflichten, wenn ein Mann die Frau ſeines Nächſten anredete, wenn er mit ihr auf der Wallfahrt, im Walde oder an der Vereinigung zweier Flüſſe zuſammentraf; wenn er ihre Kleider berührte, ihr Blumen ſchickte u. ſ. w. Die Strafe beſtand gewöhnlich darin, daß der Straffällige gebrandmarkt und verwieſen wurde. Für den eigentlichen Ehebruch gab es in dieſem Leben keine Sühne; die ſchuldige Frau wurde den wilden, hungrigen Hunden vorgeworfen, der Mann in einem eiſernen Bette feſtgebunden und dann verbrannt; in gewiſſen Fällen konnte der Schuldige ſich mit einer Geldbuße von 500 bis 1000 Paras (= Silbergr.) von der Todesſtrafe freikaufen; je höher der Rang des gekränkten Weibes geweſen, deſto grauſamer waren die zuerkannten Martern. Ein Soldat, welcher mit der Frau eines Braminen Ehebruch begangen hatte, wurde auf einem Bette von glimmendem, trockenem Graſe und Schilfe langſam verbrannt. Für den Mord gab es keine feſte Strafe, es kam darauf an, zu welcher Kaſte der Ermordete gehörte. Kleine Diebſtähle wurden durch Geldbußen geſühnt, größere mit dem Verluſte der einen Hand beſtraft; wurde der Dieb auf friſcher That ergriffen oder der geſtohlene Gegenſtand in ſeinen Taſchen gefunden, ſo wurde ihm der Kopf abgeſchlagen. Ein des Diebſtahls überführter Bramine mußte eine achtmal ſo große Geldbuße erlegen, als ſie einem Südra in ähnlichen Fällen zuerkannt wurde.

Wenn Jemand falſches Zeugniß ablegte, um ſeinen Nächſten vor der ihm zuerkannten Todesſtrafe zu bewahren, ſo wurde dies zwar für ein Verbrechen in den Augen der Menſchen, aber für eine gute That

Biblioteca Nazionale V. E. III
NAPOLI

Hochzeits Gebräuche in Indien

NAPOLI

in denen der Götter erklärt, und gestattet, den Meineid durch Geldstrafen zu sühnen; ebenso, wenn man einen Braminen durch geleisteten Meineid von einer entehrenden Strafe befreit hatte.

Was die Heirathen betrifft, so war es dem Vater streng verboten, seine Tochter zu verkaufen oder Geschenke für dieselbe anzunehmen; er hatte das Recht, sie zu verheirathen, jedoch nicht ohne ihre Einwilligung. Die Mädchen durften sich mit dem 8. Lebensjahre und selbst früher verehelichen; wenn der Vater es versäumte, einen Mann für die Tochter zu bestimmen, nachdem sie drei Jahre zu den Erwachsenen gezählt worden war, hatte sie das Recht, nach eigenem Gefallen zu wählen.

Die Hochzeitsgebräuche waren in jeder Kaste verschieden. In den niederen reichte sich das Brautpaar die Hände. Wenn ein Weib der Tschatriyas sich mit einem Braminen vermählte, hielt sie einen Pfeil in der Hand; die Veishyabraut eine Ruthe, und die Südrabraut den Zipfel eines Mantels. Eine Frau, die ihrem Manne nach acht Jahren keine Kinder geschenkt hatte, gab ihm die Freiheit, eine zweite Frau zu nehmen, unter der Bedingung, daß sie den Ehrenplatz im Hause auch ferner behaupte. Die Ehe galt für unauflöslich, was jedoch nicht buchstäblich genommen wurde: denn wenn eine Frau ohne triftigen Grund ihr Haus 12 Monate lang verließ, oder ihrem Manne untreu geworden war, hatte er das Recht, sich von ihr loszusagen. Auch in Erbschaftsangelegenheiten hatte jede Kaste ihre verschiedenen Vorschriften. Es war einem Vater gestattet, bei seinen Lebzeiten das Vermögen den Söhnen zu schenken, doch durfte er keine Verfügung darüber treffen, wie es damit nach seinem Tode gehalten werden sollte.

Der Hauptinhalt der Glaubenslehre der Hindu war das Anerkennen eines einzigen, ewigen und allmächtigen Gottes, offenbart in drei mit einander innig verbundenen Kräften: Brahma, Wischnu und Schiwa; die Elemente und einige der Himmelskörper wurden als untergeordnete Gottheiten oder eigentlich als dienende Geister angesehen.

Unter den Nahrungsmitteln gab es mehrere, welche den drei obersten Kasten verboten waren, theils vielleicht, weil sie einen Begriff des

Ekels in ſich trugen, theils aus Gründen, die früher beſtanden haben, jetzt aber ſchwer wieder aufzufinden ſein dürften. Zu den verbotenen Nahrungsmitteln gehörten z. B. das Schwein und die Aas freſſenden Vögel, wogegen Stachelſchweine, Igel, Schildkröten und Eidechſen von dem Geſetze als geſunde Nahrung geprieſen wurden; wer einen Hahn, Schwämme oder Zwiebeln genoſſen hatte, konnte aus der Kaſte geſtoßen werden. Der Bramine durfte Ochſenfleiſch genießen, aber nur bei Opferfeſten und ſonſtigen feierlichen Gelegenheiten. Die Kuh war heilig, wie dies noch jetzt der Fall iſt; wer einer ſolchen das Leben rettete, konnte damit den Mord eines Braminen ſühnen; wer aber eine Kuh tödtete, mußte während dreier Monate ſtreng faſten und als Viehhirt dienen.

Die Sitte der Wittwen der Braminen, ſich mit dem Leichnam ihres Gatten zu verbrennen, war keineswegs vom Geſetze vorgeſchrieben, ſondern gründete ſich vielmehr auf den Aberglauben, daß ein ſolcher freiwilliger Tod die Fehler des Verſtorbenen ſühne, ſeine Strafe mildere und ihn ſofort einer höheren Seligkeit (von welcher es verſchiedene Grade gab) theilhaftig werden ließe. Das Geſetz befahl den Wittwen, tugendhaft zu leben und ihren Verluſt unter Andachtsübungen und Opfern mit Ergebung zu tragen. Der Selbſtmord war in zwei Fällen geſtattet: erſtens alten und kränklichen Braminen, welche ihrem Leben dadurch ein Ende machten, daß ſie nichts als Waſſer zu ſich nahmen; zweitens ſchwachen Fürſten, die ſich ihrem Amte nicht gewachſen fühlten und dann entweder im Kampfe den Tod ſuchten oder denſelben durch Hunger herbeiführten.

Alter, Weisheit und Gelehrſamkeit genoſſen große Achtung; Reichthum und Würde ſtanden in hohem Anſehen. Die Vornehmen liebten große Pracht in ihrer Umgebung und forderten von ihren Untergebenen blinden Gehorſam und pünktliche Ausführung ihrer Befehle. Das Haupt der Familie ſuchte eine Ehre darin, Furcht und Vertrauen einzuflößen. Der Mann beſorgte die äußeren Angelegenheiten des Hauſes, die Frau die inneren, obgleich es nicht ſelten

geschah, daß sie, wie es bei uns der Fall ist, die Grenze ihrer Wirksamkeit überschritt. Die Hausfrau mußte nicht nur ihrem Herrn und Gemahl Gehorsam leisten, sondern auch allen männlichen Verwandten, welche als Mitglieder der Familie unter demselben Dache wohnten.

In einem paradiesischen Lande geboren, unter einer tropischen Sonne, deren Gluth er in allen seinen Pulsen fühlte, war der Mensch einem beständigen Kampfe mit den heftigsten Leidenschaften unterworfen. Der Hindu suchte seine Naturtriebe auf alle Art zu befriedigen und versagte seiner Sinnlichkeit keinen Genuß. Jagd und Fischerei gehörten zu seinen Lieblingsvergnügen, und, seines selten fehlenden Pfeiles sicher, drang er muthig in den Wald, um die wilden Thiere aufzusuchen. Die Haut des gefallenen Opfers brachte er als Siegeszeichen heim. Der Musik und dem Tanze gab er sich mit dem größten Vergnügen hin, und wenn je ein Volk es verdiente, ein poetisches genannt zu werden, so ist es vorzugsweise das der Hindu. Selbst Goethe war von den Proben indischer Dichtkunst hingerissen und drückte sein Entzücken über die „Sakontala" (von Kalidasa) in folgenden Worten aus:

„Weibliche Reinheit, schuldlose Nachgiebigkeit, Vergeßlichkeit des Mannes, mütterliche Abgesondertheit, Vater und Mutter durch den Sohn vereint, die allernatürlichsten Zustände, hier aber in die Regionen der Wunder, die zwischen Himmel und Erde wie fruchtbare Wolken schweben, poetisch erhöht, und ein ganz gewöhnliches Naturschauspiel durch Götter und Götterkinder aufgeführt."

Unter den sogenannten heiligen Schriften sind die prophetischen Offenbarungen der Vedas die vornehmsten; nach ihnen kommt das Gesetzbuch des Menu, welches man einem Herrscher der Vorzeit zuschreibt; von den übrigen Schriften nenne ich hier nur die großen Heldengedichte Mahabharata und Romayunu oder Ramajanam. Die älteste Literatur der Hindu giebt ein treues Bild ihres Charakters und ist noch jetzt ihr Stolz und ihre Freude. Sie ist ein Gemisch

von religiöſen Betrachtungen und dichteriſchen Bildern, in denen die Einbildungskraft vollen Spielraum hat.

Es iſt eigenthümlich, daß dies poetiſch ſo reich begabte Volk ſo geringen Schönheitsſinn zeigt, wenn es ſich um Malerei und Bildhauerei handelt. Schloſſer führt das Urtheil eines engliſchen Künſtlers an, welcher ſagt, die künſtleriſche Bildung der Hindu ſtehe mit den rohen Kunſtverſuchen der Südſeeinſulaner auf gleicher Stufe; ein Urtheil, welches indeß bei ſchärferer Beobachtung keineswegs mit der wirklichen Sachlage übereinſtimmt. Man findet in den Alterthümern aus jener Zeit Kühnheit der Anlage, Combinationsvermögen, mechaniſche Fertigkeit und Bekanntſchaft mit der Proportionslehre — alles Dinge, in denen die obenerwähnten Inſulaner ſo weit zurück waren, daß hier gar kein Vergleich ſtattfinden kann. In den unvergänglichen Bauwerken der Hindu findet man das hervorragende Streben, große und erhabene Gedanken in mächtigen Formen zu verkörpern. Sie wecken noch heute unſere Bewunderung und hohes Erſtaunen, und man würde vergeblich bemüht ſein, in unſerer modernen Welt etwas zu finden, was dieſen rieſigen Denkmälern an Umfang und Großartigkeit des Entwurfes gleich käme.

Siebentes Capitel.

Die Hindu der neuen Zeit.

Die Kasten. — Regierungsmacht und Gemeindefreiheit. — Kriegskunst. — Religion. — Philosophie. — Wissenschaften. — Literatur. — Baukunst. — Ackerbau und Handel. — Lebensweise. — Begräbnisse. — Charakter der Hindu. — Verbrechen in Indien und England. — Charakteristik der britischen Politik in Indien. — Die Sagen und die poetischen Anlagen der Hindu.

Obgleich die Berührung mit fremden Nationen von geringem Einflusse auf das Wesen der Hindu geblieben ist und diese ihren eigenthümlichen Charakter länger als alle anderen Völker behauptet haben, so haben sich ihre Verhältnisse doch ganz bedeutend umgestaltet seit dem Zeitabschnitte, den wir im vorigen Capitel flüchtig zu skizziren gesucht; ein abermaliger Beweis, daß Alles veränderlich ist unter der Sonne.

Die bedeutendsten Abweichungen von den strengen Vorschriften des Menugesetzes haben in den Kastenverhältnissen stattgefunden. Die Braminen haben ohne Weiteres die beiden Kasten der Tschatriyas und Veisayas für ausgestorben erklärt, ohne sich an die Einsprachen zu kehren, die von den Mitgliedern dieser Kasten gegen solche Behauptung öffentlich erhoben wurden; auch die Radschputen, ein Stamm, welcher seine Herkunft einer Mischung der Tschatriyas und Veisayas zuschreibt, haben in diesen Widerspruch eingestimmt; nichtsdestoweniger ist es den Braminen insoweit geglückt, daß die beiden genannten Classen von allen Aemtern beim Opferdienste, und an einigen Orten selbst von der Theilnahme an den religiösen Gebräuche ausgeschlossen wurden, unter dem Vorwande, daß sie den Glauben ihrer Väter nicht in seiner Reinheit erhalten hätten und von dem alten Vedabunde abgefallen seien.

Die Braminen haben die Reinheit ihrer Abstammung mit größter Pietät erhalten, obschon sie von der ursprünglichen Lebensart und Sitte bedeutend abgewichen sind; einige dieser Lebensregeln sind jetzt sogar strenger als früher, so dürfen sie z. B. kein Fleisch essen und keine Frau aus einer anderen Kaste wählen. In Hindostan umgeht man das Verbot der Fleischnahrung, indem man das Fleisch, welches beim Opferdienste dem Reinigungsprocesse unterworfen worden, für unschädlich und genießbar erklärt; in Dekhan findet dieser Vorwand jedoch keine Geltung. Die Erziehung der Braminen ist der im vorigen Capitel beschriebenen ebenfalls nicht mehr ähnlich, und in den Theilen von Hindostan, in denen die persische Sprache geredet wird, sind die wichtigeren Aemter in den Händen der Muselmänner und Cáyets (eine Nebenlinie der Südras); auch in dem Bezirke Nizam ist dies der Fall, und somit die Macht der Priesterherrschaft der Braminen in den Provinzen des Ganges bedeutend gesunken. Man hat statt dessen mehrere geistliche Orden gestiftet, ob aber dem Lande zum Vortheil — lasse ich ungesagt.

Die beiden, nach dem Gesetze des Menu, untersten Classen sind durch mehrere gemischte ersetzt, welche den strengsten Vorschriften hinsichtlich des Familienlebens unterworfen sind; so ist es den Mitgliedern derselben verboten, außerhalb des Familienkreises Nahrung zu sich zu nehmen und außerhalb desselben zu heirathen. Der Beruf einer Familie ist erblich und jede Abweichung vom eigentlichen Geschäfte untersagt; wer diesem Verbote zuwider handelt und dessen überführt ist, wird von seiner Familie und Kaste geschieden, erblos erklärt, seiner bürgerlichen Rechte beraubt, darf nicht als Zeuge auftreten und ist nicht allein für dieses, sondern auch für das künftige Leben verloren.

Eine der größten Wohlthaten des Fortschrittes besteht darin, daß, außer in einigen Gebirgsgegenden im Norden und in einigen kleinen Gebieten im Süden des Landes, keine eigentlichen Sclavenclassen mehr vorhanden sind; auch die Dienenden bilden keine Kaste mehr, sondern werden als Menschen angesehen und als solche behandelt.

Die obenerwähnten religiösen Orden haben keine Aehnlichkeit mit den in Europa bestehenden; die Mitglieder dieser Brüderschaften tragen eine bestimmte Kleidung: Turban und Schärpe, letztere von schmutziggelber Farbe; ihre Hauptbeschäftigung ist — Betteln.

Ein in Bengalen bestehender Orden gestattet den Männern und Frauen, in demselben Kloster zu wohnen. — In einigen dieser Brüderschaften ist die Liebe zum Märtyrerthum fast bis zum Wahnsinne ausgeartet; Mitglieder derselben stehen bisweilen mit ausgebreiteten Armen, bis der Tod sie aus dieser Stellung erlöst; oder schließen die Hände so fest und so lange, bis die Nägel durch das Fleisch wachsen; Andere verstümmeln sich auf die grausamste Weise; kurz diese Bußübungen sind so vielfacher und entsetzlicher Art, daß sie das größte Mitleid mit einer Verblendung erregen, die solchen Wahnsinn hervorruft. In den Ordensclassen, welche die Lehren der Vedas als Richtschnur ihrer religiösen Ueberzeugung anerkennen, steht das geistliche Leben am höchsten; bei den Anhängern Schiwa's findet das Gegentheil statt.

Der regierende Fürst kann seine Minister nach Belieben wählen und die Anzahl derselben bestimmen. Jedes Hindu-Reich ist in Statthalterschaften von ungleicher Größe getheilt, welche wieder aus Unterabtheilungen bestehen. Der Regent ernennt die Statthalter, und diese wählen selbst die Beamten, welche mit der Verwaltung der Unterabtheilungen betraut werden.

Sir Charles Metcalfe erzählt in seinen trefflichen Aufzeichnungen über indische Verhältnisse: Die Dorfschaften bilden kleine Republiken, welche mit Allem ausgerüstet sind, was ihre Einwohner sich wünschen können, und die so gut wie unabhängig von den Fremden sind. Dynastien stürzen auf Dynastien, Revolutionen folgen auf Revolutionen; Hindu, Patans, Mogulen, Mahratten, Sikhs, Engländer herrschen nacheinander — diese Dorfschaften bleiben unverändert dieselben. Wenn Unruhen im Lande ausbrechen, bewaffnen und befestigen sie sich; naht der Feind, treiben sie das Vieh hinter die Schanzen und Wälle und

laſſen ihn ruhig vorüberziehen; bricht derſelbe mit Plünderung und Verheerung und in großer Uebermacht über ſie ein, ſo flieht die ganze Schaar zu dem nächſten Nachbarſtamme und kehrt nicht heim, bis der Sturm vorübergezogen; und wenn ein Landſtrich in einer Reihe von Jahren immer wieder überfallen und gebrandſchatzt würde — würden doch die Maßregeln immer dieſelben bleiben. Es kann eine Generation darüber ausſterben, aber die Nachkommen kehren nach dem Abzuge des Feindes in das Land ihrer Väter zurück, um als rechtmäßige Erben Beſitz davon zu nehmen, und zwar ohne daß Streitigkeiten dadurch entſtehen. Dieſe Abgeſchloſſenheit der einzelnen Dorfſchaften iſt vielleicht eine der Haupturſachen, weßhalb das Volk der Hindu trotz aller politiſchen Umwälzungen ſich immer gleich geblieben iſt.

Jedes Dorf hat ſeinen Häuptling, welcher zu den Zeiten des Menu von dem Könige ernannt wurde, und deſſen Amt freilich erblich, aber von dem Vertrauen der Regierung und der Gemeinde abhängig war. Er beſaß ein Stück Land und erhielt einen jährlichen Gehalt; ſeine größten Einkünfte beſtanden jedoch in Abgaben. Die Grundbeſitzer bildeten in dieſen Dorfſchaften die erſte und vornehmſte Claſſe, außer welcher noch vier andere beſtanden: 1. die bleibenden Einwohner, 2. die zeitweiligen Einwohner, 3. die Handwerker, 4. die Kaufleute.

Die Hälfte der jährlichen Einkünfte des Landes iſt Leibgedinge des Fürſten; wenn derſelbe ſich mit einem Dritttheile begnügt, hält ſich das Land für ſehr gering beſteuert; das größte Einkommen bezieht er jedoch aus den Kronländereien.

Auch in der Kriegskunſt der Hindu iſt Manches anders geworden. Schon bei dem Einfalle der Muhamedaner von Ghazni beſchränkten ſich ihre Feldzüge nicht auf wochenlange Plünderungszüge, ſie entwarfen vielmehr ſyſtematiſche Pläne, welche mit Geſchicklichkeit ausgeführt wurden. Der Gebrauch der Artillerie und die Einführung regelrechter Truppen haben eine große Veränderung in ihrer Tactik und in ihren Bewegungen hervorgerufen. Die Hindu beſitzen jetzt eine große Geſchicklichkeit in der Anwendung leichter Truppen und in der Wahl

der Manoeuvre; sie liegen gern im Hinterhalt, wobei sie die unglaublichste Gewandtheit und Schlauheit an den Tag legen, den Feind von aller Verbindung, Verstärkung oder Zufuhr von Mundvorrath abzuschneiden.

Der Edelmuth und die Milde der früheren Kriegsgesetze finden keine Anwendung mehr; die langen Feldzüge haben den Hindu kriegerischer gemacht, als er früher war. Die Häuptlinge der Mahratten leben immer im Felde und haben keine andere Residenz, als ihr Lager. Wenn ihre Kriegerschaaren sich in Bewegung setzen, nehmen sie einen Landstrich von 10 bis 12 engl. Meilen Länge und 1 bis 2 Meilen Breite ein; die Streifcorps werden weit vorausgeschickt, um zu recognosciren und Lebensmittel oder Beute zu suchen. Die Abtheilungen der Hauptarmee sind bald dicht zusammengezogen, bald zerstreut, und zeigen immer eine babylonische Verwirrung. Elephanten, Kameele, Reiterei und Fußvolk, Kanonen mit ihrem Gespann, Wagen, Palankine, Frauen, Kinder, Alles im buntesten Durcheinander und in eine einzige große Staubwolke gehüllt, bieten ein Gemälde, welches im höchsten Grade unsere Aufmerksamkeit fesselt, aber in seiner Mannigfaltigkeit schwer darzustellen sein würde. Die Artillerie und regelmäßige Infanterie ziehen in getrennten Heersäulen vorwärts, die übrigen Truppen bleiben bei dem Gepäck. Den Mittelpunkt der Armee bezeichnen zwei hohe, auf dem Rücken eines Elephanten aufgepflanzte, von Pauken umgebene und von zahlreicher Reiterei escortirte Standarten. Die übrige Cavalerie ist in größere oder kleinere Abtheilungen getheilt, und jeder Reiter mit einer, nicht selten vergifteten, Lanze versehen. In der Nähe der Dörfer wird gewöhnlich Halt gemacht, wo der Generalquartiermeister die nöthigen Lebensmittel von den Einwohnern kauft. Bisweilen verläuft sich ein aufgeschrecktes Reh oder ein Raubthier in die Reihen, welches sofort zum Ziele unzähliger Pfeile und Stockschläge wird und die schon bestehende Verwirrung noch vergrößert, so daß alle Mannszucht gestört scheint; aber ebenso schnell, wie sie verschwunden, ist die Ordnung wieder hergestellt, was von der großen Intelligenz

dieſes Volkes zeugt; und trotz der ſcheinbaren Unordnung iſt die Aufmerkſamkeit eines Jeden beſtändig auf Alles gerichtet, was in ſeinem Geſichtskreiſe vorgeht, und ſeine Sinne ſind von einer unglaublichen Schärfe. Es ſoll daher nur ſelten vorgekommen ſein, daß die Hindu in ihren Kriegen mit den Engländern von letzteren überraſcht oder von ihrem Troſſe abgeſchnitten wurden.

Beim Aufſchlagen des Lagers gehen ſie viel planvoller zu Werke, als man ſich vorſtellt. Die Zelte der Häuptlinge ſind ſtattlich und mit allen möglichen Bequemlichkeiten ausgerüſtet. Die Verproviantirung wird durch die Bándſcharas oder Korn- oder Fleiſchlieferanten beſorgt. Artillerie und Cavalerie ſpielen eine wichtige Rolle in der Armee der Hindu. Wenn die Cavalerie in kleineren Abtheilungen thätig iſt, gleicht ſie an Schnelligkeit einem daherbrauſenden Sturme; in geſchloſſenen Colonnen angreifend, gewährt ſie einen eindrucksvollen Anblick. Die Erde bebt unter den Hufen der Roſſe; ein gellendes Kriegsgeſchrei erfüllt die Luft; die hochgeſchwungenen, im Sonnenlichte blitzenden Waffen, die flatternden Fahnen und beſonders die dunklen ſtattlichen Geſtalten tragen nicht wenig zur Wirkung dieſes großartigen Schauſpieles bei.

Der Angriff des Feindes geſchieht meiſtens in Fronte und Flanke zugleich, und zwar mit einer Truppengattung, die ſich am beſten zu den Angriffspunkten eignet und beſonders dazu ausgerüſtet iſt; ſo werden z. B. die ſchweren Pferde zum Durchbrechen der Fronte, die ſchnellen und leichtfüßigen zur Umgehung der Flügel benutzt. Die Pferde, welche im Allgemeinen ſehr kräftig ſind, gehören in den meiſten Heeren der Regierung, welche dieſelben auch ankaufen läßt. Zu der Reiterei wählt man die längſten und kräftigſten Leute; die beſten Soldaten kommen aus den Ländern des Dſchumna und Ganges; auch Sindier und Araber wirbt man gern, beſonders die letztgenannten, die von keinem anderen aſiatiſchen Stamme an Fügſamkeit und Treue übertroffen werden, und denen nur die Sikhs an perſönlichem Muthe gleichkommen.

Man wird nicht erwarten, in dieſen Blättern eine Geſchichte der Geſetzgebung der Hindu zu finden, was ohnehin über die Grenzen meiner Aufgabe hinausgeht; es ſei mir jedoch erlaubt, einige andere Punkte näher zu beleuchten.

Die Veränderungen, welche auf dem Gebiete der Religion vor ſich gegangen ſind, betreffen nicht allein die äußeren Formen, ſondern auch das innerſte Grundgeſetz derſelben. Der lebendige Glaube an einen einzigen Gott iſt erſtickt durch eine Menge neuer Gottheiten, die theils ſtofflichen Gegenſtänden, theils den Geiſtern der Verſtorbenen entnommen ſind. Die Lehre in der Urkunde der heiligen Vedas haben einem Handbuche weichen müſſen, welches augenſcheinlich das Machwerk irgend eines fanatiſchen Ordens iſt. Ich glaube nicht, daß das Volk ſich in irgend einem anderen Lande ſo viel und ſo ausſchließlich mit den Formen der Gottesverehrung beſchäftigt, als dies in Indien der Fall iſt; die unbedeutendſte Stadt hat einen Ueberfluß an Tempeln und Götzenbildern; die erſteren werden unaufhörlich gefegt und geſäubert, die letzteren mit Blumen und Laub geſchmückt, mit Weihrauch beräuchert und heilige Geſänge ihnen zu Ehren angeſtimmt. Auf dem Lande erblickt man Pagoden und Gebetplätze aller Art, wohin man das Auge wendet; in den wilden Gebirgsgegenden beſtehen dieſelben oft in einem mit Zinnober übertünchten und mit Blumen geſchmückten Granitblocke; bisweilen ſteckt in den ſich über den Stein herabneigenden Baumzweigen eine Fahne und bezeichnet den Ort als eine geweihte Stätte. Auf den Wegen wimmelt es von Pilgrimmen und Bettelmönchen, welche laut den Namen des angebeteten Gottes ausrufen. Die religiöſen Feſte, welche alle mit dem größten Prachtaufwande gefeiert werden, dauern das ganze Jahr hindurch.

Die Hindu glauben noch jetzt an das Daſein eines höchſten Weſens, von welchem Alles ausgeht, oder beſſer, ſie ſehen Alles, was iſt, als Theile dieſer Gottheit an; denn Gott und Welt iſt nach der neuen Glaubenslehre ein und daſſelbe; aber ſie glauben außerdem an eine Menge anderer Götter und Göttinen, deren Anzahl ſich nicht beſtimmen läßt. Einige behaupten mit der gewöhnlichen Uebertreibung

der Hindu, daß ihre Anzahl sich bis auf 330 Millionen beläuft, von denen der größte Theil aus Dienstgeistern oder sogenannten dienstthuenden Geistern in den verschiedenen Himmeln besteht, andere, ohne Namen, Beruf noch Zweck, zu Millionen gerechnet werden.

Die hier folgenden 17 Gottheiten sind die vornehmsten, von Allen anerkannt und angebetet, weil man ihnen göttliche Wirksamkeit zuschreibt:

Brahma, das schaffende Urprincip; Wischnu, das schützende und erhaltende Urprincip; Schiwa, das zerstörende Urprincip; alle drei mit den entsprechenden weiblichen Gottheiten, die nach der Götterlehre für die Frauen der Götter, nach der Metaphysik für wirkende Kräfte angesehen werden, welche die von den Mitgliedern der Dreieinigkeit dargestellten Principe entwickeln; sie heißen:

Sereswati, Lakschmi und Parvati, auch Dévi, Bhaváni oder Durga genannt.

Ferner: Indra, der Gott des Himmels; Haruna *), des Oceans; Pávana, des Windes; Agni, des Feuers; Yama, der Fürst der Unterwelt und der Richter über die Todten; Cuvéra, der Gott des Reichthums; Cártekeia, des Krieges; Cáma, der Liebe; Surya, der Sonne; Soma, des Mondes; Guneſa, der Weisheit, deren Bild als Besiegerin aller Schwierigkeiten bei jedem Unternehmen angerufen wird und über den Eingangsthüren der Wohnhäuser stets zu finden ist.

Hierauf kommen die Planeten und die heiligen Flüsse, unter welchen besonders der Ganges, als weibliche Gottheit, mit besonderer Hingebung verehrt wird.

Der Begriff des Hindu von einem zukünftigen, glückseligen Leben hängt eng mit dem Glauben an die Seelenwanderung zusammen. Er glaubt nicht nur, daß der Geist eine Reihe von wechselnden Zuständen durchlaufen muß, ehe der Reinigungsproceß beendet ist, sondern daß, um von Stufe zu Stufe zu steigen, auch der Körper die Gestalt wech-

*) Soll gewiß Varuna heißen.

D. Ueberſ.

seln, eine Staubhülle nach der anderen abwerfen muß, welche, je mehr das Princip des Guten das des Bösen in seiner Seele überragt, desto durchsichtiger und dünner wird, bis sie endlich in eitel Licht und Klarheit seine unsterbliche Seele umfließt. Es liegt etwas ungemein Rührendes und Frommes in dieser Idee von der Liebe des höchsten Wesens zu seinem Werke; ebenso etwas Sinniges, Tröstendes, Erhebendes in der Vorstellung von der Machtausübung göttlicher Gerechtigkeit.

Das Gebiet der Philosophie ist von den Gelehrten der Vorzeit wenig betreten, in neuerer Zeit aber mit bedeutendem Fleiße angebaut worden. Die Hindu haben jetzt sechs philosophische Systeme, welche oft mit den von den Braminen bestimmten religiösen Begriffen in offenem Streite liegen. Diese Systeme sind:

Die ältere Mimánsá, gegründet von Dschaimani; die neuere Mimánsá oder Védánta, dem Vyása gewidmet; Niyáya oder die logische Schule des Gótama; die atomistische Schule von Canáde; die atheistische Schule von Cápila, und die deistische Schule von Patandschali.

Die beiden letztgenannten Systeme stimmen so ziemlich überein und werden deshalb mit dem gemeinschaftlichen Namen Sánkyá benannt. Diese sechs verschiedenen Schulen zerfallen in zwei Hauptlehren: Sánkyá und Védánta. Erstere nimmt die Materie als ewiges Princip an und leugnet das Dasein eines Gottes außer derselben; die andere behauptet das Gegentheil, ja, sie geht darin so weit, daß sie der Materie jede Wesentlichkeit abspricht.

Die astronomischen und mathematischen Wissenschaften haben bei den Indiern immer in großem Ansehen gestanden und sich einer Aufmerksamkeit erfreut, die unsere Gelehrten in Erstaunen setzt. Cassini, Bailly und Playfair behaupten, daß mehrere Observationen der Hindu, die von 3000 Jahren vor unserer Zeitrechnung datiren, noch vorhanden sind und von einem ungewöhnlichen Scharfsinne zeugen. Andere, wie z. B. La Place und de Lambre, wollen diesen Berechnungen wenig Glauben schenken. Mr. Bentley, der

Digitized by Google

heftigſte Widerſacher dieſer Hindu-Angaben, erklärt die Eintheilung der Ekliptik in 27 Mondhäuſer für nicht älter, als 1442 v. Chr. und die indiſchen Beobachtungen etwa 1500 v. Chr., ſomit ein oder zwei Jahrhunderte vor dem Argonautenzuge. — Die aſtronomiſchen Berechnungen, welche dem Hindu-Kalender zu Grunde liegen, werden von den Vedas hergeleitet, ſind aber in der Wirklichkeit erſt um 1400 v. Chr. aufgezeichnet worden, und Paraſara, welcher zuerſt über Aſtronomie geſchrieben, lebte um dieſe Zeit.

In der Arithmetik hatten es die Hindu weit gebracht; man will ſogar behaupten, daß wir ihnen die erſte Auffindung der Decimalrechrechnung zu danken haben; in der Algebra aber haben ſie unvergängliche Lorbeeren gepflückt. Man hat lange die Araber für die Gründer dieſer Wiſſenſchaft gehalten, Mr. Colebrooke hat jedoch bewieſen, daß dieſelbe in Indien bereits in voller Blüthe ſtand, als ſie den Arabern noch völlig unbekannt war.

Die geographiſchen und geologiſchen Kenntniſſe dieſes Volkes beſchränkten ſich dagegen auf oberflächliche Vorſtellungen und abgeriſſene Behauptungen. Sie halten den Berg Meru für den Mittelpunkt der Erde. Derſelbe war kegelförmig, ſeine Abhänge aus Edelſteinen zuſammengeſetzt und der Gipfel mit einem irdiſchen Paradieſe gekrönt. Er war von ſieben concentriſchen Kreiſen oder Ringen feſten Landes umgeben, welche durch ſieben Meere von einander getrennt wurden. Der erſte dieſer Kreiſe — Dſchambudeviy — umſchloß Indien und war von Salzwaſſer umgeben; die anderen ſechs wurden durch Meere von Milch, Wein, Zuckerrohrſaft u. ſ. w. getrennt.

Obgleich die größeren Abſchnitte der indiſchen Zeitrechnung auf aſtronomiſche Erſcheinungen und beſtimmte Angaben geſtützt ſind, ſcheinen ſie mir zu viele mythologiſche Elemente zu enthalten, als daß ſie die Aufmerkſamkeit verdienten, die ihnen von mehreren europäiſchen Gelehrten gewidmet worden iſt. Ich übergehe ſie und will hier nur im Vorbeigehen bemerken, daß ein ſogenannter Cálpa- oder Brahmatag aus 4,320,000,000 Jahren beſtand. Dieſer Brahmatag zerfällt in

14 Manvantaras oder Perioden, in denen die Welt von einem Menu regiert wurde. Jeder Manvantara beſteht aus 71 Mahá Yugas oder großen Zeitaltern, und jeder Mahá Yuga aus 4 Yugas oder Zeitaltern ungleicher Länge, — was an das goldene, ſilberne, kupferne und eiſerne Zeitalter der Griechen erinnert.

Die erſte Periode oder Satya Yuga zählt 1,728,000, die zweite oder Treta Yuga 1,296,000, die dritte oder Devapar Yuga 864,000, und die letzte oder Cáli Yuga 432,000 Jahre. Von dem Cáli Yuga und jetzigem Manvantara ſind bereits 4,941 Jahre verfloſſen. — Wir laſſen dieſe Fabeln, um zu einer ſpäteren, in den Puránas angegebenen Zeitrechnung überzugehen, welche in der Geſchichte gleichzeitiger Königsfamilien dargeſtellt wurde, die von Sonne und Mond abſtammten und in Ay'odha und der Gegend zwiſchen dem Dſchumna und Ganges regiert haben ſollen. Dieſe Königslinien führen uns, nach Sir W. Jones, bis auf 3500 v. Chr. zurück. Die Aufzeichnungen darüber ſtehen jedoch in ſolchem Widerſpruche zu einander, daß man kein Vertrauen in ihre Richtigkeit ſetzen kann.

Die gegenwärtige Zeitrechnung in Hindoſtan beginnt mit 57 v. Chr. und heißt Vicramaditya oder die Zeitrechnung in Malwa. In Dekhan rechnet man nach der Salivahana oder von dem Jahre 78 v. Chr. an. Die Chronologie der Hindu bleibt unzuverläſſig und dunkel bis zur Ankunft der Muſelmänner; erſt ſeitdem können gewiſſe Begebenheiten und Angaben als ſichere Wegweiſer dienen.

Die Arzneikunſt wurde von den Hindu faſt für eine heilige Kunſt gehalten und auf alle Weiſe geſchützt und begünſtigt. Charaka nnd Susruſta waren die erſten mediciniſchen Schriftſteller; man kann nicht mit Beſtimmtheit angeben, zu welcher Zeit ſie gelebt haben, doch waren ſie im 12. Jahrh. ſchon bekannt. Ihre Werke wurden in das Arabiſche überſetzt und von den Arabern für wahre Meiſterſtücke tiefer Forſchung und praktiſcher Anwendung gehalten. Noch jetzt wird die Heilkunde mit Eifer ſtudirt und die Kenntniſſe in derſelben werden durch ſtete neue und wichtige Entdeckungen vermehrt; zwei derſelben ſind vor nicht

langer Zeit bis zu uns gedrungen und nicht ohne Vortheil angewandt worden, nämlich: das Rauchen der Datura beim Asthma und der Gebrauch von Cowitsch*) gegen Würmer. — Auch Chemie wurde früh getrieben, und daß die Chirurgie nicht allein gekannt war, sondern auch praktisch zur Anwendung kam, geht daraus hervor, daß in den ältesten Berichten hierüber 127 verschiedene chirurgische Instrumente aufgezählt sind; schon damals versuchte sich der Hindu-Arzt in Augen-, Stein- und anderen Operationen. Er beurtheilte den Zustand des Kranken größtentheils nach der Beschaffenheit der Haut, dem Glanze des Auges und nach dem Pulsschlage. Er hatte eine ungemein scharfe Beobachtungsgabe, und sein hauptsächliches Streben war dahin gerichtet, sich in magnetische Beziehungen zu dem Kranken zu setzen, um sein Inneres zu durchschauen und die Unordnungen zu entdecken, welche den Störungen in der Uebereinstimmung des Ganzen zu Grunde lagen.

Die Sanskritsprache ist nach dem Urtheile eines berühmten englischen Sprachforschers, W. Jones, von höchst merkwürdiger Beschaffenheit; vollkommener als die griechische, reicher als die lateinische, und feiner als beide zusammen. Der erste Hindu, welcher als Grammatiker auftritt, und Beiträge zur allgemeinen Kenntniß des Sanskrit hinterlassen hat, ist Panini. Die fünf mehr oder weniger verschiedenen Mundarten, welche in den nördlichen Gegenden von Indien gesprochen werden, sind: Pandschâb, Convouj, Mithila, Gudscherat und Bengalisch. Colebrooke giebt uns Aufklärung darüber, daß sie alle von dem Sanskrit herstammen, obgleich sie durch Localausdrücke und Fremdwörter (meistens lateinischen Ursprunges) eine große Veränderung erlitten haben; von den in Dekhan heimischen fünf Dialecten sind jedoch drei einer anderen Quelle entsprungen: Támul, Télugu und Kárnata; die erste dieser drei Mundarten ist die reinste und wird von mehreren Sprachforschern für die Mutter der beiden anderen betrachtet. Die Orissa- und Mahrattensprache endlich haben wenig Aehnlichkeit mit

*) Coweed (?).

D. Uebers.

einander; erstere ist, wie Wilson sagt, so mit Sanskrit vermischt, daß sie, ohne dieses Element, gar keine Sprache mehr bliebe. Die mahrattische Mundart zählt dieser Schriftsteller den nördlichen Sprachfamilien zu.

Die Schönheit der Dichtungen der Hindu bleibt uns ohne Kenntniß des Sanskrit durchaus unzugänglich; die Vollendung der Formen, die Biegungsfähigkeit, der Wortreichthum, der Wohllaut und die Pracht der Bilder, welche dieser herrlichen Sprache ihren eigenthümlichen Charakter verleihen, müssen großentheils in der Uebersetzung verloren gehen, schon aus dem Grunde, weil die diesem Volke eigene Darstellungsweise sich oft in Gleichnissen ausdrückte, die uns so fremd sind, daß wir sie nicht verstehen, viel weniger in ihrer reizenden Unschuld, ihrer blendenden Farbenpracht und ihrer dichterischen Entzückung wiedergeben können.

Das Drama der Hindu ist reich an Abwechselungen; die tragischen Wirkungen sind mit dem Stücke verflochten, dürfen aber — nach den meisten uns bekannten Schauspielen zu urtheilen — nicht in der Schlußscene zusammengedrängt sein; es scheint, als ob die Verfasser darauf hingearbeitet haben, das Publicum beim Schlusse des Stückes in die glücklichste Stimmung zu versetzen. Längst verstorbene Helden, paradiesische Nymphen, Götter und Dämonen steigen in diesen Schauspielen herab und leben mit den Sterblichen im traulichsten Verkehr; sie treten bald als Versucher auf, bald als schützender Führer durch die tausendfachen Irrgänge des Lebens; am häufigsten führen sie die Sache zum glücklichen Ende und lassen das Schicksal dabei die Rolle des Deus ex machina spielen.

Die Musik gewährte dem alten Hindu einen reichen Genuß; er gab sich ihr mit ganzer Seele hin und hatte es weit in dieser Kunst gebracht. Durch die älteren Compositionen, welche noch jetzt im Munde des Volkes leben, weht ein schwermüthiger Geist, der mit gesenkten Flügeln über die Bitterkeit des Lebens zu klagen scheint. Aber die meisten vormals benutzten Instrumente hängen jetzt stumm in den europäischen Kunstsammlungen, und man kann sich eine Vorstellung davon machen,

welche untergeordnete Rolle der Musik bei den jetzt lebenden Indiern zugetheilt ist, wenn ich erzähle, daß das Instrument, welches neben der Violine am meisten gespielt wird, das Tambourin ist.

Man behauptet, daß auch die Malerei ihre Glanzperiode in diesem Lande gehabt habe. Ich will dies nicht bestreiten, weiß jedoch, daß diese Kunst sich jetzt darauf beschränkt, die Mauern und Wände der Häuser mit Wasser- oder Oelfarben zu übertünchen. Man sieht oft recht hübsch colorirte Gemälde bei den Hindu — aber die Pracht der Farben ist auch das einzige Bemerkenswerthe an denselben.

Ich sprach weiter oben von der Kunstfertigkeit der Hindu in verschiedenen Zweigen der Industrie, und erwähnte, daß sie in der Verfertigung wollener Stoffe unübertrefflich seien; dasselbe gilt von Baumwollenzeugen, Bereitung der Färbestoffe und Gold- und Silberbrocate; auch als Goldarbeiter haben sie von jeher einen großen Ruf gehabt, weniger wegen ihrer geschmackvollen, als wegen ihrer dauerhaften Arbeit; so wählten sie eigenthümlicher Weise zum Einfassen häßliche, gelbe Perlen und flache Diamanten.

Die vielen herrlichen Bauwerke der Hindu zeugen von den praktischen Erfahrungen in dieser Kunst, und wenn man den Bruchstücken einiger alten Schriften Glauben schenken will, haben sie diese architektonischen Kenntnisse schon sehr früh besessen. Der vorherrschende Styl in jenen Denkmälern nähert sich am meisten dem egyptischen; und obgleich sich in der neueren Bauart der Tempel ein Anstrich vom muhamedanischen Style kundgiebt, bleibt doch der Gesammteindruck höchst originell und allem früher Gesehenen unähnlich. Mehrere der berühmtesten Tempel sind in neuerer Zeit gebaut. Die Pagode Dschagannát und die schwarze Pagode werden für die ältesten gehalten; erstere wurde im Jahre 1198, letztere 1241 v. Chr. vollendet. Ich möchte jedoch glauben, daß noch mehrere der größeren Tempel älteren Ursprunges sind, obwohl sich nichts Bestimmtes darüber aufgezeichnet findet.

Die Paläste haben Mehreres von den Verbesserungen der neueren Zeit angenommen, obwohl einige derselben den eigenthümlichen Hindu-

Stempel beibehielten, wenngleich sie erst in späteren Jahren erbaut sind. Die ältesten derselben verrathen eine mangelhafte Anlage des Planes, sie müßten denn so oft verändert worden sein, daß der ursprüngliche Charakter verloren gegangen ist. Da die Grundmauern sehr fest und dauerhaft und die Dächer platt sind, ist es ein Leichtes, das Haus um ein Stockwerk zu erhöhen. Die größeren Paläste bestehen gewöhnlich aus hohen Gebäuden, die einen freien oder von Bäumen beschatteten Hof einschließen, um welchen ein breiter Bogengang führt.

Was den Ackerbau betrifft, so haben die große Fruchtbarkeit des Bodens und die günstigen climatischen Verhältnisse jedes Streben nach größerer Ertragsfähigkeit überflüssig gemacht. Die ganze Natur lächelt dem Hindu entgegen und ruft ihm zu, daß er nicht für den kommenden Tag zu sorgen brauche.

Der Handel blühte frühzeitig; es scheint, als ob die Hindu schon zu den Zeiten des Menu das Meer befahren haben und mit fremden Völkerschaften in Berührung gekommen sind; die Ausfuhrartikel in jenen Zeiten waren: Baumwolle, Tuch, Mousselin, Kattun, Seidenzeug, Garn, Indigo und andere Färbestoffe, Gewürze, Zucker, Diamanten, Perlen, Gift, Parfümerien, — bisweilen auch Sclavinnen. Die Einfuhr bestand in wollenen Kleidungsstücken, Messing, Zinn, Blei, Corallen, Glas, Wein u. s. w.

Einige Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche dieses Volkes mögen endlich das Capitel schließen.

Die Bewohner der Ufer des Ganges sind die größten von Wuchs, die hellfarbigsten, kriegerischsten und männlichsten aller indischen Stämme; sie kleiden sich wie die Muselmänner und tragen wie diese den Turban; ihre Wohnungen sind aus Bambus und Lehm gebaut, und ihre Hauptnahrung besteht in ungesäuertem Weizenbrode. — Die Bengalesen sind weichlich und mißtrauisch, aber klug, und geschickt in Holzarbeiten; ihre Dörfer bestehen aus Strohhütten, welche in den Palmenwäldern zerstreut sind; sie bedienen sich noch der Kleidung der alten Hindu: ein weißes, leinenes Tuch um die Hüften geschürzt und

ein zweites über die Schultern geworfen; nach dem Bade pflegen sie die Glieder mit Oel einzureiben, um sie weich und geschmeidig zu erhalten und sich vor dem Einflusse der feuchten Luft zu schützen. Ihre Hauptnahrung ist Reis.

In einigen Gegenden wird noch ein vollständiges Nomadenleben geführt; Menschen und Vieh wohnen zusammen, ziehen zusammen aus, um die Feldarbeiten zu verrichten, und kehren nach vollendetem Tagewerke mit einander heim.

Jedes indische Dorf hat seinen Bazar, welcher mit wohl ausgerüsteten Kaufläden versehen ist, in denen Korn, Tabak, Zucker, Backwerk und dergl. für die Käufer bereit liegt.

Das Hausgeräthe einer Hindu-Hütte besteht nur aus einer Matte, einem Bette ohne Bettzeug und Umhänge, welches am Tage aufrecht an die Wand gestellt wird, messingenem Geschirr u. s. w. Die Speisen werden unter einem dazu errichteten Schutzdache oder, in Ermangelung dessen, unter freiem Himmel gekocht. Die Wohnungen der Reichen zeichnen sich vor denen der Armen nur durch zwei Stockwerke und einen eingefriedigten Hof aus.

Der Herr des Hauses steht mit der Sonne auf, kleidet sich an, verrichtet sein Gebet und zieht mit seiner Heerde auf das Feld hinaus, wo er arbeitet, bis die Frau mit dem Mittagsessen erscheint; nach eingenommener Mahlzeit pflegt er einige Zeit der Ruhe und kehrt darauf an die Arbeit zurück, bis die untergehende Sonne ihn mit dem Vieh zum Aufbruche mahnt. Nachdem er heimgekehrt, nimmt er ein Bad, verzehrt sein Abendbrod, zündet seine Pfeife an und verbringt den Rest des Abends unter traulichem Geplauder, entweder im Schooße seiner Familie oder bei einem seiner Nachbarn.

Die Obliegenheiten der Frau sind: Wasser tragen, Getreide mahlen, das Haus sauber und rein halten, Kochen, Spinnen, mit einem Worte alle vorkommenden Hausarbeiten. Ihre Kleidung ist der des Mannes ähnlich, nur in bunten Farben und mit allerlei Zierrath versehen. Hals und Beine bleiben nackt; wenn sie ausgeht, zieht sie ein

paar gestickte Pantoffeln an; sie darf sich Fremden nicht zeigen und muß sich, wenn sie ihren Mann begleitet, in achtungsvoller Entfernung von demselben halten. Die Kinder werden mit allerlei Flitterstaat herausgeputzt und sind den Puppen eines Marionettentheaters nicht unähnlich.

Die Hindu-Städte bestehen aus hohen, meistens von Ziegelsteinen erbauten Häusern mit so winzig kleinen Fenstern, daß nur ein spärliches Licht durch dieselben in das Innere dringen kann. Die engen Straßen wimmeln von Menschen und Vieh, sodaß man sich nur mit Mühe vorwärts drängt. Unter den Kaufläden gewähren die mit Blumen, Backwerk oder Apothekerwaaren versehenen den hübschesten Anblick; sie sind gewöhnlich mit einer Veranda versehen, welche immer mit den schönsten blühenden Gewächsen geschmückt ist. Diese Städte stehen nicht wie die Dörfer unter einem sogenannten Häuptlinge, sondern werden von einem Regierungsbevollmächtigten verwaltet. Unter den Einwohnern nehmen die Geldwechsler, die Kaufleute und die Beamten, welche vom Staate besoldet werden, den ersten Rang ein. Schach-, Brett- und Kartenspiel gehören zu den Lieblingsvergnügungen, doch werden sie meistens außer dem Hause betrieben; im Kreise der Angehörigen zieht man es vor, den Liedern eines beliebten Sängers zu lauschen, zu denen ein Mitglied der Gesellschaft passende Tänze ausführt.

Die Begrüßungen und sonstigen Höflichkeitsbezeugungen sind sehr verschiedener Art; eine Person niederen Standes grüßt einen Braminen, indem sie einen Palmenzweig dreimal an die Stirn führt und sich dabei tief zur Erde neigt; bei der gewöhnlich üblichen Begrüßung legt man eine Hand an die Stirn und spricht dabei das Wort Saláám oder Rana aus. Alle Besuche außerhalb des Hauses enden damit, daß der Wirth seinem Gaste ein Betelblatt, eine Arecanuß und eine Flasche Rosenwasser überreicht; wenn man einen Gast besonders auszeichnen und verpflichten will, verehrt man ihm einen Shawl und

Perlen oder Juwelen — natürlich nur, wenn der Wirth einem reichen und vornehmen Hause angehört.

Unter allen indischen Volksfesten ist das Hóli*) das wichtigste; es ist das Freudenfest bei der Rückkehr des Frühlings, bei welchem man die wiedererwachte Natur mit Liedern der Freude und des Lobes begrüßt, um hochlodernde Feuer tanzt und allen Leidenschaften die Zügel schießen läßt, sodaß eine leichtfertige Handlung der anderen folgt; so pflegt man während dieser Saturnalien einander einen gelben Saft in das Gesicht zu spritzen und sich mit einem rothen Pulver**) zu bestreuen, und begleitet diese Neckereien mit dem widrigsten Geschrei.

Die Verkehrs- und Beförderungsmittel im Inneren des Landes sind noch von der schlechtesten Beschaffenheit, werden aber ohne Zweifel bald einen anderen Zuschnitt erhalten, wenn die englische Regierung die letzten Spuren des Aufruhrs vertilgt, selbst Athem geschöpft und neue Kräfte gesammelt hat, um die durchgreifenden, durchaus nothwendigen Verbesserungen vorzunehmen, ohne welche jetzt keine Sicherheit mehr denkbar ist. — Es war nur der Wahrheit gemäß, als eine Zeitung äußerte, die einheimischen Briefträger in Indien seien ein Ersatz für Posten, Eisenbahnen und Telegraphen. Diese Briefboten laufen mit der Schnelligkeit des Blitzes von einer Station zur anderen, wo sie die dahin bestimmten Briefe und Packete zurücklassen, welche letztere nicht selten Uhren, Juwelen und andere Kostbarkeiten enthalten. Kein Sturm, kein Gewitter, kein Strom, kein reißendes Thier hält sie auf, und wer je einen dieser Eilboten zur Nachtzeit durch ein dichtes Gebüsch hat fliegen sehen, wie er kaltblütig die wilden und giftigen Thiere, als Hindernisse auf dem Wege, mit seiner knisternden Fackel fortzuscheuchen sucht, kann in der That behaupten, ein so wunderbar wirkungsvolles Gemälde gesehen zu haben, wie es Wenigen zu Gesichte kommen dürfte. Der Hindu versäumt es selten, seine Wohnung mit einem zierlichen

*) Holáká od. Huli nach anderer Schreibart. D. Ueberf.

**) Eine Mischung von dem rothen Staube der gepulverten Caesalpinia Jap. und der aromatischen Wurzel der Curcuma Zerumbet. D. Ueberf.

Garten zu umgeben, worin ich einen Beweis ſeines Sinnes für Naturſchönheit und häusliche Gemüthlichkeit finden möchte. Dieſe kleinen Zufluchtsſtätten gewähren in der That einen einladenden Anblick, und man begreift, daß die Beſitzer derſelben in ihrem Schooße Erſatz für die Mühſeligkeiten des Lebens finden; ſie ruhen am liebſten unter dem Schatten himmelhoher Cypreſſen oder unter den ſchützenden Blättern der Palmen, ſich in Betrachtungen vertiefend über eine Welt, die ſie mit ewig heiterem Antlitz einzuladen ſcheint: „Seid glücklich und genießt"! — Zu dem, was ich früher über die Schließung der Ehe geſagt, muß ich noch hinzufügen, daß das Geſetz, welches dem Vater der Braut verbot, von ſeinen zukünftigen Verwandten Geſchenke anzunehmen, jetzt noch ſtrenger gehalten wird, als ehedem. Der Bräutigam muß bei dem Vater um die Tochter anhalten; die Trauungsgebräuche beſtehen darin, daß die Braut dem Bräutigam ſieben Schritte entgegen geht und bei jedem Schritte einen beſtimmten Spruch oder einen Satz aus den heiligen Schriften wiederholt; mit dem ſiebenten Schritte iſt das Bündniß geſchloſſen. Bei der Vermählung eines Fürſten, und wenn die Braut aus ferngelegener Gegend kommt, iſt der Bräutigam verpflichtet, in der Nähe ſeiner Wohnung ein ſtattliches Haus für den Schwiegervater bauen zu laſſen, welches derſelbe bewohnt, wenn er ſeine Kinder beſucht. Bei dergleichen Gelegenheiten werden oft mehrere Lac Rupien ausgeworfen (1 Lac = 100,000 Rupien oder 175,000 Thaler ſchwed. Reichsmünze). Der größte Aufwand wird bei dieſen Feſtlichkeiten in Bengalen gemacht.

Jede Stadt, ja faſt jedes Dorf hat ſeine Schule; doch beſchränkt ſich der Unterricht der Knaben gewöhnlich auf Leſen, Schreiben und die Anfangsgründe im Rechnen. Das Schulgeld beträgt 12 Thaler ſchwed. Reichsmünze im Jahre; in Bengalen und Behâr wird dasſelbe in Getreide, Obſt und Gemüſen bezahlt. Die reicheren Familien nehmen einen Braminen in das Haus, dem alsdann die Erziehung und der Unterricht der Kinder obliegt. Die Ausbildung der Töchter wird im Allgemeinen ſehr vernachläſſigt.

Bei der Bestattung der Hindu-Leichen herrschen auch verschiedene Gebräuche. In einigen Gegenden werden dieselben in sitzender Stellung mit gekreuzten Beinen begraben; in anderen wird die Leiche mit wohlriechendem Wasser gewaschen, mit Blumen bedeckt und unter Trauermusik nach dem Scheiterhaufen geführt. Bei einigen Stämmen werden die Todten zur Schau ausgestellt und das Gesicht mit rothem Pulver bestreut. Grabmäler werden selten errichtet, und wenn es geschieht, bezeichnen sie immer die Ruhestätte eines ausgezeichneten Kriegers oder einer Wittwe, welche ihrem Manne in den Tod folgte.

Wenn in einigen Gebieten der Arzt erklärt, daß der Kranke seiner letzten Stunde nahe ist, wird derselbe hinaus getragen und auf das heilige Gras gelegt; darauf bedeckt man seinen Körper mit den Blättern des in hohem Ansehen stehenden Basilicumkrautes, stimmt geistliche Lieder an und spricht leise Gebete für die Erlösung seiner Seele. Liegt die Wohnung in der Nähe des Ganges, so bringt man den Sterbenden an das Ufer dieses heiligen Flusses; sollte aber der Kranke wider Erwarten genesen, so kehrt er nicht zu seiner Familie zurück, sondern zieht in eins der in dieser Gegend gelegenen Dörfer, von denen man erzählt, daß ihre Bewohner aus lauter solchen unerwartet zum Leben Zurückgekehrten bestehen.

Der seltsame Gebrauch der Hindu-Wittwen, sich mit dem Leichnam ihres Mannes zu verbrennen, wird Sattis genannt. Man weiß nicht, woher derselbe stammt — in den Urkunden des Menu findet man nichts darüber. Diodoros, welcher um 300 v. Chr. lebte und Verschiedenes über diese barbarische Sitte berichtet, sagt unter Anderem, daß das Gesetz der älteren Frau das Vorrecht zuerkannte, ihrem Manne zu folgen, einer Frau in gesegneten Umständen aber diese That der Selbstaufopferung verbot.

Die Feierlichkeiten dabei sind nicht immer dieselben. In Bengalen wird die Frau mit dem Leichnam des Mannes zusammengebunden und dann mit Bambus bedeckt, um sie zu hindern, sich emporzurichten. In

Biblioteca Nazionale V. E. III
ROMA

BIBLIOTECA NACIONAL

Oriſſa wirft ſich die Frau ſelbſt in das Feuer, oder, richtiger geſagt, ſie ſpringt auf den Scheiterhaufen hinab, welcher gewöhnlich in einer ziemlich tiefen Grube angelegt iſt. In Dekhan beſteigt ſie denſelben, ehe er angezündet iſt, ſetzt ſich nieder, legt den Kopf des Mannes auf ihren Schooß und wartet in ruhiger Ergebung, daß ſie von dem Rauche erſtickt, von den Flammen verzehrt oder von den einſtürzenden Balken des Gerüſtes zerſchmettert werde. In Gudſcherat betäubt ſie ſich mit Opium, ehe ſie ſich dem Märtyrerthume weiht. Ihre Haltung trägt in den meiſten Fällen den Stempel einer unerſchütterlichen Feſtigkeit; ihre Blicke ruhen mit dem Glanze der Verklärung auf der umſtehenden Menge; in einem weißen Gewande, die Arme gen Himmel geſtreckt oder über die Bruſt gefaltet, lächelt ſie den gierigen Flammen entgegen, bis dieſelben ſie einhüllen, und ſie, gleich einer überirdiſchen Erſcheinung, in denſelben verſchwindet.

Wenn aber die bewundernswerthe Todesverachtung des unglücklichen Opfers im letzten Augenblicke noch Schwanken verräth, verwandeln ſich Mitleid und Theilnahme der Menge ebenſo plötzlich in Mißvergnügen und Gewaltthätigkeiten. Es iſt früher vorgekommen und geſchieht noch jetzt, daß das Weib, nachdem es ſchon den Scheiterhaufen beſtiegen hat, entweder aus Furcht vor den grauenhaften Qualen, oder beim Anblicke ihrer Kinder von plötzlicher Reue erfaßt wird und von dem Gerüſte herabſpringt, um das Mitleid der Umſtehenden anzuflehen. Für ſolche Bitten bleiben aber die Männer durchaus taub und gefühllos, und die Scene endet gewöhnlich damit, daß das Opfer unter Schmähungen und wildem Geſchrei in die Flammen geſchleudert wird.

Glückt aber ein ſolcher Rettungsverſuch, ſo wird die Arme aus Scham und Reue über die bewieſene Feigheit ihres Lebens nicht mehr froh. Ein Engländer, welcher einem ſolchen Ereigniſſe beiwohnte und die Unglückliche mit Gefahr des eigenen Lebens aus den Händen der Männer befreite, erzählte mir, daß ſie, als er ſie einige Tage ſpäter traf, ihn mit Verwünſchungen überhäufte und ihn beſchuldigte, ſie

ihres Seelenfriedens und der Hoffnung auf Vergebung in jener Welt beraubt zu haben.

Im Allgemeinen hat dieſe barbariſche Sitte bedeutend abgenommen, Dank den Bemühungen der Briten! In Hindoſtan und Bengalen kommen noch die meiſten Fälle vor; man rechnet deren auf den engliſchen Gebieten durchſchnittlich hundert in einem Jahre. — Auch die Männer ſuchen in einigen Theilen Indiens eine Ehre darin, ſich ſelbſt den Tod zu geben, indem ſie in das Feuer hineingehen oder ſich von einer Klippe in die Fluth ſtürzen. Die ehrenvollſte Todesart, welche zugleich Gewißheit für die Vergebung der Sünden giebt, iſt die, ſich vor den heiligen Wagen von Dſchagannát zu werfen und von deſſen rieſengroßen Rädern zermalmen zu laſſen.

Zu den größten Laſtern des Hindu gehört ſeine unüberwindliche Neigung, ſich Anderer Eigenthum anzueignen; er beſitzt eine wunderbare Kunſtfertigkeit im Stehlen; ganze Dorfſchaften leben vom Plündern und Rauben, und die Thugs, die eine beſondere Kaſte bilden, haben ein förmliches Handwerk daraus gemacht, welches ſie unter Anrufen ihres Gottes Bhawéni treiben, dem die Hälfte der Beute nach beendetem Raubzuge als Dankopfer dargebracht wird.

Ein anderer hervorragender Fehler dieſer Völker iſt ihr Mangel an Wahrheitsliebe. Sie lügen mit der größten Frechheit und bekräftigen ihre falſchen Ausſagen durch die heiligſten Eide, mit der heimlichen Freude, dem Nächſten durch Betrug zu ſchaden. Sie halten es für verdienſtlich, ihre Anlage zu allerlei Ränken auf jede Weiſe zu entwickeln, und bedienen ſich dabei der Waffen der Liſt und Schmeichelei; und wehe Dem, der ſich mit ihnen einläßt, ohne auf dieſe Schliche vorbereitet zu ſein!

Die Bewohner der Gebirgs- und Waldgegenden des mittleren Indiens ſind den übrigen ſehr unähnlich; von kleinem Wuchſe, eigenthümlicher Geſichtsbildung, ſchwarzer, glänzender Haut, durchdringendem Blicke, hervorſtehenden Backenknochen, niedriger Stirn und breiten Schultern, haben ſie ein wildes, abſtoßendes Ausſehen. Sie legen

selten Kleider an, sind aber beständig mit Pfeil und Bogen bewaffnet, da sie in ununterbrochener Fehde mit den Grenznachbarn liegen. Ihre Hauptnahrung besteht in den Früchten des Mahuabaumes. Die Bevölkerung der nördlichen, sogenannten „trockenen" Länder ist verhältnißmäßig sehr thätig und abgehärtet.

Die Mahratten, welche ein unfruchtbares Gebirgsland bewohnen, sind ernst, bestimmt, kühn und ordnungsliebend. — In Bengalen, wo der Boden sich, so zu sagen, selbst bestellt, und der Mensch in einem Paradiese lebt, das ihn mit Allem umgiebt, was er sich wünschen kann, und er somit keine Nahrungssorgen kennt, sind die Bewohner so in Müßiggang und Weichlichkeit versunken, daß sie physisch und moralisch dadurch verdorben sind.

Der Hindu ist im Allgemeinen sehr empfänglich und leicht zu leiten; nur in Religionsangelegenheiten läßt er sich seine Ueberzeugung nicht nehmen, besonders wenn man ihm mit Gewalt eine andere aufzudrängen sucht. Er ist seinem Herrn ergeben und dient dem am treuesten, der ihn mit größter Milde behandelt; wem er dient, gilt ihm gleich; in diesem Falle kennt er keine Gewissenszweifel, obgleich er in sonstigen Glaubenssachen eine achtunggebietende Standhaftigkeit und Beharrlichkeit zeigt; ein Bramine würde lieber Hungers sterben, ehe er verbotene Nahrung zu sich nimmt; und der geringste Diener würde vor Scham vergehen, wenn er vergäße, sein Morgen- oder Abendgebet zu verrichten.

Das Gefühl der Selbstständigkeit ist nicht zur besonderen Entwickelung bei ihm gekommen, doch liegt in seinem Charakter mancher Zug, der von dem Bewußtsein seiner Menschenwürde zeugt. So würde der Häuptling einer Dorfschaft sich z. B. lieber den schrecklichsten Qualen unterwerfen, als daß er zugäbe, daß ein Herrscher seinem Stamme einen Tribut auferlegte.

Der Muth des Hindu wächst mit der Gefahr, denn bei kleinen Widerwärtigkeiten zeigt er sich oftmals feig. Ich habe ihn im Kampfe gegen einen überlegenen Feind Proben der erhabensten Todesverachtung

ablegen ſehen. — Wenn er eine gelinde Strafe empfangen ſoll, hält man ihn für das furchtſamſte Weſen der Welt; iſt aber die Todesſtrafe über ihn verhängt, von welcher er keine Rettung mehr hoffen kann, ſo empfängt er den Todesſtreich mit der größten Ruhe, gleichſam, als ob er über ſein Schickſal triumphire; ich ſelbſt habe ſolchen Strafvollziehungen beigewohnt und muß bekennen, daß dieſe Standhaftigkeit mir die größte Achtung und Theilnahme einflößte, obgleich das Urtheil an Verbrechern vollzogen wurde, welche durch verübte beiſpielloſe Grauſamkeit ihre menſchliche Natur verleugnet hatten.

Ein großer Theil der Verbrechen, welche die britiſchen Behörden in dieſem Lande zu beſtrafen gezwungen ſind, muß auf Rechnung des gekränkten Ehrgefühles und verletzten Nationalſtolzes geſetzt werden. — Ich ſpreche hier nicht von den Stämmen der Thugs und Decoits, welche in der That Straßenräuber und als ſolche eine Ausnahme ſind, ſondern von dem indiſchen Volke im Allgemeinen. Beim Aufſtellen eines Vergleiches zwiſchen Engländern und Indiern kommen wir zu dem traurigen, thatſächlichen Ergebniſſe, daß die ſchwerſten Verbrechen ihren fruchtbarſten Boden da gefunden haben, wo die Bildung am ſiegreichſten vorgeſchritten iſt.

Nach den im Unterhauſe eingelieferten Berichten von 1832 kamen von den in dieſem Jahre unterzeichneten Todesurtheilen in England und Wales 1 auf 203,271 und in Bengalen 1 auf 1,004,182 Einwohner; von den Deportationen (Verurtheilungen zu den Strafcolonien) auf Lebenszeit in erſtgenanntem Lande 1 auf 67,173 und in letzterem 1 auf 402,010 Bewohner. Die Zahl der Todesurtheile ſtieg in England und Wales auf 64, in den bengaliſchen Provinzen auf 59; und hierbei dürfen wir nicht außer Acht laſſen, daß die Einwohnerzahl des einen Landes auf 13, die des anderen auf 60 Millionen geſchätzt wird.

Ich will zwar keineswegs den Umſtand unerwähnt laſſen, daß die damalige Polizei in England — wie noch jetzt — viel beſſer organiſirt war, als die indiſche, und deshalb eine größere Anzahl von

Verbrechen entdecken und zur Strafe ziehen konnte; aber selbst wenn wir demselben die größte Wichtigkeit beilegen, bleibt das Endergebniß kein sehr ehrenvolles für ein Land, welches sich zu den gesittetsten der Erde rechnet.

Ich habe während meines Aufenthaltes in Indien mehrfach sagen hören, daß die Bewohner das ihnen erwiesene Wohlwollen niemals erwiedern, und daß man vergeblich ein Gefühl der Dankbarkeit in ihnen zu wecken suche. Gestützt auf eigene Erfahrungen, wage ich nicht nur, diesen Satz zu bestreiten, sondern sogar zu behaupten, daß ein Herr, welcher seine Pflichten kennt und ihnen gemäß handelt, in seinem Hindu-Diener so viel treue Ergebenheit und Dienstbeflissenheit findet, wie er sie in einem europäischen Diener vergeblich suchen würde. Ich habe dies während einer längeren Krankheit vielfach erfahren, und zwar auf eine Weise, die mich tief gerührt. Ein Opfer wirklich schwerer Leiden, einsam, kraft- und muthlos, oft zwischen Tod und Leben schwebend, setzte ich mein ganzes Vertrauen in meinen Diener, der mich mit der größten und liebevollsten Sorgfalt pflegte. Ja, ich danke meine Genesung nur einem eingeborenen Arzte, welcher heimlich zu mir geführt wurde, um meinen britischen Aesculap nicht zu erzürnen. Und wer war denn dieser Herr, welcher von seinem Diener Tag und Nacht wie ein lieber Bruder gepflegt wurde? Ein Fremdling, der gekommen war, um gegen die Landsleute dieses Hindu zu kämpfen, welche das Schwert gezogen hatten, um die vaterländische Erde von fremdem Joche zu befreien! Und was würde die Folge sein, sollte der Kranke, Dank der Pflege seines Dieners, genesen? — daß ersterer sofort von ihm scheiden und eilen würde, abermals thätigen Antheil an der Unterjochung seines Vaterlandes zu nehmen! — Und dennoch verließ nicht er mich, sondern ich ihn!

Man mag von dem räthselhaften Menschenherzen sagen, was man will — man kann nie den Wärmegrad desselben nach einer oft kalten und starren Außenseite beurtheilen; es ist weder unempfänglich, noch unzugänglich, wenn man sich nur Eingang zu verschaffen weiß;

es klopft in jeder Bruſt mit gleicher Zärtlichkeit, wenn es nur Gelegenheit dazu hat; ſein größtes Bedürfniß iſt, verſtanden zu ſein, und es fürchtet nichts mehr, als lieblos zurückgeſtoßen oder mit Gleichgültigkeit behandelt zu werden. Da wendet es ſich weinend ab und die Thränen erſticken ſeine beſſere Natur; es zieht ſich krampfhaft zuſammen, die Blumen welken und ſterben an der Wurzel ab, und das Ganze wird hart wie Stein. — Wenn dagegen die freundliche Sonne der Liebe von einem anderen Herzen hinein fällt, und die warmen, lichten Strahlen zünden und in einander ſchmelzen, da weichen alle böſen Gedanken ohnmächtig in den Hintergrund; da tönt es wie Harfenſpiel in des Menſchen Bruſt und weckt den guten Engel, welcher lächelnd ſeine Fittige ausbreitet, um die ganze Welt liebend zu umſchließen.

Meine Leſer werden zu dem Glauben kommen, daß ich mit dieſen Aeußerungen einen Einſpruch gegen die Ausdehnung der britiſchen Macht in Indien habe erheben wollen. Nun ja — ich will es nicht leugnen! Wir dürfen nicht vergeſſen, daß die erſte Zerſtückelung des Reiches infolge freundſchaftlicher Uebereinkunft geſchah, aber ebenſowenig, daß Feuer und Schwert es zu dem gemacht haben, was es jetzt iſt. Man kann dieſe Art, ein Volk zu unterjochen, nicht billigen und ebenſowenig die Grauſamkeiten und Ungerechtigkeiten gutheißen, welche, gleich anfangs, von der Verwaltung der Compagnie an den Unterjochten verübt wurden. So wie aber die Macht aus den Händen der Compagnie in die der britiſchen Regierung überging, wurde das ganze Verwaltungsſyſtem verändert und gemildert. — Während ſie einerſeits die Fürſten ihrer Throne beraubte und die Vorrechte der höheren Kaſten beſchränkte, ſtrebte ſie andererſeits, die Lage der unteren Claſſen durch Schulen, zweckmäßige Geſetze und Verkehrsanſtalten zu verbeſſern. Hinſichtlich der Religion haben die Engländer eine lobenswerthe Duldung bewieſen, indem ſie dem Hindu freie Religionsübung geſtattet und die chriſtlichen Miſſionaire nur ſehr ſpärlich unterſtützt haben. Möge der Beweggrund zu dieſer Staatskunſt reines Wohlwollen für die Hindu, Intereſſe für Freiheit und Bildung,

oder das Streben nach größerer Ausdehnung der englischen Macht und nach einem besseren Markte für die britischen Erzeugnisse gewesen sein — der Erfolg ist darum nicht weniger erfreulich.

Es ist nicht zu leugnen, daß es für Ostindien und die übrige Welt besser gewesen wäre, wenn die englische Regierung Kraft genug besessen hätte, ihre weisen Pläne vollständig auszuführen; aber sie hat hier leider zu große Nachsicht mit den Sonderinteressen und der Charakterschwäche ihrer Vertreter gehabt. Die im Dienste der Compagnie oder der Regierung angestellten Männer waren oft unerfahrene junge Leute, welche weder das Volk richtig zu behandeln, noch ihr Amt zu verwalten wußten, voller Vorurtheile und aus Unbekanntschaft mit der Sprache des Landes unfähig, sich in die Anschauungsweise und Empfindungen des Volkes hinein zu denken, weshalb sie die Hindu denn auch bisweilen mehr als Thiere wie als Menschen behandelt haben; und dies unrichtige Verfahren der Einzelnen sammt der Ohnmacht der Regierung, demselben Einhalt zu thun, haben nach meiner Ansicht mehr zum Ausbruche der Empörung beigetragen, als das eigentliche britische Regierungssystem.

Diese Erhebung hat neben ihren traurigen, blutigen Folgen auch große Vortheile gebracht. Sie hat die Aufmerksamkeit des englischen Volkes auf die obwaltenden Zustände hingeleitet und es von der Unvermeidlichkeit einer Verbesserung derselben überzeugt; somit wird sie ohne Zweifel zu einem rascheren Fortschreiten des großen Civilisationswerkes und zur endlichen Befreiung der Hindu von der englischen Herrschaft beitragen.

So viel über die englische Politik hinsichtlich ihrer Eroberungen in Indien. Ich hoffe nicht nur, ich weiß, daß viele Engländer meine Ansichten hierüber theilen. Aber die Zustände in der Verwaltung des Landes und unsere kriegerischen Unternehmungen in demselben sind zwei ganz verschiedene Dinge, letztere eine natürliche Folge der ersteren, weshalb man diesmal vergebens an das edlere, bessere menschliche Gefühl appellirt hätte, welches augenblicklich nur nach Krieg verlangte. Es

handelte ſich nicht mehr um Eroberungen, ſondern den unglücklichen Landsleuten zu Hülfe zu eilen, welche von einer mit dem äußeren Scheine von Vaterlandsliebe geſchmückten Rachgier zu Sühnopfern auserſehen waren. Denn ein Volk, welches aufſteht, um ein fremdes Joch abzuſchütteln und ſeine Selbſtſtändigkeit zu erklären, iſt, trotz aller erlittenen Erniedrigung und trotz aller Urſache zum Haſſe gegen ſeine Feinde, von einer ſo reinen, göttlichen Idee durchdrungen, daß es ſich unmöglich zu Handlungen herabwürdigen kann, welche man wohl den wilden Beſtien, aber keiner noch ſo tiefgeſunkenen Menſchennatur zuzuſchreiben vermag.

Nun iſt aber mit ziemlicher Klarheit bewieſen, daß dieſe letzten Unruhen in Indien keine Erhebung in dieſer Achtung gebietenden Bedeutung des Wortes waren, ſondern der Verſuch einiger herrſchſüchtiger Abenteurer, das Land in ihre eigene Gewalt zu bekommen. Und aus dem ganzen Auftreten und Verfahren dieſer Führer konnte man ſchließen, daß das Land, wenn ihr Unternehmen mit Erfolg gekrönt wurde, unter viel härteren Druck gekommen wäre, als es bis jetzt der Fall geweſen war.

Ungeachtet des für ſie traurigen Ausganges der letzten Kriege iſt es kaum zu bezweifeln, daß die Hindu noch jetzt an eine neue Ordnung der Dinge und an eine hellere Zukunft glauben, im feſten Vertrauen auf die Macht der von ihnen angebeteten Gottheit. Ihr ganzes Weſen hat einen Anflug von Schwärmerei und echter Poeſie, und in dem Hofſtaate der letzteren hat die Hoffnung niemals gefehlt. Das Volk weiß ſich ſo in ſeine Ueberlieferungen hinein zu denken, daß es förmlich in denſelben fortlebt, — und was ſind dieſe Anderes, als roſige Vorſtellungen von der Vereinigung eines ſinnlichen Lebens mit einem vergeiſtigten, in welchem Götter und Menſchen in innigſter Beziehung zu einander ſtehen; und dieſe Vorſtellungen haben das ganze Volksleben zu einem einzigen wunderbar ſchönen, bedeutungsvollen, großartigen Gedichte gemacht. Wir können kaum in die ärmlichſte indiſche Hütte treten, ohne daß uns eine dichteriſche Sage oder Mythe willkommen

heißt, d. h. wenn wir die Sprache der Bewohner verstehen. Der geringste Diener, der unserer Befehle wartet und sich mittelst einer selbst zurechtgemachten Sprache verständlich zu machen sucht, welche man am besten mit dem Namen „Radebrechen" bezeichnen würde, fällt mitten in dem gewöhnlichsten Gespräche plötzlich in seine geheimnißvollen Betrachtungen zurück und überläßt sich den Eingebungen des Augenblickes, welche ihn bald über das Sternenzelt hinaustragen, bald in den Abgrund wirklicher oder eingebildeter Qualen schleudern.

Ich bin während meines Aufenthaltes in Indien mehrfach auf das Gebiet der Feen- und Märchenwelt geführt worden und habe mehrere der kleinen Erzählungen aufgezeichnet. Zwei derselben mögen hier einen Platz finden, in der Ueberzeugung, daß dieselben nicht ohne Interesse gelesen werden.

I.

Es war Nacht, als Cama (der Gott der Liebe) und Cartekeya (der Gott des Krieges) gleichzeitig die Wohnung des Yeymeno, eines grausamen, raubgierigen Fürsten betraten. Derselbe fuhr aus festem Schlafe empor und frug zürnend, wer es wage, ungerufen die Schwelle seines Palastes zu überschreiten. Da öffnete Cama zuerst die Lippen und sprach: „Yeymeno, als du das Scepter aus den Händen deines sterbenden Vaters empfingst, schwurst du mit einem heiligen Eide, dein Volk mit Liebe und Milde zu regieren. Kaum war aber die Gewalt in deinen Händen, als du es vergaßest, auf dem Altare Cama's zu opfern; dein Herz wurde hart, wie der weiße Stein, und du hattest deine Lust daran, deine Unterthanen auf das Grausamste zu quälen. Mache dich bereit, o Fürst! denn ich bin gekommen, um dich zu strafen!" Darauf nahm Cartekeya das Wort und sprach: „Höre mich, Yeymeno! ich bin der Feind des Cama, und wenn du versprichst, von jetzt an dem Gotte des Krieges fleißig zu opfern, kann ich dir von großem Nutzen sein. Ich will diesen Gott dazu bewegen, dir sein Wohlwollen zuzuwenden und dir behülflich zu sein, Länder und Ruhm zu

gewinnen — aber der Weg dahin geht über Berge von Leichen und durch Ströme von Blut. Willſt du meinen Rathſchlägen nicht folgen, ſo bin ich hier, um deinen Eigenſinn zu beſtrafen." — Yeymeno aber, der ſich ſo unerwartet von zwei Gefahren bedroht ſah, gerieth in große Angſt und wandte ſich an Guneſa, die die Macht hat, alle Schwierigkeiten zu beſiegen, mit der Bitte, ihm zu erſcheinen und ihn aus dieſer ſchwierigen Lage zu befreien. — Guneſa kam, erfuhr, was geſchehen war, und ſprach: „Yeymeno, du biſt in der That ſo tief geſunken, daß es kein Mittel giebt, durch welches du dich ſelbſt retten könnteſt; dein Schild iſt nicht ſtark genug, den Pfeilen zu widerſtehen, welche dieſe beiden Fremdlinge in ihren Köchern führen. Wenn es Hülfe für dich giebt, ſo muß dieſelbe von einem Weſen kommen, deſſen Herz ſanft iſt, wie das Auge Soma's (der Gott des Mondes) und rein, wie der Schnee auf den Bergen der weißen Schutzgeiſter!" — Darauf nahmen Cama und Cartekeya jeder einen Pfeil aus ſeinem Köcher, legten denſelben auf den geſpannten Bogen und ſprachen: „Da du nicht zwiſchen uns wählen willſt, ſo mache dich bereit, dein Urtheil zu empfangen: wiſſe denn, Yeymeno, daß du demjenigen von uns gehören wirſt, deſſen Pfeil am tiefſten in dein Herz dringt!" — Zu den Füßen des Fürſten aber ſchlummerte ſein kleiner Sohn; aufgeweckt durch das Geräuſch erblickte er die auf die Bruſt ſeines Vaters gerichteten Pfeile, ſprang mit der Schnelligkeit des Blitzes empor, ſchlang die Arme um des Vaters Hals und blieb wie ein lebendiger Schild an ſeiner Bruſt hängen. Bei dieſem Anblicke verließ Cartekeya beſtürzt das Zimmer, Cama aber ließ den Bogen ſinken, lächelte und ſprach: „Yeymeno, nur durch Liebe wird der beleidigte Gott der Liebe verſöhnt. Du biſt gerettet; werde nun weiſe durch das, was du eben erlebteſt." — Und Yeymeno lauſchte der Stimme der Liebe und wurde ein guter Fürſt, der bis an ſeinen Tod in Frieden und Milde regierte und von ſeinem Volke geehrt und geliebt ward.

II.

Siva, ein junges, wunderliebliches Mädchen, wohnte an den Ufern des Ganges. Sie war so schön und unschuldig, daß Surya (der Sonnengott) sich in sie verliebte, als sie eines Tages aus dem heiligen Bade stieg und am Strande hinaufging. Er erklärte ihr seine Liebe und bat sie, ihm als Braut in seine lichte, goldene Welt zu folgen. Sie erwiderte, daß ihr strenger Vater sie bei Gelegenheit einer schweren Krankheit dem Varuna (Gott des Meeres) verlobt habe, und sie ihn deshalb nicht erhören dürfe, obwohl sie sich wunderbar zu ihm hingezogen fühle. Surya aber wollte hierauf nicht hören, schloß die bebende Siva in seine Arme nnd hauchte auf ihre Stirn, und alsobald fiel ein Schleier aus den feinsten Sonnenstrahlen über die Gestalt des Mädchens herab. — Darauf breitete der Gott seine Flügel aus, um mit der Geliebten davon zu schweben. Siehe, da erschien aber mit Klagen und Weherufen Varuna, in einer Welle verborgen, deren weißer Schaum auf Siva flog und das Feuer löschte, welches ihre Gestalt verhüllte. Surya aber hauchte sie abermals an, und neue dichtere Lichtstrahlen umflossen sie; aber auch die Woge schwoll höher und höher, bis sie sich auf ihren Raub stürzte und denselben verschlang. Da entfloh der Sonnengott, Varuna aber nahm die Leiche mit in den Strom hinab, um sie in dessen Tiefe zu begraben. Seitdem schwebt der bleiche Geist der Siva noch immer beim Auf- und Untergange der Sonne auf der spiegelklaren Fluth des Ganges, um den ersten und letzten Kuß des Geliebten zu empfangen.

Achtes Capitel.

Geschichte der ostindischen Compagnie. — Entstehung und weitere Ausbildung des britischen Reiches in Indien. — Betrachtungen über dasselbe. — Die Lage der Sipoys. — Ursachen und Ausbruch des letzten Aufruhrs. — Weitere Verbreitung desselben. — Das Blutbad in Cahnpur. — Der Fall Delhi's. — Vertheidigung der Engländer. — Der Shannon verläßt Hong-Kong und steuert Cours auf Calcutta. — Ankunft daselbst.

Das britische Reich in Ostindien — vielleicht die größte Ländervereinigung der Welt — hat sich im Laufe eines Menschenalters von einer Handelsfactorei zu einem Staate emporgehoben, der sich an Größe und Volksmenge zu den Mächten ersten Ranges zählen darf. Der Flächeninhalt desselben beträgt, wie bereits bemerkt, jetzt 1¼ Millionen Q.-Meilen, und nur einige wenige europäischen Hauptstädte können sich an Größe und Einwohnerzahl mit den seinigen messen. Der Handel steht in solcher Blüthe, daß man ihn nur mit dem von Carthago und Venedig zur Zeit ihres höchsten Glanzes vergleichen könnte. Fragt man nun, wer denn die englische Krone mit einer Perle von so ungeheuerem Umfange und unschätzbarem Werthe bereichert hat, so hört man mit Staunen, daß es einige friedliche Handelsleute waren, denen gelang, was weder Alexander der Große, noch irgend ein muhamedanischer Eroberer vermocht hatte; und der Thron dieser Eroberer, vor welchem Könige und Fürsten, demüthigen Vasallen gleich, die Knie beugten, stand in einem kleinen, in einer engen, dunkelen Straße Londons belegenen, anspruchslosen Hause! Man wäre in der That versucht, das Ganze für ein Märchen zu halten, wenn nicht thatsächliche Beweise in Menge vor Augen lägen.

Nachdem durch Vasco de Gama die Portugiesen im Jahre 1498 den Weg nach Indien gefunden hatten und von den Holländern wieder

verdrängt worden waren, welche danach strebten, den ganzen Handel Europas mit Ostindien an sich zu ziehen, wurden auch einige englische Kaufleute durch die Hoffnung auf Gewinn nach dem indischen Festlande gelockt. Es zeigte sich aber bald, daß ein derartiges Unternehmen ungeheuere Capitalien erfordere und für einzelne Handelshäuser zu gewagt, ja unausführbar sei. Infolge dessen bildete sich in London eine Gesellschaft zur Beförderung des indischen Handels, welche am 31. Dec. 1600 von der Königin Elisabeth, zuerst auf 15 Jahre, das ausschließliche Recht zum Betriebe des Handels mit den zwischen dem Cap der guten Hoffnung und der Magelhaensstraße gelegenen Ländern erhielt. Diese Gesellschaft, deren Capital damals nicht über 72,000 Pfund Sterl. betrug, hatte anfangs gegen die größten Schwierigkeiten zu kämpfen, und es gingen 70 Jahre darüber hin, ehe sie feste Factoreien in Surate, Madras und Bengalen besaß; die letzteren gewannen sie durch einen besonderen Zufall. Ein Arzt, Namens Boughton, welcher den englischen Gesandten von Surate zum Großmogul Schah Dschehan in Agra begleitete, hatte das Glück, dessen Lieblingstochter das Leben zu retten, wofür ihm als Belohnung freie Handelsberechtigung im ganzen Reiche des Moguls zuerkannt wurde. Er verkaufte dieses Privilegium an die Compagnie, welche sofort Nutzen daraus zog und eine Factorei an den Ufern des Hugli anlegte, fast an demselben Orte, wo sich jetzt die Häusermassen von Calcutta ausdehnen.

Zur selben Zeit machte die englische Regierung der Compagnie neue und erweiterte Zugeständnisse, indem sie derselben das Recht, Krieg zu führen und eigene Gerichtsbarkeit zu üben, verlieh. Diese Erfolge konnten nicht ohne Concurrenz bleiben. Es entstand eine zweite Gesellschaft Londoner Kaufleute, welche gegen ein Darlehen von 2 Millionen Pfund Sterl. von der Regierung anerkannt wurde. Nachdem aber diese beiden Handelsvereine eingesehen hatten, daß ihre Nebenbuhlerschaft nur zum gegenseitigen Schaden führe, vereinigten sie sich zu einer einzigen Gesellschaft, welche unter dem Namen der United East-India Company Actien zu 500 Pfd. ausgab, deren Inhabern

jedem eine Stimme bei der Wahl der 24 Directoren und anderweitige Gerechtsame verliehen wurden.

Dieſe glücklichen Verhältniſſe waren aber nicht von langer Dauer. Mit der ſinkenden Macht des befreundeten Großmoguls hoben die von demſelben bis jetzt im Zaume gehaltenen kleineren indiſchen Fürſten den Kopf immer höher und wurden der Compagnie in mancher Hinſicht beſchwerlich. Dazu kam noch, daß der Gouverneur der franzöſiſch-oſtindiſchen Colonien, ein tapferer, unternehmender Mann, Namens Dupleix, auf den Gedanken fiel, die Engländer vertreiben und ſich ihrer Beſitzungen bemächtigen zu wollen. Zum Glücke der Compagnie fanden ſeine Pläne wenig Anklang bei der franzöſiſchen Regierung; er wurde zurückgerufen, durch weniger unternehmende Männer erſetzt und mußte ſehen, wie die Früchte aller ſeiner Bemühungen dem Pariſer Frieden von 1763 geopfert wurden.

Hier trat ein Wendepunkt in dem Leben der oſtindiſchen Compagnie ein, denn es war ungefähr um dieſe Zeit, als der damalige, von ihr ernannte, thatkräftige Gouverneur, vielleicht durch obwaltende Umſtände dazu gezwungen, der friedlichen Handelsgeſellſchaft immer mehr den Charakter einer kriegeriſchen Verbindung verlieh. Sie hatte ſehen müſſen, wie ihre neuangelegte Stadt Calcutta, die ohne Einwilligung der einheimiſchen Fürſten befeſtigt worden war, von denſelben geſtürmt und genommen und deren Beſatzung in ein Gefängniß geworfen wurde, in welchem ſie aus Mangel an friſcher Luft auf jammervolle Weiſe um das Leben kam. Oberſt Clive wurde ſogleich mit 900 Mann von Madras nach dem Schauplatze der Unruhen abgeſandt; er nahm die Factorei wieder ein und ging einem 20,000 Mann ſtarken Feinde entgegen, der eine großartige Niederlage erlitt. Nachdem Clive eine geringe Verſtärkung erhalten hatte, zog er mit ſeiner kleinen Schaar gegen eine feindliche Armee von 60,000 Mann mit 50 Kanonen und gewann bei Plaſſy einen glänzenden Sieg. Und von dieſem entſcheidenden Siege ſchreibt ſich die eigentliche britiſche Macht in Bengalen her, als deren Begründer man füglich den Oberſt Clive betrach-

ten kann. Beim Abschlusse des Friedens wurde der Compagnie das Recht zuerkannt, die Factorei zu befestigen und ihren Handel in allen Theilen des Reiches ungehindert zu betreiben. Diese Erfolge der Briten mußten den Neid der Holländer erregen, welche gegen Calcutta zogen, aber von Clive zurückgeworfen wurden, der darauf den König von Aude dazu vermochte, sich dem englischen Scepter als Lehnsfürst unterzuordnen; und so war in dem kurzen Zeitraume von 10 Jahren aus der britischen Handelsfactorei ein Reich von 30 Millionen Einwohnern geworden, mit einem jährlichen Einkommen von 25 Millionen Rupien, welches Reich noch durch die Provinz Benares vergrößert wurde, die zu den fruchtbarsten und volkreichsten Landstrichen Indiens gehörte und 1775 von dem Könige von Aude an die Compagnie abgetreten wurde. Während die britischen Waffen im Norden des Landes so glänzende Erfolge errangen, waren die der im Süden geübten Politik nicht weniger glücklich, da man von dem unter der vormaligen Oberherrschaft des Großmoguls stehenden Statthalter in Dekhan die beiden Provinzen Guntur und Cirkars gewann. Einen gefährlichen Feind hatte die Compagnie in Tippu Sahib, Sultan von Meysore, welcher aber im Kampfe gegen Oberst Arthur Wellesley, später Herzog v. Wellington, unterging. General Baird erstürmte hierauf Seringapatna (1799) und fügte den schon eroberten Ländern noch die Provinzen Kojambatur, Kanara, Weynaad, Tandschore u. s. w. und ein Gebiet von 25,000 Q.-Meilen in der Provinz Heyderabad hinzu. Im Norden eroberte die Compagnie die Provinzen Barélly, Morâdabad, Rohilkhund, Doâb und Allahabad. General Lake drang in die Bundesstaaten der Mahratten, eroberte Delhi und erzwang im Frieden von 1803 das Eigenthumsrecht auf 40,000 engl. Q.-Meilen Landes. — Nach noch einigen anderen Feldzügen konnte man endlich im Jahre 1818 die Macht des britischen Reiches in Centralindien als vollkommen befestigt ansehen.

Während Clive, Warren Hastings, Cornwallis und Wellesley die äußere Gestalt des Reiches durch ihre glänzenden Siege und Er-

oberungen so bedeutend verändert hatten, war auch die innere Organisation desselben nicht stehen geblieben. Das Capital der Compagnie war schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf 6 Millionen Pfund gestiegen und bestand in 6000 Actien à 1000 Pfund, welche um das Jahr 1760 12 bis 15 Procent trugen; nach einem Parlamentsbeschlusse von 1769 durften jedoch nicht mehr als 10½ Procent ausbezahlt und es mußte der Mehrertrag als Reservefonds und zu örtlichen Verbesserungen angelegt werden. Im Jahre 1773 griff das Parlament noch tiefer in die Gerechtsame der Compagnie ein, indem sie derselben die richterliche Gewalt aus den Händen nahm, den Generalgouverneur zu Calcutta zum Haupte der anderen Statthalter ernannte, ihm die Macht über Krieg und Frieden verlieh und ihn verpflichtete, alle vierzehn Tage Berichte an die Directoren der Compagnie einzuschicken, welche dieselben alsdann der Regierung vorzulegen hatten. Zum Ersatze für diese Beschränkungen in der Verwaltung erhielt die Compagnie das ausschließliche Recht zum Handel mit China. Durch eine vom Parlament 1784 bewilligte Bill des Ministeriums Pitt wurde die Macht der englischen Krone abermals erweitert, indem die Directoren in allen militairischen, financiellen und politischen Angelegenheiten unter die Aufsicht eines königl. Prüfungshofes (board of control) gestellt und dem Generalgouverneur das Recht der Entscheidung über Krieg und Frieden wieder entzogen wurde. Die Lehren der neuen Staatswirthschaft fanden immer mehr Geltung und kamen im Jahre 1813 selbst bei der Feststellung der Gesetze für die ostindische Compagnie zur Anwendung, da das Parlament bei der neuen Bestätigung des Freibriefes das Monopol des Handels bedeutend schmälerte und auch anderen britischen Unterthanen, als den 2163 Actieninhabern, das Recht des Handels mit Ostindien bewilligte.

Seit dieser letzten Erneuerung des Privilegiums von 1813 wurde die Alleinberechtigung der Compagnie von allen Seiten bestürmt, so daß sich das Parlament 1833 zu dem Beschlusse veranlaßt sah, daß die Compagnie zwar noch 20 Jahre in Ostindien schalten und walten

möge, dagegen aber alle ihre Privilegien und Gerechtſame als Handelsgeſellſchaft, ſammt Guthaben und Schulden, gegen eine jährliche Entſchädigungsſumme von 630,000 Pfund (als höchſte, geſetzliche Dividende des Actiencapitals) an die Krone abtreten ſolle; daß aber ferner der Regierung das Recht zuſtehen ſolle, dieſe Rente nach 40 Jahren gegen Ausbezahlung von 100 Pfund Capital für 5 Pfund 6 Sh. Renten einzulöſen. Die von der Regierung übernommene Schuld belief ſich auf 30 Millionen Pfund, iſt aber ſpäter auf 90 Millionen geſtiegen. Nachdem der Compagnie kraft dieſes Beſchluſſes das ausſchließliche Recht des Handels mit Oſtindien und China genommen war, ſtand es jedem britiſchen Unterthanen frei, ſich unter Beobachtung gewiſſer Förmlichkeiten in Indien anzuſiedeln. Die Verwaltung der Compagnie blieb dem königl. board of control untergeordnet, dem Generalgouverneur jedoch wurde abermals die Macht verliehen, über Krieg und Frieden zu entſcheiden und Geſetze zu erlaſſen, mit der Bedingung, daß den Directoren das Recht zuſtehe, ſeine Handlungen und Beſchlüſſe außer Kraft zu ſetzen.

Das Parlament ſprach ſich in jener Sitzung tadelnd über die Eroberungspolitik der oſtindiſchen Regierung aus, worauf dieſe ſich eine längere Zeit unthätig verhielt; nur das Königreich Sinde mit 1 Million Einwohnern wurde unter der General-Statthalterſchaft des Grafen Ellenborough dem britiſchen Reiche einverleibt (1843). Unter dem Generalgouverneur Marquis v. Dalhouſie nahm das politiſche Syſtem eine andere Wendung. Er vergrößerte die britiſchen Beſitzungen durch Sattara mit 1 Mill., Pandſchâb mit 10¼ Mill., Nagpur mit 4½ Mill., Heyderabad mit 10 Mill., Jhanſi mit 200,000 und Karnatak mit 10 Mill. Einwohnern; endlich wurde von dem jetzigen Generalgouverneur, Lord Canning, 1856 das Königreich Aude mit 3 Mill. Einwohnern einverleibt.

In England war man indeſſen zu der Ueberzeugung gekommen, daß die politiſche Macht der oſtindiſchen Compagnie eine Unregelmäßigkeit ſei, worauf dieſelbe in der Sitzung des Parlaments von 1858

nach einem hundertjährigen Bestehen feierlichst begraben wurde. Die nicht unbedeutenden Unruhen in Indien mochten hierbei den Ausschlag gegeben haben. Ostindien wurde nun, gleich den übrigen Colonien, in unmittelbare Abhängigkeit von der Regierung gestellt und Lord Canning vom Generalgouverneur zum Vicekönig von Indien erhoben. Das Land hat jedoch noch immer nicht die ständische Verfassung, die man Canada, Jamaika und Australien zu verleihen genöthigt gewesen ist.

Wenn man diese Begebenheiten ihrem ganzen Umfange nach auffaßt, ihren Einfluß auf die fortschreitende Gesittung in Betracht zieht, dieselben als Früchte eines mit Beharrlichkeit durchgeführten politischen Systems erkennt und sie, mit Rücksicht auf die erzielten Erfolge, in ihrer Gesammtheit beurtheilt, so muß man gestehen, daß dieselben in der Weltgeschichte nicht ihres Gleichen haben. — Ich will damit keineswegs prophezeien, daß die gegenwärtigen Verhältnisse in Indien von langer Dauer sein werden, sondern bin vielmehr der Ueberzeugung, daß die Macht, die nun entwaffnet, gefesselt und in den Staub getreten daliegt, sich eines Tages reicher an Erfahrungen und mit verdoppelter Kraft erheben und das fremde Joch brechen und abschütteln wird. Ebensowenig will ich die von Seiten Englands getroffenen Vorsichtsmaßregeln tadeln, um im Besitze der Vortheile zu bleiben, ohne welche es seine Stellung als Staat ersten Ranges nicht wohl behaupten kann. Ich habe aber den festen Glauben und die sichere Hoffnung, daß sich das eigenthümliche Wesen eines Volkes nicht ausrotten läßt, und daß Derjenige, welcher vermessen genug ist, dieses Göttergeschenk morden zu wollen, seine Unthat früher oder später wird zu Schanden werden sehen.

Die Grenzen eines Landes werden nicht nur durch Berge und Flüsse, sondern auch durch Sprache, Sitten und Gebräuche, Gewohn-

heiten und überkommene Anschauungsweise bestimmt. Die Geschichte zeigt uns auf tausend Blättern, daß die Eroberungssucht, welche diese natürlichen Grenzlinien überschritt, sich vergeblich bemüht hat, die ungleichen Elemente zu einem einzigen Ganzen dauernd zu verschmelzen, und endlich selbst das Strafgericht des Himmels wach ruft.

Diese Ansichten eines unerfahrenen jungen Mannes machen keinen Anspruch auf unumstößliche Richtigkeit. Ich habe nur eine offene Darlegung meiner Anschauungsweise gegeben, ohne mir einzubilden, damit ein Urtheil über so großartige und an das Wunderbare streifende Ereignisse gefällt zu haben. Der Aufruhr, an dessen Niederwerfen ich so unverhofft theilnehmen sollte, hat jedoch bewiesen, daß meine Ansichten nicht ganz unbegründet waren.

Man hat die Ursachen dieser Empörung auf eben so zahlreiche wie verschiedene Weise zu erklären versucht. Man hat derselben politische, dynastische und religiöse Gründe untergeschoben, ja man hat sie dem mangelhaften Volksbewußtsein der Hindu zuschreiben wollen; vielleicht ist sie aus allen diesen genannten Gründen zusammengenommen hervorgegangen. Das politische Mißvergnügen konnte nicht fehlen, weder in den entthronten Fürstengeschlechtern, noch bei den Zemindaren (eingeborenen Statthaltern) der einverleibten Länder, welche von „geborenen Herren des Landes" zu einfachen Werkzeugen britischer Commissaire herabgesunken waren. Bei dem Volke mußten die hohen Abgaben, der Ausfuhrzoll, die unvortheilhaften Bedingungen des Indigobaues Unzufriedenheit und Sehnsucht nach einer Veränderung der Dinge erwecken; den größten Unwillen aber riefen die Umtriebe der Missionaire hervor. Ich habe früher erwähnt, daß der Hindu streng an seine Religion und noch strenger an seine Kaste hält. Die Missionaire beleidigten ihn zuvörderst in seinem Glauben und griffen ihn damit in seinem altherkömmlichen Stolze an. Weder Missionaire, noch Beamte achteten den strengen Unterschied der Kasten; sie verwechselten oft Brahminen und Súdras, ließen sie zusammen sitzen, essen und sogar das Lager theilen. Wenn aber ein Bramine mit einem Manne aus niederer

Kaſte in ähnliche Berührung kommt, ſo wird er nicht allein ſeiner Kaſte, ſondern ſeines ganzen Lebensglückes und der Hoffnung auf Seligkeit in jenem Leben für verluſtig erachtet. Er wird, obgleich unverſchuldeter Weiſe, aus der Kaſte geſtoßen und von Verwandten und Freunden verleugnet; er wird behandelt wie ein Ausſätziger bei den Juden, wie ein Excommunicirter zu der Zeit, in der die päpſtliche Macht im größten Anſehen ſtand, und ſchlimmer, als ein Ehrloſer in unſeren Tagen. Er muß das Haus ſeiner Väter fliehen und ſeine eingebildete, aber nagende Schande in die Einſamkeit tragen, wo es ihm vielleicht gelingt ein äußerlich ſorgloſes Leben zu führen, aber niemals, inneren Frieden wieder zu finden, da auch die Pforten des Himmels für ihn auf ewig verſchloſſen ſind.

Es ſcheint, als ob die Einverleibung des Königreiches Aude das Maß der Unzufriedenheit gefüllt habe und nach wenigen Jahren den Aufruhr veranlaßte. Die entthronte Herrſcherfamilie und die geſunkenen Vornehmen dieſes Landes haben vorzüglich auf die Menge der einheimiſchen Truppen einzuwirken geſucht.

Man nennt dieſe Truppen Sipoys (seapoys), was man von dem portugieſiſchen Worte Sipahi, Soldat, herleitet. Der franzöſiſche Gouverneur Dupleix war der erſte, welcher die Eingeborenen zum Kriegsdienſte aushob. Die Engländer folgten ſeinem Beiſpiele, und die Truppen, mit denen Oberſt Clive das befeſtigte Devicotta einnahm, beſtanden ſchon aus ſolchen Soldaten. Damals wurden die einheimiſchen Regimenter noch von einheimiſchen Officieren befehligt, und erſt neun Jahre ſpäter gab man ihnen die erſten engliſchen Anführer; unter ſolchen wurde auch die Schlacht bei Plaſſy gewonnen, welche den Grundſtein zum britiſch-oſtindiſchen Reiche legte. Man warb anfangs nur Muhamedaner, und erſt am Ende des vorigen Jahrhunderts vermiſchte man ſie mit Hindu, die ſich zum Buddhaismus bekannten; die ganze bengaliſche Armee, welche ſeit 1767 beſteht, iſt auf ſolche Weiſe gebildet worden. Schon damals bemerkte man, daß dieſe ſonſt ſo vortrefflichen Soldaten Vorurtheilen huldigten, denen man nicht ohne

Gefahr Trotz bieten konnte. So hatten sie z. B. eine unüberwindliche, abergläubische Furcht vor dem Meere, auf welches sie sich nicht hinauswagten, was zu mehrfacher Meuterei Veranlassung gab. Während der Kriege gegen Tippu Sahib legten sie dagegen glänzende Proben ihrer Treue und Ergebenheit ab. Sie bestanden damals schon (1800) aus einem Heere von 115,300 Mann, während die englischen Officiere und Soldaten sich zusammen auf etwa 22,832 beliefen.

In den letzten 30 Jahren hatten die Uneinigkeiten zwischen Officieren und Soldaten bedeutend zugenommen. Die englischen Officiere fingen an, die Unterofficiere und Gemeinen mit steigender Verachtung zu behandeln; sie schlossen sich ganz von denselben ab, sodaß zuletzt kein Gemeiner mit einem Officiere sprechen durfte, ohne von einem Unterofficiere die Erlaubniß dazu erhalten zu haben und ohne daß derselbe dabei zugegen blieb. Die Officiere gaben sich keine Mühe, die Sprache der Soldaten zu lernen, sie bedienten sich der Dolmetscher, und wenn sie sich ausnahmsweise herabließen, dieselbe zu erlernen, geschah es nur, um in den Verwaltungsdienst der Compagnie treten zu können. In den letzten 10 Jahren wurde das Mißvergnügen noch durch einige Regierungsbeschlüsse vermehrt.

Bei der Werbung der Sipoys wurde ihnen contractlich bei vorkommendem Dienste außerhalb der Grenzen des britischen Indiens doppelte Löhnung versprochen. Sie erhielten auch während des Krieges, der mit der Einverleibung des Pandschâb endete, erhöhten Sold; sobald aber diese vollzogen war, wurde ihnen die Hälfte gekürzt, obschon der Dienst sehr mühselig und der Soldat so viel länger von Frau und Kindern getrennt war. Die Unzufriedenheit hierüber machte sich 1850 in einer Meuterei mehrerer Regimenter in Lukhnau und Delhi Luft, welche nur dadurch gedämpft wurde, daß man den Forderungen der aufständischen Soldaten nachgab und ihnen 12 Rupien für den Monat bewilligte. Dies gab nun wieder Veranlassung zur Unzufriedenheit in den Regimentern, in denen der Soldat nur 7 Rupien für den Monat erhielt, und am bittersten fühlten es die Soldaten in Sinde, wo der

Dienſt ein ſehr beſchwerlicher war, und man außerdem die Urlaubszeit, welche zum Beſuche der Familie verwandt wurde, gekürzt, ſowie auch die freie Benutzung der Feldpoſt aufgehoben hatte. Die Soldaten der Regimenter, welche die Briten aus dem Dienſte der entthronten Fürſten gewonnen hatten, waren mißvergnügt, weil ſie geringere Löhnung bezogen, als früher, und endlich erregte eine Prüfung des Penſionsreglements das allgemeine Mißvergnügen der Armee, indem die Soldaten, die mit großer Zärtlichkeit an Frau und Kindern hängen, befürchteten, die Einkünfte derſelben dadurch geſchmälert zu ſehen. Die Muhamedaner, welche bekanntlich viel auf ihren wohlgepflegten Bart halten, fanden Urſache zur Unzufriedenheit in der Verordnung, die ihnen unterſagte, den Bart wie gewöhnlich wachſen zu laſſen, u. ſ. w.

Zu allen dieſen Veranlaſſungen des in der Armee herrſchenden Mißvergnügens kamen noch die Anſchläge der entthronten Fürſten. Die oſtindiſche Regierung hatte ihren Beſitzungen das Königreich Aude einverleibt und den König fortgeführt. Dieſer Fürſt, aus deſſen Lande faſt die ganze bengaliſche Armee angeworben war, kam im Laufe des Jahres 1856 zweimal nach Cahnpur, wo er ſich eine Zeit lang aufhielt. Das erſte Mal traf er mit dem Miniſter des Nena Sahib zuſammen, und die zwiſchen dieſen beiden bedeutenden Perſönlichkeiten ſtattgefundenen Berathungen haben ohne Zweifel zum Ausbruche des vorher bereits geordneten Aufſtandes beigetragen.

Der Umſtand, daß die britiſche Regierung noch am Ende des Jahres 1856 nicht die geringſte Ahnung von dem bevorſtehenden Aufruhre hatte, ſondern die befriedigendſten Berichte über die im Lande herrſchende Stimmung einſandte, läßt ſich nur dadurch erklären, daß die höheren Befehlshaber ſich entfernt von den Lagerplätzen der Truppen befanden, und dieſe nur unter der Aufſicht der einheimiſchen Unterofficiere ſtanden.

Die Achtloſigkeit, ja, man kann ſagen, die Blindheit der Engländer machte es den mißvergnügten, ehrgeizigen und rachgierigen Mit-

gliedern der höheren Kaſten leicht, die Soldaten zu bearbeiten und Alles zum Ausbruche der Empörung vorzubereiten. Sie bedienten ſich der ſtärkſten Reizmittel: Religions- und Kaſtengeiſt-Aufregung. Sie hetzten die Braminen gegen die eifrigen Bekehrungsverſuche der Miſſionaire auf und ſuchten unter den Sipoys, welche kurz vorher Enfield'ſche Kugelbüchſen bekommen hatten, das Gerücht zu verbreiten, daß die Patronen zu dieſer Waffe mit Kuhtalg und Schweineſchmalz gefettet ſeien. Durch das Abbeißen dieſer Patronen würden ſomit die buddhaiſtiſchen und muhamedaniſchen Sipoys gegen die ſtrengen Geſetze ihrer Religion verſtoßen, ihre Kaſte verlieren und ihre Seligkeit verwirken. Es iſt leicht erklärlich, daß dieſe Vorſpiegelungen die Truppen gewinnen mußten. Der Aufruhr ſollte auf ein gegebenes Zeichen an allen Orten zugleich ausbrechen. Zum großen Glücke der Engländer wurde der Plan zu früh verrathen und die Erhebung blieb eine unvollſtändige.

Die erſten Unruhen brachen in der großen Militairſtation *) bei Calcutta aus, wo die Truppen aus einem Wortwechſel zwiſchen einem Soldaten aus höherer Kaſte und einem Arbeiter aus niederer Kaſte erfuhren, daß die Patronen mit Talg gefettet waren, und deshalb ſofort Meuterei begannen. Am folgenden Tage wurden ſie durch den commandirenden General beruhigt, welcher ihnen die Verſicherung gab, daß die Patronen nur mit Oel getränkt ſeien.

Einen Monat darauf, am 25. Februar 1857, wurde das nach Berampur (Serampur?) verlegte Regiment durch dasſelbe Gerücht erſchreckt, worauf es ſich weigerte, die Patronen zu gebrauchen, und zur Strafe nach Barakhpur geſchickt wurde, um daſelbſt aufgelöſt zu werden.

Im April entſtanden in Umballah mehrere Feuersbrünſte. Die Officiere, welche bei den dortigen Schießübungen angeſtellt waren, äußerten die Vermuthung, daß dieſelben die Folge einer Verſchwörung

*) Stationen nennt man die befeſtigten Lager, in welche die indo-britiſchen Truppen verlegt werden.

ſein könnten, auf welche aber weder Civil- noch Militairbehörden achten wollten.

Zu Ende des Monats weigerte ſich das 3. einheimiſche Reiter-Regiment in Miruth, die alten Patronen zu gebrauchen, worauf es vor ein Kriegsgericht geſtellt und 85 Mann ausgeſtoßen und zu mehrjähriger Gefängnißſtrafe verurtheilt wurden. Es iſt faſt unbegreiflich, daß man ſich noch ſo ſicher glauben konnte, daß der Auditeur am 9. Mai ſchrieb: „Nun iſt Alles vorbei, und wir werden wohl von keiner Meuterei weiter hören!“ — Am folgenden Tage erhob ſich das ganze Regiment, zog nach dem Gefängniſſe, befreite ſeine 85 Kameraden nebſt allen übrigen Gefangenen, begab ſich darauf nach der Infanteriecaſerne und gewann die dort liegenden Soldaten für ſeine Sache. Alle Officiere und bürgerlichen Perſonen, welche nicht die Standquartiere der europäiſchen Truppen erreichen konnten, wurden erbarmungslos niedergemetzelt, und die Hindu-Bewohner der Stadt nahmen Theil an den Gewaltthätigkeiten.

In keiner der anderen Nordſtationen lagen ſo viele einheimiſche Truppen, als in Miruth; aber der dortige Commandant beſaß nicht Entſchloſſenheit genug, um ſie mit Vortheil gegen die Aufſtändiſchen zu verwenden; er ließ dieſe mit voller Bepackung aus der Stadt ziehen und verfolgte ſie nur zum Schein. Am folgenden Tage erreichte das entwichene Cavalerie-Regiment das herrliche Delhi, die vormalige Reſidenz des Großmoguls und die bedeutendſte Stadt Hindoſtans. Die Stärke der hier anweſenden europäiſchen Truppen war unbedeutend; die einheimiſchen verbanden ſich ſofort mit den aufrühreriſchen Kameraden und tödteten alle Officiere, deren ſie habhaft werden konnten, und von denen nur ein Theil nach Miruth entkam. Eine kleine Anzahl Engländer zog ſich unter dem Befehle des Lieutenants Willoughby in das Zeughaus zurück, wo ſie ſich lange vertheidigten. Endlich wurde die Thür geſprengt, und die Empörer drangen wie wilde Thiere ein. Da hielt der tapfere Lieutenant die brennende Lunte in ein Pulverfaß, und das Zeughaus flog mit 2000 Sipoys in die Luft. Er

ſelbſt entrann dem Tode wie durch ein Wunder und ſchleppte ſich nach Miruth, wo er aber nach einigen Tagen an ſeinen Brandwunden ſtarb.

Delhi war der Haupt-Waffenplatz für das ganze nördliche Indien; deshalb fanden die Aufrührer hier nicht nur eine reich gefüllte Caſſe, ſondern auch die größten Waffen- und Munitionsvorräthe: zwei vollſtändige Belagerungsparks, Pulver, Wurfgeſchütze und Waffen aller Art in reichlicher Menge; und noch mehr, ſie fanden einen geſetzlichen Vorwand in dem noch lebenden, bejahrten Abkömmling der Herrſcherfamilie des Großmoguls, welcher noch bei der muhamedaniſchen Bevölkerung in größtem Anſehen ſtand und nun von einer Truppenmacht von 6 Infanterie-Regimentern, einem Cavalerie-Regimente und einer ſtarken Artillerie-Abtheilung zum Könige von Indien ausgerufen wurde.

Jetzt erſt wurde es den Engländern klar, von welcher ernſten Gefahr ſie bedroht waren, denn im ganzen Bengalen ſtanden nicht mehr als 21,788 Mann engliſcher Truppen gegen 119,633 Sipoys, und in den Präſidentſchaften Madras und Bombay eine ziemlich gleiche Anzahl Engländer gegen einen fünffach überlegenen Feind. Die bengaliſchen Truppen cantonnirten größtentheils im Weſten, ſodaß der ganze Norden bloßgeſtellt war. Die glücklichen Umſtände, durch die es anfangs den wenigen Engländern möglich wurde, dem Aufruhr die Spitze zu bieten und ſich in Bengalen zu behaupten, waren, daß das Pandſchâb treu blieb und die Sikh-Regimenter unter der Anführung des entſchloſſenen, tapferen Sir John Lawrence gegen die Sipoys dienten, und dann, daß der regierende Fürſt des Schutzlandes Nepâl, Dſchung Bahadur, ihnen Hülfstruppen ſandte.

General Anſon verſuchte es zuerſt, Delhi wieder zu nehmen. Er ſammelte in Umballah ein Cavalerie- und 3 Infanterie-Regimenter nebſt 2 Batterien, zog einiges Belagerungsgeſchütz von der Station Phillor an ſich und ertheilte der Beſatzung von Miruth den Befehl, ſich auf dem Wege mit ihm zu vereinigen, worauf er den Marſch nach

Delhi antrat. — Er sollte dasselbe jedoch nicht erreichen, denn — zwei Tage darauf starb er an der Cholera. Sein Nachfolger schlug den Feind, obgleich die unter seinem Befehle stehenden einheimischen Regimenter ihn dicht vor der Stadt verließen, konnte aber aus Mangel an Artilleristen keinen Sturm unternehmen und mußte sich damit begnügen, seine Stellung in einem verschanzten Lager zu behaupten, obschon seine geringe Macht täglich mehr zusammenschmolz, während die des Feindes im Wachsen begriffen war, besonders da ein Bataillon Infanterie und ein Cavalerie-Regiment, welche westlich von Delhi lagen, sich der Empörung angeschlossen hatten.

Der Aufruhr breitete sich, einer ansteckenden Krankheit gleich, über alle Militairstationen eines ungeheueren Gebietes aus, und in den meisten Fällen wurden alle Europäer gemordet, die sich nicht durch schleunige Flucht diesen Greueln entziehen konnten. Auch in Lukhnau stand das dorthin verlegte Regiment auf und zwang den Befehlshaber, Sir Henry Lawrence, sich nach einem tapferen, aber fruchtlosen Widerstande, mit einem Handvoll englischer Soldaten in das befestigte Residenzschloß zurückzuziehen, wohin sich auch die englischen Stadtbewohner flüchteten und daselbst von den Hindu belagert wurden.

Vor Mitte Juni waren sämmtliche nordwestliche Provinzen, mit Ausnahme des eben erwähnten Residenzschlosses in Lukhnau und der Festung in Agra, in den Händen der Empörer. Agra, ein wichtiger Punkt, unter dem Befehle des Gouverneurs Colvin, sah sich von einer heranrückenden, nicht unbedeutenden Macht bedroht; Colvin ging derselben entgegen, wurde mitten im Gefechte von seinen eingeborenen Truppen verlassen und mußte sich in die alte muselmännische Festung zurückziehen. Der Feind ließ sich jedoch keine Zeit zu einer Belagerung, sondern setzte seinen Weg nach Delhi fort, welches das Hauptquartier des Aufruhrs wurde. — Eins der blutigsten Schauspiele fand in Cahnpur statt, wo die geringe englische Besatzung, nebst den Civilpersonen, Frauen und Kindern, sich aus Mangel an Lebens-

mitteln und nachdem ihr Befehlshaber bei einem Ausfalle tödtlich verwundet worden war, dem Anführer der Aufständischen, Nena Sahib, gegen Zusicherung freien Abzuges ergeben mußten, aber, angeblich in Folge eines Mißverständnisses, als sie längs des Flusses nach Allahabad geführt werden sollten, auf die grausamste Weise niedergeschossen und niedergemetzelt wurden.

Am 2. Juli, also nur einige Tage später, wurden die Engländer von einem neuen Unglücke betroffen. Sir Henry Lawrence in Lukhnau wurde, nachdem er bei einem Ausfalle auch noch von den wenigen treu gebliebenen einheimischen Truppen verlassen worden war, auf dem Rückzuge tödtlich verwundet, worauf die unter seinem Befehle stehenden 2 englischen Compagnien sich in der mit Mundvorrath auf 6 Wochen versehenen Residenz nach Möglichkeit noch mehr zu befestigen suchten.

Der Generalgouverneur beeilte sich, den beiden letztgenannten wichtigen Plätzen Ersatz zu schicken. Nachdem Oberst Neil (welcher kurz darauf zum General ernannt wurde) die für die Verbindung zwischen Calcutta und den nordwestlichen Provinzen so wichtige Station Allahabad von aufständischen Sipoys gereinigt hatte, sandte er Major Renaud mit 1000 Mann nach Cahnpur ab. Am 10. Juli folgte diesem der unerschrockene General Havelock mit 1200 Mann. Derselbe holte Major Renaud schon am 12. ein, überraschte und zerstreute am 13. die Vorhut der Aufständischen, schlug am 15. das Corps Nena Sahib's und rückte am 16. nach einem heißen Gefechte in Cahnpur ein, wo er alle auf dem Wege gemachten Gefangenen erschießen ließ, um den Tod der gemordeten Frauen und Kinder zu rächen.

Von Cahnpur zog er nach Bithur, das befestigte Schloß Nena Sahib's, ließ dasselbe schleifen, bemächtigte sich der dort befindlichen Artillerie des entflohenen Nena und ging, im Rücken gedeckt, wieder über den Ganges zum Entsatze der Stadt Lukhnau. Da er aber zwei heiße und blutige Gefechte an einem Tage hatte bestehen müssen und

ſeine Heerſäule auf 900 Mann zuſammengeſchmolzen war, hielt er es nicht für rathſam, eine ungeſchwächte Armee anzugreifen, die er in einer ſtarken Stellung und wohl mit Artillerie verſehen auf ſeinem Wege fand, ſondern ſetzte ſich erſt am 4. Auguſt in Bewegung nach Lukhnau.

Am 25. Juli drang die Flamme des Aufruhrs nach Dînapur, einer mit Artilleriepark und beträchtlichen Munitionsvorräthen verſehenen Militairſtation am unteren Ufer des Ganges. Der dortige Befehlshaber hatte die Schwäche, die aufſtändiſchen Soldaten mit Waffen und Gepäck abziehen zu laſſen, was die Erhebung eines Cavalerie-Regimentes zur Folge hatte, welches in dem ſüdlicher und näher bei Calcutta gelegenen Gorukhpur ſtand. Darauf wurden die auf der von Südoſt nach Nordweſt laufenden Verbindungslinie befindlichen Militairſtationen von dem anſteckenden Schwindel ergriffen, eine Linie, deren Beſitz von beſonderer Wichtigkeit für die Wiedereroberung von Lukhnau und Delhi war. Man befürchtete ſogar, daß Benares und Patna in die Hände der Empörer fallen würden. Benares war der Herd des Brahmaismus und den Hindu ebenſo heilig, wie Delhi den Muhamedanern; es hatte eine Beſatzung von nur 400 Mann, weshalb ſofort eine Verſtärkung von 150 Mann von Allahabad dahin abging. Der Verluſt von Patna wäre ein großer geweſen, weil daſelbſt nicht allein die Caſſe für eine ganze Provinz aufbewahrt wurde, ſondern weil es auch der Stapelplatz für den Opiumhandel der Compagnie war. Dieſe beiden Städte wurden durch die Langſamkeit und Unentſchloſſenheit der Aufrührer gerettet, welche Herren der großen Militärſtraße auf einer Strecke von 20 ſchwed. Meilen waren; — die Engländer konnten während längerer Zeit keinen anderen Weg von Calcutta nach Allahabad benutzen, als den Ganges. — Dieſe glänzenden Erfolge bewogen den Radſchah von Dſchugdespur, einen 80jährigen Greis von ſeltenem Muthe und ungewöhnlicher Thatkraft, ſich an die Spitze der Bewegung in Behâr zu ſtellen, welches an den Nordweſten der Provinz Bengalen ſtößt. Er riß die ganze Bevölkerung mit ſich fort und erklärte die engliſche Verwaltung für

aufgehoben. Nachdem die Empörung alle unterhalb des Ganges gelegenen Länder für ſich gewonnen hatte, griff ſie in Bengalen um ſich und zog einen zweiten Kreis um Benares, Schiraghoti und Dinapur, wie ſie einen ähnlichen um Agra, Lukhnau und Cahupur geſchloſſen hatte. Jetzt blieb ihr nur noch ein letzter Schritt übrig, um auch Calcutta zu erreichen.

Schon zeigten ſich Spuren der Gährung in Midnapur und Dſchefore, welche nur 10 ſchwed. Meilen von der Hauptſtadt des britiſch-indiſchen Reiches entfernt liegen; dieſe wurden zwar unterdrückt, aber man wußte nur zu gut, daß ſie nach beendeter Ernte mit neuer Gewalt auflodern würden. Da erſchien plötzlich Hülfe durch die Truppen, welche Lord Elgin von China nach Calcutta geführt hatte, obgleich dies Verfahren, welches von feinem Muthe und ſeiner Befähigung zeugte, den ihm ertheilten Befehlen gerade zuwiderlief. Da kamen ferner die Regimenter von Ceylon, Mauritius und vom Cap, ſodaß die Behörde von Calcutta dem beabſichtigten Aufſtande durch kräftige Maßregeln zuvorkommen konnte.

Das Armeecorps, welches Delhi belagerte, war theils durch die feindlichen Kugeln, theils durch Krankheit bedeutend zuſammengeſchmolzen, weshalb mehrfache Verſtärkungen dahin abgegangen waren, die es dem General Reed möglich machten, ſich in ſeiner Stellung zu behaupten, obſchon er keinen Angriff wagen konnte, da der Feind die Feſtungswerke bedeutend verbeſſert und eine Menge ſchwerer Geſchütze aufgefahren hatte. Die Engländer hingegen mußten zwei volle Monate warten, ehe Sir John Lawrence ihnen Belagerungsgeſchütze, Artilleriſten und Munition aus Pandſchâb zuführen konnte. Sie ſchlugen während dieſer Zeit 23 Ausfälle zurück, von denen die am 14. und 24. Juli die ernſthafteſten waren. Der Verluſt des kleinen Belagerungsheeres belief ſich in dieſen Gefechten auf 1300 Todte und Verwundete. Glücklicher Weiſe war das Wetter ſehr günſtig, da ſtatt des zu dieſer Zeit gewöhnlichen Sturzregens nur einige erfriſchende Regengüſſe fielen.

Am 31. Juli machten die Sipoys den letzten, wiederum erfolglosen Ausfall. Der Kampf dauerte zwei volle Tage. Die Sipoys drangen bis an die Verschanzungen der Engländer vor, vor denen sie ganze Haufen von Leichen zurückließen und eine sehr entmuthigende Niederlage erlitten. Die Engländer erhielten nun die erwartete Verstärkung aus Pandschâb und weitere 4000 Mann unter dem Brigadegeneral Nicholson, sodaß das ganze Belagerungsheer jetzt auf 10,000 Mann gestiegen war, worunter 4600 Europäer. Bald nach Nicholson erschien ein Sikh-Regiment mit Belagerungspark von Fîrozpur und mit 2500 Mann von Kaschmir. Die Sipoys versuchten, diese Verstärkung abzuschneiden, aber General Wilson, welcher während der Krankheit des Generals Reed den Befehl übernommen hatte, sandte Nicholson nach, der die Sipoys erreichte und schlug, ihre Kanonen eroberte und sie nach Delhi zurücktrieb. Als die Aufständischen am Tage darauf das englische Lager zu überrumpeln versuchten, wurden sie abermals zurückgeschlagen, worauf sie keine weiteren derartigen Versuche machten, sondern sich ruhig in der Stadt hielten.

General Wilson erwartete die Verstärkung aus Pandschâb und die Ankunft General Havelock's, um dann die Stadt mit voller Gewißheit eines sicheren Erfolges anzugreifen. Da aber General Havelock nicht zu ihm stoßen konnte, weil er selbst genöthigt war, sich auf die Vertheidigung zu beschränken, und von Calcutta der bestimmte Befehl eintraf, Delhi sofort zu stürmen, weil der Besitz dieser Stadt der Sache der Empörer in den Augen der ganzen muhamedanischen Bevölkerung ein so ungeheueres Ansehen und immer neue Anhänger verschaffte, so begann der General am 29. August seinen Angriff mit der Einnahme eines Außenwerkes, welches die Belagerten zwischen der Stadt und dem englischen Lager aufgeworfen hatten. Von hier aus liefen die von den Ingenieuren mit Benutzung aller natürlichen Hülfsmittel des Bodens gezogenen Laufgräben gegen die Nordseite der Stadt, welche freilich der stärkste Punkt des mit Bastionen und Mauern umgebenen Delhi war. Es blieb aber den Engländern keine andere Wahl,

Dieser Stadttheil, welcher von dem übrigen Delhi durch einen langen Canal getrennt ist, der in den Dschummâ mündet, enthält das vor dem Aufruhr von den Engländern erbaute Residenzschloß, das Zeughaus, die Bank und die Casernen. Im inneren Stadttheile, der nur aus Wohnhäusern und Gärten besteht, lag am Zusammenflusse des Canals und des Dschummâ der königliche Palast — eine wahre Citadelle — und im äußeren Stadttheile das Fort Selimghur, an dessen Fuße die Sipoys ein befestigtes Lager angelegt hatten, welches vermittelst einer Schiffbrücke seine Verbindung mit der Stadt unterhielt.

Die ganzen Artillerie-Vorräthe des Zeughauses standen zur Verfügung der Aufrührer; sie wußten dieselben aber nicht zu gebrauchen und ließen die Engländer Tag und Nacht ungestört an den Laufgräben arbeiten. Erst als die englischen Batterien das Feuer eröffneten, erkannten die Sipoys die Gefahr und versuchten, dasselbe zu beantworten; nachdem aber einmal ihre Kanonen durch die Engländer demontirt (unbrauchbar, von den Lafetten geschossen) waren, pflanzten sie keine anderen auf, sondern begnügten sich damit, das dreitägige Bombardement mit Kleingewehrfeuer zu beantworten. Nachdem am 13. Sept. mehrere Breschen (Mauerbrüche) geschossen waren, schickten sich die Engländer zum Sturme an. Es bedurfte aber der beispiellosen Ausdauer und Unerschrockenheit dieses Volkes und der ganzen Ueberlegenheit der europäischen Manneszucht, um den verzweifelten Widerstand der Sipoys zu besiegen, welcher den Belagerern 1200 Todte und Verwundete kostete, unter denen allein 700 Engländer waren. Dafür aber sahen sich dieselben am Ende des Tages im Besitze zweier Stadtthore und beinahe des ganzen früheren englischen Stadtviertels.

Die Sipoys warfen hierauf Barricaden auf, besetzten dieselben mit Kanonen und rüsteten sich zum Straßenkampfe, auf den sich aber General Wilson wegen seiner geringen Truppenstärke nicht einließ, sondern einen Stadttheil nach dem anderen zu nehmen beschloß. Unterdessen hatten die Sappeurs einen Weg durch die Straßen und Häuser geöffnet, auf welchem die stürmenden Colonnen im Schutze der

letzteren bis an die Verschanzungen der Sipoys vordringen konnten, die durch dieses Manoeuvre in nicht geringen Schrecken geriethen. Demungeachtet mußten die Engländer bei der Einnahme des Zeughauses noch einen harten Kampf bestehen, welcher drei volle Tage dauerte. Während dieser Zeit hatten die Sipoys eine Menge Kriegsmaterial fortgeschleppt und die Einwohner genöthigt, die Stadt zu verlassen, worauf sie sich selbst ebenfalls aus dem Staube machten, sodaß die Engländer, als sie am 20. das Schloß stürmen wollten, nicht nur dieses, sondern auch Selimghur und das befestigte Lager gänzlich verlassen fanden.

Die Engländer zerstreuten sich sofort in der Stadt und rächten die an ihren Landsleuten begangenen Greuelthaten dadurch, daß sie alle diejenigen zurückgebliebenen Einwohner niedermachten, die sie im Besitze von Gegenständen fanden, welche sie als muthmaßliches Eigenthum der gemordeten Europäer erkannten. Lieutenant Hodson, welcher mit einer Abtheilung Cavalerie dem entflohenen Könige nachgesandt ward, traf denselben am Grabe seiner Väter und nahm ihn gefangen, mit dem Versprechen, seines Lebens zu schonen; seine beiden Söhne aber und seinen Enkel erschoß er mit eigener Hand vor den Augen des Vaters und Großvaters.

Der Fall Delhi's machte keineswegs den tiefen Eindruck, den man davon erwartet hatte. Die Anführer der Empörer behaupteten, es sei dies ein falsches, von den Engländern verbreitetes Gerücht, und die heftigen Kämpfe um den Besitz Lukhnau's und Cahnpur's, auf die ich später zurückkommen werde, trugen dazu bei, den Muth der Aufrührer aufrecht zu erhalten *).

Ich kehre nun an Bord der Fregatte Shannon und zu ihrer Besatzung zurück.

*) Ich bemerke hier, daß der klare und inhaltreiche Bericht über die indische Erhebung welchen Oberst Graf Björnstjerna im Militairclubb zu Stockholm vorgetragen hat, mir bei dieser kurzen Darstellung der Ursachen und des Ausbruches derselben von Nutzen gewesen ist.

Am 16. Juli verließ der Shannon Hongkong, um direct nach Calcutta zu steuern. Auch die Dampfcorvette „Pearl", welche gleichzeitig mit uns auslief, um in Singapore Truppen an Bord zu nehmen, war unter den Oberbefehl des Capitain Peel gestellt worden. Lord Elgin's Entschluß, diese Fahrzeuge zu ganz anderen Zwecken zu benutzen, als zu denen sie bestimmt waren, wurde in England zuerst scharf getadelt; als man jedoch ausführlichere Nachrichten von dem gefährlichen Charakter des indischen Aufruhrs erhalten hatte, ist seiner Entschlossenheit die wärmste Anerkennung gezollt worden.

Auf der Reise nach Singapore gingen wir fast immer gegen den südlichen Monsoon und gebranchten deshalb oftmals Dampf und Segel zugleich, um so schnell als möglich vorwärts zu kommen. Am 26. begegnete uns ein englisches Dampfschiff, dessen Capitain uns Signal gab, daß er mit unserem Befehlshaber zu sprechen wünsche. Die See ging ungewöhnlich hoch, sodaß sich die persönliche Zusammenkunft der beiden Befehlshaber nicht ohne große Mühe und Geschicklichkeit in den Bewegungen bewerkstelligen ließ. — Die Ursache dieser Besprechung blieb den Officieren ein Geheimniß, doch hielten wir es für ausgemacht, daß sie die unheilvollen Wolken am Horizonte der indischen Angelegenheiten betraf.

Die frühere Munterkeit am Bord war verschwunden; auf jedem Gesichte lagen Trauer und Wehmuth, und die Gespräche waren voll düsterer Betrachtungen über die zahllosen Leiden, von denen man Verwandte und Freunde betroffen glaubte. Officiere und Mannschaft schienen einander näher gerückt zu sein: ein gemeinsames Interesse beseelte Alle; auch auf mich wirkte dieser Anblick electrisch, und ich sehnte mich nach einer Gelegenheit, um zu beweisen, daß auch ich nun mit Leib und Seele Engländer sei.

Nach einer Fahrt von 12 Tagen erreichten wir am 28. Singapore, wo wir unsere Wasser- und Kohlenvorräthe erneuerten. Die nach Indien bestimmten Soldaten wurden eingeschifft, und zwei Tage darauf gingen wir wieder unter Segel, liefen, nachdem wir an New-

Harbour vorüber gekommen waren, durch die Straße von Malacca, zwiſchen Malacca und Sumatra, nordwärts in den Meerbuſen von Martaban und weiter in den Meerbuſen von Bengalen, dann durch den Gosparcanal den Hugli hinauf und ankerten darauf in der Nacht vom 6. auf den 7. Auguſt in Diamond's Harbour (Hafen), um den Eintritt der Fluth zu erwarten.

Am folgenden Tage, alſo am 8., gingen wir mit voller Kraft den Fluß hinauf und dem ſchon im Hintergrunde ſichtbaren Ziele unſerer Reiſe entgegen. Die Ufer des Fluſſes waren von bezaubernder Schönheit: hochſtämmige, dichtbelaubte Wälder, vom herrlichſten, ſaftigſten Grün, und lachende Pflanzungen wechſelten ab mit den maleriſchen, vom reichſten Pflanzenwuchſe bedeckten Hügeln, aus welchem die kleinen weißen Landhäuſer gleich freundlichen Geiſtern, die uns willkommen hießen, hervorſchauten, und ſich in der klaren Fluth des mächtigen Fluſſes ſpiegelten. Mit dem ſicheren, gleichmäßigen Fluge eines Seevogels näherten wir uns dem ſtattlichen Calcutta, welches uns aus dem Bade der blendenden Mittagsſonne die Arme entgegenſtreckte. Schon lagen die prächtigen Kaie, die hübſchen, gleichförmigen Häuſer, die hochgewölbten Kuppeln und die ſpitzen, gen Himmel ſtrebenden Thürme dicht vor uns, und wir glaubten uns plötzlich in die Nähe einer der größten Hauptſtädte Europa's verſetzt. Wir ſalutirten im Vorbeifahren das Fort William, welches ſeinerſeits unſere wohlbekannte Flagge begrüßte. Auf einen Wink des Capitains verſtummte die ſchnaubende Maſchine, die Anker fielen, und plötzlich lag die eben noch ſo bewegliche Fregatte gefeſſelt auf dem Strome.

Der erſte Eindruck wurde aber bald von einem anderen verdrängt, der von bleibender Wirkung war. Längs der Kaie ſtrömte uns eine Menſchenmenge entgegen, welche ſich bemühte, uns auf alle erdenkliche Art ihre Freude über unſere Ankunft zu erkennen zu geben. Wir wurden empfangen, als ob die Vorſehung uns zu ihrer Rettung geſandt hätte; aber das Jauchzen der Freude wurde oft durch Schluchzen und Klagen unterbrochen. Man ſah viele Perſonen in Trauerkleidern, deren

Züge die Spuren tiefſter Verzweiflung trugen. Es lag etwas Tragiſches, Herzzerreißendes in dieſer innigen Vereinigung von Freude und Schmerz, welche beide das Gepräge ergreifender Wahrheit darboten und uns zu den heiligſten Gelübden veranlaßten, alle unſere Kräfte aufzubieten, um die drohenden Stürme abzuwenden und blutige Rache an den Uebelthätern zu nehmen. Unſere Ankunft in Calcutta glich freilich einem Triumphzuge, aber die Kränze, welche man uns entgegen warf, waren nicht aus Lorbeer und Oliven, ſondern aus Cypreſſen und Trauereſchen geflochten.

Neuntes Capitel.

Calcutta. — Die eingestellte Festlichkeit. — Vereitelte Aufruhrentwürfe. — Errichtung einer Landungsbrigade. — Lord Elgin nimmt Abschied von uns. — Der Bischof von Calcutta segnet unsere Waffen — Lord Canning hält Revue über unser Corps und giebt Befehl zum Aufbruche. — Ein Spaziergang außerhalb der Stadt. — Besuch im Theater und Aufnahme in einen Clubb. — Der Fluß Hugli. — Fort William. — Der König von Aude und dessen Minister. — Vorbereitungen zum Aufbruche. — Elephanten und Kameele. — Die Brigade verläßt Calcutta.

Der erste Eindruck von Calcutta hatte mich im wahren Sinne des Wortes bezaubert. Alles trug hier den Stempel einer lächelnden, blühenden Jugend, welche noch keinen Begriff von der Vergänglichkeit des Lebens hat und ahnungslos der ernsten Zukunft entgegenblickt, die die rosigen Vorstellungen und die lieblichen Träume von ewigem Glücke zerstören wird.

Der zweite Eindruck trug schon einen Schlagschatten nachdenklichen Ernstes. Der erste Schritt am Ufer des Ganges erinnerte mich daran, daß ich einen Boden betrat, auf welchem die Wiege der Civilisation gestanden und die Cultur bewundernswerthe Erfolge errungen hatte, und auf dem die Sonne der Bildung endlich niedergegangen war, um mit dem sterbenden Abendrothe Ruinen zu vergolden — aber Ruinen von so erhabener Größe und solch' ausdrucksvollem Charakter, daß die Zerstörung, die aus ihnen zu uns spricht, wie ein Siegeslied klingt und allen heuchlerischen Jubel übertönt, mit dem die Cultur der Jetztzeit auf ihre Werke zeigt und die Bewunderung der Gegenwart und die Dankbarkeit der Nachwelt beansprucht.

Calcutta, die Hauptstadt des anglo-indischen Reiches, die „Perle des Ganges", die „Stadt der Paläste", liegt am südöstlichen Ufer

des Flusses Hugli, dem westlichen Arme des Ganges, welch' letzterer dicht bei Murschidabad links ab geht und seinen Weg in unzähligen Krümmungen fortsetzt, bis er spurlos in dem bengalischen Meerbusen verschwindet. — Christliche Kirchen, Hindu-Tempel, Pagoden, Moscheen mit glänzenden Kuppeln und gen Himmel strebenden Minarets, prachtvolle Paläste mit terrassenförmigen Dächern und geschmackvollen, von weißen, schlanken Säulen getragenen Verandas; zauberische Gärten, in denen ein tropischer Pflanzenwuchs seine üppigen Schätze ausbreitet; große Parks, in welchen Alleen von Cypressen und Bambus, Hecken von Sycomoren und Gruppen von Palmen dem Wanderer Schutz vor der brennenden Sonne bieten und die zwischen den Bäumen hervorblickenden grünen sammetweichen Rasenplätze denselben zur Ruhe einladen neben den Becken erfrischender Springbrunnen, deren funkelnder Wasserstrahl im Sonnenlichte glänzt und seine Perlen neckend über die Kinder Flora's streut: den duftenden Babul mit seinen goldenen Dolden, hochrothe Päonien, glänzende Acazien und prunkende Magnolien; — stattliche Kaie mit ihren Treppen und Geländern, schön gepflasterte Straßen, welche von Equipagen und Fußgängern wimmeln; Spaziergänge, auf welchen sich schmale, mit feinem Sand bestreute Wege durch kühle, schattige Haine und ausgedehnte Rasenflächen schlängeln; und dies Alles in einem Rahmen von Bazars, chinesischen Kiosks, Theatern und Erfrischungslocalen — das ist in wenigen Worten das wechselnde Panorama, welches Calcutta vor den Augen des entzückten Beschauers aufrollt.

Lord Elgin bezog gleich nach unserer Ankunft eine Wohnung in der Stadt Am folgenden Tage wurden die Truppen ausgeschifft, von welchen ein Theil direct nach dem Fort William marschirte, um dessen Besatzung zu verstärken, die übrigen beordert wurden, nach der weiter hinauf gelegenen Festung Tschinsurah abzugehen. Nachdem dies bewerkstelligt war, wurde die Fregatte so nahe als möglich an die Kaie gelegt, die breite Seite der Stadt zugewandt, um dem Platze im Nothfalle volle Lagen geben zu können.

Dieſe Vorſichtsmaßregeln waren keineswegs ohne Grund. Schon vor einigen Wochen hatten die angeſehenſten Familien der Eingeborenen Einladungen ergehen laſſen zu einem Feſte, welches in dem am jenſeitigen Ufer des Fluſſes belegenen botaniſchen Garten ſtattfinden ſollte. Die feine Welt Calcutta's, die Officiere der Beſatzung der Stadt und des Forts hatten bereits dieſe Einladungen angenommen. Alle verſprachen ſich viel Vergnügen von dieſer Feſtlichkeit, bei welcher man als würdige Vertreter europäiſcher Bildung erſcheinen und alle mögliche Anmuth, Liebenswürdigkeit und Eleganz entfalten wollte. Der feſtgeſetzte Tag erſchien, aber mit einem ſo anhaltenden, entſetzlichen Sturzregen und Sturm und Gewitter, daß nur wenige Gäſte ſich nach dem Schauplatze des beabſichtigten Vergnügens hinaus wagten. Die ganze Anordnung war ſomit vereitelt, und zwar in zweifacher Hinſicht, denn nun erſt erfuhr man, daß das Wort „Feſt" als Deckmantel einer ſchändlichen, ruchloſen Verſchwörung benutzt worden war; man hatte die Europäer von ihren Wohnungen entfernen und an einem entlegenen Orte verſammeln wollen, um ein Blutbad unter ihnen anzurichten, das alle vorher ſtattgefundenen an Grauſamkeit übertreffen ſollte.

Die Berichte über dieſe Verſchwörung machte die europäiſche Bevölkerung mißtrauiſch und vorſichtig. Die jungen Männer aus den erſten Familien traten zuſammen, um ein Corps zu bilden, welches bald auf 200 Cavaleriſten und 500 Infanteriſten heranwuchs, denen es oblag, Tag und Nacht durch die nächſten Umgebungen der Stadt zu patrouilliren. Eines Abends wurde uns auf dem Shannon der Bericht erſtattet, daß in der folgenden Nacht Unruhen ausbrechen würden. Die Patrouillen wurden verſtärkt und das Militair hielt ſich bereit, auf den erſten Wink auszurücken. Der Feind bemerkte jedoch dieſe Vorbereitungen und ſtand von ſeinem Vorhaben ab. — Ich weiß nicht, ob es nur Einbildung war, aber es ſchien mir oft, als ob in den Mienen und Geberden der Eingeborenen etwas liege, was keine friedlichen Abſichten verrieth, obſchon nichts in ihrem Benehmen uns

berechtigte, Erklärungen oder Genugthuung von ihnen zu verlangen. Ein solches Verfahren unsererseits würde nur eine kleinliche Furcht verrathen und die Sache verschlimmert haben.

Ich zweifle nicht daran, daß die getroffenen Maßregeln hinreichend waren, der einheimischen Bevölkerung zu zeigen, daß man ihre aufrührerischen Pläne durchschaut hatte. Was sie aber vollends davon überzeugen mußte, daß sie sich nicht mehr auf unsere leichtgläubige Gutmüthigkeit verlassen konnten, sondern daß unser Mißtrauen auf das Höchste gestiegen war, bewies der Befehl, allen in Calcutta und in der Festung befindlichen einheimischen Truppen Waffen und Munition abzunehmen, dieselben aber mit Beibehaltung des Ladestockes noch ferner Dienst thun zu lassen, als Zeichen, daß sie unter dem Kriegsgesetze ständen. Bei der Ausführung dieses Befehls soll eine große Bewegung in den Reihen entstanden sein, welche man jedoch nicht bestrafen konnte, weil man ihren Zorn ebensowohl für eine Aeußerung verletzten Ehrgefühles halten konnte, oder für Kummer, daß ihre Treue bezweifelt werde. Lord Elgin hatte übrigens schon in China erfahren, daß die Behörden in Calcutta sich nicht auf die dortigen Sipoys verlassen könnten, und nach geschehener Verabredung mit General Ashburnham beschlossen, zum Ersatze für die aus China mitgenommenen europäische Truppen einige Regimenter Sipoys dorthin zu schicken. Dies Uebereinkommen war sehr wohl überlegt: erstens wurde dadurch eine Macht geschwächt, auf welche man sich nicht verlassen konnte, und zweitens wußte man aus früheren Kriegen, daß die Sipoys vortrefflich im Dienste gegen die Chinesen waren, die sie glühend haßten, und von welchen sie wegen ihres furchtbaren Angriffes „die schwarzen Teufel" genannt wurden.

Einige Tage nach unserer Ankunft in Calcutta theilte uns unser Capitain mit, daß er aus den Officieren und der Mannschaft, welche für die Besatzung des Shannon, während er auf der Rhede lag, nicht unumgänglich erforderlich waren, eine Brigade zu bilden und sich mit derselben weiter in das Land hinein zu begeben Befehl habe. Er wählte

die Officiere, die ihn begleiten sollten, ohne mich dabei zu berücksichtigen, was mich natürlich ebensosehr wunderte als betrübte. Als ich meiner Ansicht nach lange genug auf eine Erklärung gewartet hatte, aus welchem Grunde er mich übergangen habe, bat ich ihn um Erlaubniß, ihn begleiten zu dürfen. Er nahm meine Bitte wohlwollend auf und sagte, daß er mich nicht mit dazu habe bestimmen wollen, weil er wünsche, daß ich ohne Anregung von seiner Seite in dieser Sache entscheide, indem er hinzufügte: „Da ich voraussehe, daß mein Auftrag mit vielen Schwierigkeiten und unberechenbaren Gefahren verknüpft ist, und in Betracht ziehe, daß Sie als Fremdling unter unsere Flagge getreten sind, um sich in Ihrem Berufe auszubilden, so hielt ich mich nicht für moralisch berechtigt, Sie zu einem Dienste zu befehligen, welcher großentheils außerhalb Ihres Wirkungskreises liegt. Da es jedoch Ihr eigener Wunsch ist, uns zu begleiten, heiße ich Sie herzlich willkommen in unseren Reihen."

Die Brigade wurde nun schleunig gebildet und auf eine Weise bewaffnet, wie man sie in diesem Falle für zweckmäßig erachtete. Unser Corps bestand aus Capitain Peel, als Befehlshaber, 5 Lieutenants, 6 Mates*) und Midshipmen, 2 Aerzten, 2 Rechnungsführern, 3 Ingenieurofficieren, 2 Cadetten (Adjutanten des Befehlshabers), 1 Capitain und 1 Lieutenant der Seesoldaten, 329 Matrosen und 54 Seesoldaten. Letztere waren sämmtlich mit Büchsen von 800 Yards (1 Yard = 3½ Fuß) Tragkraft bewaffnet. Sechzig auserwählte Männer, worunter einige sogenannte »Petty-officers« (Unterofficiere, wie Bootsmann u. s. w.) wurden, mit scharfgeschliffenen Hiebern versehen, zu den Kanonen beordert. Jeder Unterofficier war mit Hieber und Revolver ausgerüstet; die Officiere führten Säbel und trugen zwischen Rock und Degenkoppel 2 Revolver von der wohlbekannten Colt'schen Fabrik. Diese Schußwaffe war von der englischen Flotte angenommen worden, weil sie von der einfachsten Einrichtung

*) Der Mate ist ein Officier, welcher zwar das Examen bestanden hat, aber noch nicht dem Dienste eingeordnet ist.

und ſomit am leichteſten in Ordnung zu halten war; bei der Cavalerie giebt man denjenigen von Dean und Adams den Vorzug, weil ſie weiter tragen und leichter zu laden ſind. Später wurde unſer Corps um 120 Matroſen vermehrt, die mit Enfield-rifles (Enfield-Büchſen) ausgerüſtet waren, auf welche ich ſpäter zurückkommen werde.

Nachdem unſer Corps gebildet und geordnet war, kam Lord Elgin an Bord, um daſſelbe zu beſichtigen. Er unterſuchte Alles ſehr genau, ſchien ſichtlich erfreut und zufrieden, und hielt darauf eine kurze Anrede an uns, in der er uns ermahnte, unſerem Schickſale mit frohem, unerſchrockenem Muthe entgegen zu gehen. — Auch der Biſchof von Calcutta beſuchte uns am Bord, ſchilderte in einem kurzen Vortrage die letzten Ereigniſſe in Indien, zeigte uns die Wichtigkeit unſerer Beſtimmung und beſtärkte uns in dem Glauben, daß wir für eine gute und gerechte Sache kämpfen würden, worauf er ſchließlich unſeren Waffen die Weihe gab. Endlich beſichtigte noch Lord Canning, der Generalgouverneur der britiſchen Beſitzungen in Oſtindien, unſere Brigade, gab einige Befehle in Betreff unſeres Aufbruches u. ſ. w.

Nun erſt hatten wir Zeit, an unſere eigene Ausrüſtung zu denken. Ich ging eiligſt in einige Kaufläden, um mich mit den nöthigen Kleidungsſtücken zu verſorgen, die möglichſt zweckdienlich ſein mußten und dabei wenig Platz einnehmen durften. Ich wählte einen Rock, Beinkleider und einige Hemden von Flanell, und ahnete damals nicht, daß dieſe Garderobe für länger als ein Jahr ausreichen müſſe.

Auf einer meiner Wanderungen verirrte ich mich in eine der Vorſtädte, wo die Hefe der Bevölkerung ihre Wohnungen aufgeſchlagen zu haben ſchien. Dieſe beſtanden aus einſtöckigen, aus Lehm und Sand gebauten Häuſern, mit unregelmäßigen kleinen Fenſterſcheiben und platten Dächern. Ich habe nirgends elendere, erbärmlichere Hütten gefunden, welche aber vollkommen zu ihren Bewohnern zu paſſen ſchienen, denn ich müßte meinen Pinſel in Schmutz tauchen und ihn auf eine von Ungeziefer wimmelnde Leinwand führen, wenn ich ein treues Bild von dieſer Sippſchaft entwerfen wollte. Nie werde ich

die Baſiliskenblicke voll Haß und Verachtung vergeſſen, mit welchen dieſe Leute mich muſterten, und ſelbſt die Kinder ahmten in Blicken und Geberden den Eltern nach — ſie hatten das Gefühl der Bitterkeit und Rache ſchon mit der Muttermilch eingeſogen!

Eines Abends ging ich in das Theater, in welchem von einer franzöſiſchen Truppe verſchiedene Singſpiele aufgeführt wurden. Chöre von zahlloſen Grashüpfern und Musquitos ſchienen die Couplets der Sänger übertönen zu wollen; in dem Saale hatte man eine Menge Pankas angebracht, Schirme aus Rohr und Zeug, welche vermittelſt langer Schnuren von Negern, die ſich nicht ſehen ließen, fortwährend von einer Wand zur anderen gezogen wurden, um einen anhaltenden Luftzug hervorzubringen und die drückende Hitze weniger läſtig zu machen; — ich brauche jedoch nicht zu ſagen, welch' unvortheilhaften Eindruck dieſe Erfindung auf unſer Schönheitsgefühl hervorbrachte. — Ich war bald nach meiner Ankunft in einen Clubb aufgenommen worden; die Geſellſchaft war den in London beſtehenden ſehr ähnlich. Man unterhielt ſich, ſpielte Karten, trank ſeinen Whisky, las Zeitungen — kurz Jeder fand eine Unterhaltung, wie ſie ihm zuſagte. Man hatte damals gerade Nachrichten von neuen Mord- und Plünderungsſcenen erhalten, weshalb die herrſchende Stimmung eine ſehr düſtere und niedergeſchlagene war. Der Leſer kann ſich einen Begriff davon machen, in welchem Grade dieſe Greuel verübt wurden, wenn ich erzähle, daß ein Engländer, den ich zufällig traf, 22 ſeiner Angehörigen in wenigen Monaten auf ſolche Weiſe verloren hatte!

Ich werde ſpäter auf den heiligen Ganges zurückkommen, dem die Hindu göttliche Eigenſchaften beilegen und den ſie für mächtig genug halten, von den ſchwärzeſten Sündenflecken rein zu waſchen. Es giebt von dieſem ſelig machenden Waſſer zahlloſe Sagen, in welchen die morgenländiſche Dichtkunſt ihren ganzen Reichthum glühender Einbildungskraft und die Farbenpracht ihrer Bilder entwickelt. Auch dem Hugli wird eine höhere Macht zuerkannt, obſchon in geringerem Grade, als dem Ganges, — wahrſcheinlich, weil das Waſſer des erſtgenannten

Fluſſes weniger klar und von gelbbrauner Farbe und außerdem übelriechend und dick wie Schlamm oder Lehm iſt. — Beim Auf- und Untergange der Sonne gehen die Hindu an den Fluß hinab, um die von ihrer Religion vorgeſchriebenen Abwaſchungen vorzunehmen und dem Flußgotte zu opfern. Man ſieht deutlich, daß ſich in dieſen Gebräuchen ein warmer, lebendiger Glaube offenbart. Ein wahrheitsliebender Schriftſteller hat von den Hindu geſagt, daß ſie das frommſte Volk der Erde wären, wenn man ſie ſich ſelbſt und ihren Betrachtungen überließ, und daß ſie nur aus dieſer ihrer natürlichen Rolle fielen, wenn ſie mit gebildeteren Völkern in Berührung kämen und von deren Bekehrungsverſuchen zu leiden hätten. — Sowohl der Hugli als der Ganges bieten oft eins der widrigſten Schauſpiele dar. Es iſt bekannt, daß die Hindu ihre Todten in den Flüſſen begraben, indem ſie die Leiche unter feierlichen Geſängen und Beſchwörungsformeln in das Waſſer werfen; auch der ermordeten Fremdlinge entledigt man ſich auf dieſe Weiſe, ohne jedoch die eben erwähnten Gebräuche dabei zu beobachten. Deshalb ſieht man täglich, wie der Strom ſolche todte Körper — die alle Stufen der Verweſung zeigen — mit ſich fortreißt. Gewöhnlich folgt ihnen ein Zug Raubvögel, welche ſchreiend ihre Beute umkreiſen; bisweilen ſieht man ein ſolches Thier auf dem halb verweſten Leichnam ſitzen, auf dem es ſeiner Gefräßigkeit volle Genüge thut. Es ereignete ſich mehrfach, daß dieſe widrigen Körper ſich in unſere Ankerketten verwickelt hatten.

Wenn der ſüdliche Monſoon über den Hugli weht, tritt die Fluth — namentlich 3 bis 4 Tage nach jedem Mondwechſel — mit ſolcher Gewalt ein, daß man das Herannahen derſelben auf mehrere engliſche Meilen weit hören kann. Das Waſſer geräth dadurch in einen furchtbaren Aufruhr, ſo daß der Schaum weit umher fliegt. Die Eingeborenen, welche in dieſer Erſcheinung eine Offenbarung des Zornes ihres Flußgottes erblicken, gerathen bei der Annäherung des Unwetters in paniſchen Schrecken und füllen die Luft mit ihren Weherufen. Dies dient den Böten zum Signal, ſich ſchleunigſt mitten auf den Fluß zu legen

— die einzige Stelle, wo die Wellen ſich nicht brechen — weil das Boot, welches zwiſchen die rollenden Wogen geriethe, ſofort verloren ſein würde. Es iſt ein prachtvoller Anblick, wenn dieſe Waſſermaſſen von dem unteren Hugli (wo der Waſſerſpiegel 6 bis 8 Fuß höher liegt) daher gebrauſt kommen; die Höhe dieſer Wellen wechſelt zwiſchen 5 und 12 Fuß. Man kann nicht ohne Intereſſe die Geſchicklichkeit beobachten, mit welcher die Eingeborenen ſich mitten auf dem Fluſſe zu halten wiſſen. Ich war einmal Zeuge, wie ein Kahn — wahrſcheinlich durch die Unvorſichtigkeit des Führers — von den Wogen erfaßt und zerſchellt wurde.

In Geſellſchaft mehrerer Kameraden beſuchte ich das Fort William, eine anſehnliche Feſtung mit 1000 Kanonen und Raum für eine Beſatzung von 15,000 Mann. Unter den dort anweſenden Gefangenen befanden ſich der König von Aude und ſein erſter Miniſter. Man erzählte uns manche komiſche Anekdote von dem Ex-Herrſcher, welche bewieſen, daß er keineswegs ſo niedergeſchlagen war, als die engliſchen Zeitungen ihn zu ſchildern ſuchten. So verlangte er, mit der einer fürſtlichen Perſon gebührenden Ehrfurcht behandelt zu werden, und beklagte ſich, wenn Jemand zu ihm eintrat, ohne vorher angemeldet zu ſein; Niemand durfte es wagen, ſich in ſeiner Gegenwart zu ſetzen, und geſchah dies, ſo wurde er ſtill und ſchloß die Augen, um nicht Zeuge ſolcher Entweihung zu ſein. Er aß von keinem Gerichte, ohne daß Derjenige, welcher es ihm reichte, zuvor davon gekoſtet hatte, um zu beweiſen, daß kein Gift darin enthalten ſei, und ließ oft in ſeinen Reden merken, daß er hoffe, es werde der Tag anbrechen, an welchem die Reihe an ihn käme, die Engländer zu bewachen. Deshalb ermahnte er ſeine Wächter väterlich, Alles zu thun, was in ihren Kräften ſtände, um ſeine Gefangenſchaft erträglich zu machen, weil nur ein ſolches Betragen ihrerſeits ihn dazu vermögen könne, den Sündern einen Funken von Gnade angedeihen zu laſſen, welche es gewagt hatten, ſeiner heiligen Majeſtät zu trotzen.

Das Ausſchiffen nahm einen großen Theil unſerer Zeit in An-

ſpruch, ſo auch die Umladung unſeres Kriegsmaterials auf die ſogenannten Flats (Leichter- oder Lichterſchiffe), nicht tiefgehende Fahrzeuge, ohne Dampfmaſchine und nur mit wenigen Segeln verſehen, welche dazu dienen, Güter aller Art auf den Flüſſen weiter zu befördern, und meiſtens von einem eigends dazu erbauten Dampfboote bugſirt werden. Dieſe Fahrzeuge ſind von anſehnlicher Größe und haben Raum für unglaublich viele Waaren. Wir brachten in einem ſolchen Flat 10 achtzöllige Bombenkanonen, eine zwölfpfündige und eine vier und zwanzigpfündige ſogenannte Landungskanone, Bomben, Munition, 1500 größere Kanonenkugeln, 4 Batterielafetten u. ſ. w. unter. Dieſe Umladung erforderte viel Mühe und Anſtrengung, und ich muß geſtehen, daß die Bereitwilligkeit und Ausdauer der engliſchen Matroſen mir alle Achtung einflößten.

Es war gewiß nicht leicht, das ſchwere Geſchütz hinunter zu fieren, aber was war dies im Vergleiche zu der Arbeit, welche ich zufällig mit anſah, und die darin beſtand, lebendige Elephanten aus den Schiffen in die dicht an dieſelben feſtgelegten Prahme (Flats) hinabzulaſſen! Dies geſchah auf folgende Weiſe: man legt dem Thiere einen ledernen Gürtel um Rücken und Unterleib, welcher durch lederne Riemen mit einem zweiten Gürtel verbunden iſt, der Seiten, Bruſt und Hinterlenden umſchließt. In dem erſten Gürtel befindet ſich mitten auf dem Rücken ein großer eiſerner Bolzen, der mit einer Oeſe verſehen iſt, in die einige Gienen *) des Fahrzeuges und einige nach dem am Lande ſtehenden Krahn gehende Gienen gehakt ſind, welcher darauf durch einen recht ſinnreichen Mechanismus in Bewegung geſetzt wird. Auf dieſe Weiſe waren die klugen Thiere binnen 6 bis 8 Minuten in die Prahm hinunter gelaſſen, ohne daß ſie ſich dieſer Luftfahrt im geringſten zu widerſetzen ſchienen. Es befand ſich unter dieſen ſtattlichen Thieren ein junger Elephant von der Größe eines Pony, welcher für die Summe von 888 Thaler ſchwed. zu verkaufen war. Auf größeren Schiffen bringt

*) Taue an Flaſchenzügen. D. Ueberſ.

man dieſe Thiere in das Zwiſchendeck, wo ſie durch dicke Balken von einander getrennt werden. Man füttert ſie mit Reis und mit dem Laube einer Art wilden Apfelbaumes, der in Birma zu Hauſe iſt, woher auch dieſe Elephanten gekommen waren, von denen der eine 20 Schiffspfund (1 Schiffspfund = circa 300 Pfund) wog.

Ich hatte während des Feldzuges Gelegenheit, dieſe Thiere kennen zu lernen, da ſich deren mehrere bei der kleinen Abtheilung befanden welche unter meinen Befehl geſtellt war. Es ſind kluge, gelehrige, fromme Geſchöpfe, die aber, wenn man ſie mißhandelt, in eine furchtbare Wuth gerathen können und die Beleidigungen nicht leicht wieder vergeſſen. Der Elephant liebt ſehr Kinder, es liegt ſogar etwas ungemein Rührendes in ſeiner Zärtlichkeit für die hülfloſen kleinen Weſen. Wenn er einmal Freundſchaft für eine Perſon gefaßt hat, muß dieſelbe ihm viel Arges zufügen, ehe ſeine Zuneigung erkaltet, ja, man hat Beiſpiele erlebt, daß Elephanten nach dem Tode eines geliebten Wärters keine Nahrung mehr zu ſich genommen haben und in eigentlicher Bedeutung des Wortes vor Kummer geſtorben ſind. Ich werde nie den Abſchiedsblick eines dieſer edlen Thiere vergeſſen, als ich, da ich es, von einer feindlichen Kugel tödtlich getroffen, blutend zu Boden ſinken ſah, zu ihm hineilte, um ſeine Wunde zu waſchen und zu verbinden. Der Elephant hat in meinen Augen einen großen Vorzug vor dem Kameele. Sie ſind freilich beide frommer Natur, aber das Kameel iſt fromm, weil es ſeine Kraft nicht kennt und deshalb nicht auf den Gedanken kommt, dieſelbe zur Gegenwehr anzuwenden, während der Elephant friedlichen Sinnes iſt, weil er weiß, daß ſeine Stärke um ſo mehr belohnt wird, wenn er ſie zum Nutzen der ſchwächeren Geſchöpfe anwendet. Es liegt ſomit in der Nachgiebigkeit des Elephanten etwas Berechnetes, während dem Kameele nicht allein Muth und Entſchloſſenheit fehlen, ſondern auch der Trieb der Selbſterhaltung gänzlich abgeht. —

Endlich brach der erſehnte 17. Auguſt an, an welchem wir Calcutta verlaſſen und landeinwärts gehen ſollten, um einen übermüthi-

gen, blutdürſtigen, vom Glücke berauſchten Feind zu bekämpfen, ihm die eroberten Plätze wieder zu entreißen, ſeine Grauſamkeiten zu beſtrafen und ihn auf's Neue der engliſchen Herrſchaft zu unterwerfen. Alles war zur Abreiſe bereit. Wir nahmen Abſchied von dem Shannon und der auf demſelben zurückbleibenden Mannſchaft und beſtiegen darauf das Flußdampfſchiff Chunare (Tſchunare), welches unſer mit Kriegsmaterial beladenes Fahrzeug zu bugſiren und uns ſelbſt nach Allahabad zu führen hatte, von wo aus wir weiter nach Delhi marſchiren ſollten, das damals noch immer in der Gewalt der Aufrührer, und nur von einem ſchwachen, ſchlecht ausgerüſteten engliſchen Armeecorps belagert war.

Zehntes Capitel.

Die Fahrt auf dem Hugli. — Flußdampfschiffe. — Lebensweise am Bord. — Die Militairstationen Barakhpur und Berampur. — Der Ganges. — Begräbniß im Flusse. — Die Bajaderen. — Acht Tage in Dinapur. — Mißgeschick während der Reise. — Ankunft in Allahabad.

Als wir uns endlich einschifften, wurde die Brigade auf mehrere Fahrzeuge vertheilt. Capitain Peel ging mit der einen Hälfte, zu welcher ich gehörte, an Bord des Dampfbootes, während die andere Hälfte auf den sogenannten Leichter beordert wurde. Am Nachmittage des 18. August wurde die Maschine in Bewegung gesetzt, erlitt aber sogleich eine Beschädigung, weil sie zu leicht gebaut und die Strömungen zu stark waren. Wir mußten somit vor Anker gehen, um die nöthige Ausbesserung vorzunehmen.

Diese Flußdampfschiffe sind von ungleicher Größe; das unsere war 180 Fuß lang, 40 Fuß breit, hatte eine Maschine von 120 Pferdekraft, zwei Masten und wenige Segel. Die Maschine war nicht allein schlecht zusammengesetzt, sondern abgenutzt und viel zu klein für den Zweck, dem sie dienen sollte. Auf dem Verdeck befand sich eine Kajüte mit Salon und oberhalb derselben ein geräumiger Platz mit Bänken und Tischen, der durch ein Dach von Bambus und Palmblättern und durch Vorhänge zu beiden Seiten vor Sonne und Regen geschützt war. Vor dieser Kajüte und hinter derselben waren ebenfalls Plätze eingerichtet, welche durch Wände von Segeltuch von einander getrennt waren. Auf dem Leichter befand sich eine ähnliche Einrichtung. — Die Beköstigung wurde von der ostindischen Compagnie bestritten und war in jeder Hinsicht vortrefflich.

Am folgenden Morgen wurde die Reise langsam fortgesetzt. Als

wir bei der Fregatte Shannon und der Corvette Pearl vorbeikamen, bemannten sie die Wandten (das stehende Tauwerk), salutirten und begrüßten die fortsegelnden Kameraden mit einem mächtigen Hurrah, welches von uns auf gleiche Weise beantwortet wurde. Wir waren jedoch nicht weit vorwärts gekommen, als die Maschine wieder zerbrach und wir abermals ankern und ausbessern mußten. Am nächsten Tage war Alles klar zur Weiterreise, und gegen Mittag erreichten wir Barakhpur, wo, wie ich schon früher erwähnte, die Flamme des Aufruhrs zuerst aufschlug. Von hier aus telegraphirte Capitain Peel nach Calcutta, daß das Dampfboot unbrauchbar sei und er deshalb ein anderes verlange; außerdem wurde einer von unseren Officieren an das Land geschickt, um sich auf der Eisenbahn nach Calcutta zu begeben und das verlangte Boot hierher zu führen.

Die Ufer des Hugli sind außerordentlich fruchtbar. Die Regenzeit war eingetreten und der Wasserstand so hoch, daß die kleinen Hütten am Strande in Gefahr schienen, überschwemmt zu werden. Diese kleinen, freundlichen Wohnungen mit ihren frischen, grünen Dächern von Laub und Zweigen, und die sogenannten Ghats (Plätze für die religiösen Waschungen) mit ihren Pagoden und steinernen Treppen unter dem Schutze der Bananen erhöhten die liebliche Schönheit und Wirkung des Gemäldes. Ueberall sah man halbnackte Männer nnd Frauen, die mit ihren Abwaschungen und anderen Andachtsübungen beschäftigt waren.

Der eine Tag verging wie der andere am Bord dieser Flußdampfschiffe, und da wir bald dicht an dem einen, bald an dem anderen Ufer entlang gehen und dabei immer des Angriffes der Eingeborenen gewärtig sein mußten, welcher gewöhnlich im Dunkeln unternommen wurde, so war es fast unmöglich, zur Nachtzeit mit dem Fahrzeuge vorwärts zu kommen, weshalb wir beim jedesmaligen Einbruche der Dämmerung vor Anker gingen. Dann ließen es sich Alle angelegen sein, eine Lagerstätte zu suchen; war es mir geglückt, eine solche zu erobern, so machte ich sogleich mein Bett zurecht, welches lange Zeit nur

aus einem Plaid, einer Matte, einem Kissen und einem Musquitonetze bestand. Wer sich aber nicht beeilte, einen guten Platz zu finden, mußte oftmals mit einem solchen fürlieb nehmen, auf welchem er bei eintretendem Regen völlig durchnäßt wurde. Dies konnte freilich auch auf den besten Ruheplätzen geschehen, wo man bald der Dachtraufe ausgesetzt war, bald die Seitenvorhänge öffnen mußte, um nicht in der drückenden Luft zu ersticken. Der einbrechende Morgen fand uns überhaupt selten an dem Orte, an welchem wir uns am Abend vorher zur Ruhe begeben hatten. Bald war man gezwungen, aufzustehen, weil man durchnäßt vom Regen war, bald sprang man auf wegen der garstigen Musquitos, dieser Plage Indiens, oder wälzte sich auf dem Verdeck. Ich hatte freilich ein Mückennetz, spannte es aber selten aus, weil ich erstens nicht immer Raum dafür hatte, weil sich zweitens die Musquitos oft mit hineinstahlen und dann mit mir eingesperrt waren, und weil dasselbe drittens die Hitze noch bedeutend vergrößerte. Auch anderes Gewürm kroch zur Nachtzeit über unsere Ruheplätze und quälte uns im Schlafe. Ich trage noch jetzt eine Narbe auf der Hand von den scharfen Zähnen eines dieser Ungeheuer, dessen Biß sehr schmerzhaft und mir lange Zeit sehr lästig war. Wir dankten Gott, wenn die Nacht vorüber war, und konnten uns nicht genug über die herrliche, kühlende Morgenluft freuen, besonders wenn sie einen noch so leisen Luftzug mit sich führte, der freundlich über unsere brennendheiße Stirn strich.

Gleich nachdem wir aufgestanden waren, erfrischten wir uns mit einer Tasse Thee, blieben dann noch eine Zeit lang in der Nachtbekleidung sitzen, welche aus weiten Beinkleidern von bunter Leinwand oder Seidenzeug und einem Flanellhemde bestand, rauchten eine Cigarre und erzählten einander von den erlebten nächtlichen Kämpfen und sonstigem Ungemach. Um 8 Uhr ließ man sich mit Wasser überspülen und legte die für den Tag bestimmte Kleidung an, entweder ganz aus Flanell oder aus weißen Beinkleidern und dünner Jacke bestehend. Darauf wurden wir um 10 Uhr zum Frühstück gerufen, das aus Thee,

mehreren Fleiſchſpeiſen und Obſt zuſammengeſetzt war. Am Vor- und Nachmittage wurde täglich einige Stunden exercirt, wenn das Wetter es irgend erlaubte. Die Anker wurden mit Tagesanbruch gelichtet. — Um 1 Uhr nahmen wir ein ſogenanntes Tiffin (Luncheon, zweites Frühſtück) ein, bei welchem man vortreffliches Bier, Fleiſch, Käſe und Brod vorfand, und hielten darauf um 6 oder 7 Uhr die Mittagsmahlzeit. Später am Abend trank man nochmals Thee, Cognac mit Waſſer, Whisky oder was man in der Art wünſchte.

Gleich nach unſerer Ankunft in Barakhpur kamen einige Officiere an Bord, um Capitain Peel zu Mittag einzuladen, mit der Bitte, ſelbſt einige ſeiner Officiere zur Begleitung zu wählen. Ich war wieder ſo glücklich, als ein ſolcher bezeichnet zu werden. Barakhpur war damals und iſt noch jetzt eine der größten Militairſtationen in Indien. Die Sommerreſidenz des Gouverneurs lag am jenſeitigen Ufer des Fluſſes. Wir gingen an das Land und kamen durch die herrlichſten Bananen- und Palmenwälder, ehe wir die Militair-Niederlaſſungen erreichten, wo die engliſchen Regimenter und Sipoys in Beſatzung lagen.

Bei den Mahlzeiten der verſchiedenen Corps — jedes hat ſeinen eigenen Speiſeſaal — wird ein Glanz entfaltet, wie man ihn nur in England wiederfindet. Nach dem Eſſen wurden Cigarren angezündet, getrunken und geplaudert. Unter unſeren Wirthen befand ſich ein alter, gemüthlicher, redſeliger Major, welcher lange in Indien geweſen war und Land und Leute von Grund aus kannte. Er vergnügte ſich damit, die Schrecken, denen wir entgegen gingen, mit den düſterſten Farben zu ſchildern; ermahnte uns, ſtets auf Betrug und Verrath gefaßt zu ſein, und malte den Charakter des Hindu in den gehäſſigſten Farben, wie er hinterliſtig, undankbar, raubgierig ſei, die Brunnen und Nahrungsmittel vergifte u. ſ. w., kurz, er wollte verſuchen, unſere Einbildungskraft mit Schreckbildern zu erfüllen; aber ſein grell gefärbter Vortrag blieb ohne Einfluß auf unſere geſtählte Bruſt.

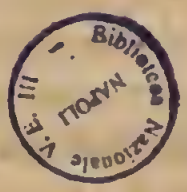
Am folgenden Tage kam ein größeres und in jeder Hinſicht beſſeres

Dampfboot an, welches den Namen „River bird" (Flußvogel) führte. Sobald unser Gepäck an Bord gebracht war, setzten wir unsere Reise fort und hatten bald den Fluß Bangaruthi erreicht. Ich war seit mehreren Tagen unwohl, der Appetit verschwand, ich fühlte mich sehr matt und hatte ein nicht unbedeutendes Fieber.

Am 25. August erreichten wir die größere Militärstation Berampur, wo nur eine sehr geringe Besatzung lag. Der Capitain des Dampfschiffes meldete unserem Befehlshaber, daß er sich mit seinem Schiffe nicht weiter hinaufwagen dürfe, weil es zu tief ginge. Wir lagen daher einen Tag ruhig, theils um ein anderes Transportschiff zu erwarten, theils aber auch, um der geringen englischen Besatzung Muth einzuflößen und die Eingeborenen einzuschüchtern, weshalb auch militairische Uebungen am Lande vorgenommen wurden.

Da wir vergebens auf die Ankunft dieses Dampfschiffes warteten, wurde unser Leichter an den River bird vertaut (mit Tauen befestigt) und unsere Reise gegen den Willen des Capitains fortgesetzt. — Mein Zustand hatte sich mittlerweile so verschlimmert, daß ich in die Krankenliste eingetragen wurde. Ein Mann war am Tage vorher an derselben Krankheit gestorben, der erste Todesfall am Bord, seitdem wir Calcutta verlassen hatten.

Wir wurden mehrmals durch die Strömung aus dem Fahrwasser gerissen und konnten nicht ohne Mühe wieder in dasselbe hineinkommen. Erst am 28. erreichten wir den Ganges, dessen Wasser nicht so lehmig und schmutzig war, als das des Hugli. Am Morgen des 29. war es in Folge der schweren Regenwolken so dunkel, daß ein Mann, der vom Leichter zum Dampfboote hinüber gehen sollte, fehltrat, in das Wasser stürzte und sofort vom Strome fortgerissen wurde. Wir bemannten sogleich das eine Rettungsboot und die Schaluppe des Shannon, die wir im Schlepptau hatten, und in wenigen Stunden waren dieselben zurück mit dem Verunglückten, den sie noch lebend auf einer Sandbank angetroffen hatten. Alle, die zu der Rettung des Kameraden behülflich gewesen waren, wurden sogleich befördert. Capitain Peel verstand


Biblioteca
Nazionale
NAPOLI
V. E. III

BIBLIOTECA NAZIONALE VITTORIO EMANUELE III
NAPOLI

es, auf eine Weiſe zu belohnen, welche Eindruck auf die ganze Mannſchaft machte.

Am 31. Auguſt ſchleppte ich mich auf das Verdeck, um das majeſtätiſche Himalaya-Gebirge zu begrüßen, welches im Hintergrunde ſichtbar geworden war. Ich werde nie dieſen erhabenen Anblick vergeſſen, der einen tiefen, erſchütternden Eindruck auf mich machte. Dieſe rieſigen, himmelhohen Steinmaſſen, deren Gipfel unſer Auge nicht erreicht, die den vorbeiſegelnden Wolken in kühner Vermeſſenheit zu befehlen ſcheinen, ſich vor ihrer im Sonnenlichte funkelnden Silberkrone zu neigen, laſſen ſich nicht malen von ſterblicher Hand!

Während ich noch im Anblicke dieſes großartigen Gemäldes verſunken war, zerbrach etwas an der Maſchine. Wir mußten bei dem nahe gelegenen Balpoa vor Anker gehen, ſetzten aber am folgenden Tage unſere Fahrt fort, obſchon die Strömung ſo ſtark war, daß ſich kaum bemerken ließ, daß wir vorwärts kamen. Der Strom war bisweilen nicht über 800 Ellen breit, und zahlloſe Dampfböte mit Leichtern im Schlepptau, die Opium, Kohlen u. ſ. w. geladen hatten, flogen an uns vorüber.

Wir ſahen täglich ſchwimmende Leichen, bisweilen ſogar, wie die Hindu die Sterbenden an den Strom trugen und ſie in den heiligen Fluß warfen, ehe der letzte Hauch ihren Lippen entflohen war. So ſah ich eines Tages, wie man eine Frau die Treppen hinab trug, die in den Fluß führen und zu den Andachtsübungen benutzt werden. Sie ruhte in ihrem weißen Gewande auf einer Bahre von Bambus, ihr langes, glänzendes Haar hing über Schultern und Bruſt herab, und ich ſah deutlich, daß ſie noch lebte. Nachdem die Bahre auf der unterſten Treppenſtufe niedergeſetzt worden war, ſtreuten die Umſtehenden Blumen auf die Sterbende, netzten ihr Haupt und Geſicht mit dem heiligen Waſſer und warfen ſie darauf unter mancherlei Gebräuchen und Zeichen in den Strom, der gierig ſeinen Raub verſchlang.

Der Glaube an die wunderthätige Kraft des heiligen Ganges iſt noch immer derſelbe geblieben. So warfen die Eltern ehemals ihre

Kinder lebend in den Strom, um damit ein großes Verbrechen zu sühnen; eine Sitte, die jetzt, Dank sei es den Bemühungen der englischen Regierung, fast ganz verschwunden ist. Wer ein brennendes Wachslicht in den Fluß wirft, ist fest überzeugt, von seinen Sünden befreit zu sein.

Eine andere Unterhaltung gewährten uns die Bajaderen, welche am Ufer ihre verführerischen Tänze aufführten und dabei eine Grazie und Gewandtheit entwickelten, um die unsere ersten Tänzerinnen in Europa sie hätten beneiden können. Auch Schlangenbeschwörer und Jongleure stellten sich in Menge ein, wenn wir am Ufer weilten oder an demselben vorüber dampften, und thaten ihr Bestes, um unser Gold zu verdienen.

Am 2. September starb abermals ein Mann der Besatzung. Diese Opfer des Climas wurden gewöhnlich mit einer Kanonenkugel am Fuße in die Fluth versenkt, wenn aber Zeit und Umstände es erlaubten, kurz vor Tagesanbruch beim Scheine der Laternen am Strande begraben. Wie oft habe ich diesen traurigen Begräbnissen beigewohnt!

Wir erreichten Dînapur erst am 5. Septbr. Die Sipoys hatten vor nicht langer Zeit ein entsetzliches Blutbad daselbst angerichtet und alle Officiere ermordet. Jetzt war die Stadt wieder in den Händen der Engländer, und einige englische Familien, welche dem Tode wie durch ein Wunder entkommen waren, warteten hier auf Dampfschiffe, die sie weiter hinunter in das Land führen könnten. Das 10. Regiment, welches hier lag, wurde täglich durch neue Gerüchte beunruhigt, daß die Sipoys in Massen heranzögen, um die wichtige Stellung wieder zu nehmen. Dies Regiment hatte sich beim Ausbruche der Verschwörung sehr tapfer gehalten und sofort 800 Aufrührer erschossen; es war eine wahre Freude für uns, diesen tapferen Waffenbrüdern die Hand zu drücken. Das 10. Regiment stand schon seit 15 Jahren in Indien, aber nur wenige waren übrig von den Soldaten, die zuerst mit demselben herübergekommen waren, denn man rechnet im Allgemeinen, daß ein Soldat es in Bengalen nicht länger als 14 bis 15 Jahre

aushält; in Bombay und Madras ſollen ſie es etwas länger ertragen können.

Wir ſchifften uns hier aus, theils um dem Platze eine zeitweilige Verſtärkung zu gewähren, theils um ein weniger tiefgehendes Dampfboot zu erwarten, weil wir bemerkten, daß der Fluß immer ſchmaler und ſeichter wurde. Unſer ganzes Gepäck wurde an das Land gebracht und wir ſelbſt in ſchöne, geräumige Caſernen einquartiert. Nun wurde täglich geübt, längere Märſche vorgenommen, die Artillerie erprobt u. ſ. w. Das Officiercorps des 10. Regimentes lud uns zum Eſſen ein, und da ich ziemlich wieder hergeſtellt war, konnte ich an demſelben theilnehmen. Einer der älteren Officiere neckte Capitain Peel, daß er 68pfündige Kanonen mit ſich führe, welche er ſchwerlich anwenden würde; aber Capitain Peel entgegnete ruhig, daß er hoffe, aus ſeinen Matroſen geſchickte Artilleriſten zu machen. — Er hielt Wort, wie ein ächter Gentleman, denn gleich im Anfange hatten wir gerade dieſen Kanonen die Ehre und den Ruhm zu danken, welchen unſere Brigade ſich während des Krieges erworben hat. Die Kanonen waren 9 Fuß lang und wogen 19¾ Schiffspfund.

Einmal erhielten wir mitten in der Nacht Befehl, auszurücken. Es war eine Nachricht eingelaufen, daß 10,000 Sipoys im Anmarſche ſeien, um Dînapur anzugreifen. Wir warteten jedoch vergebens auf den Feind. Derſelbe hatte einen anderen Weg eingeſchlagen und war weiter nach Norden gezogen, wahrſcheinlich weil er unſere Ankunft in Erfahrung gebracht hatte und uns für ſtärker hielt, als wir wirklich waren. — Bei unſerer Abreiſe von Calcutta geſtattete Capitain Peel uns nicht, einen Bedienten mit uns zu nehmen; er ſelbſt war nur von ſeinem Stewart bedient. Man hatte ihm dieſe Maßregel widerrathen, und er änderte ſpäter ſeine Vorſchrift dahin, daß es uns frei ſtand, am Lande einen Diener zu halten, denſelben aber nicht mit an Bord zu nehmen.

Nachdem wir ungefähr eine Woche in Dînapur verweilt hatten, kam das erſehnte Dampfboot, welches ganz die gewünſchte Bauart

zu haben ſchien. Wir ſchifften uns am 12. September mit allen Zeichen der Freude ein. Mein Befinden, welches ſeit einigen Tagen bedeutend beſſer geweſen war, verſchlimmerte ſich wieder; es ſtellten ſich ſogar Fieber- und Cholerazeichen ein. — Die Maſchine ſetzte ſich in Bewegung, aber kaum hatten wir reichlich eine Meile zurückgelegt, als wir vor Anker gehen mußten, weil das Schiff wegen des reißenden Stromes nicht vorwärts kommen konnte. Es wurde eiligſt Nachricht nach Dînapur geſchickt, um das daſelbſt angekommene Dampfboot „Coël“ herbei zu rufen. Daſſelbe kam alſobald und nahm unſeren Leichter in das Schlepptau. Die Bemannung dieſes Dampfſchiffes beſtand, außer dem Capitain und dem Steuermanne, aus Eingeborenen, ſogenannten Lascaren, ſchmächtigen, kraftloſen Leuten, welche während der Arbeit einförmige, widrige Töne ausſtießen, die ſie für Geſang hielten.

Wir waren noch nicht weit gekommen, als wir auf den Grund geriethen und ankern mußten. — Hier wurden wir nun von einem Feinde überfallen, der unſer Aller Leben bedrohte, nämlich von der Cholera, der in zwei Tagen ſechs von unſeren Leuten zum Opfer fielen, ſo daß unſer Schiff einem ſchwimmenden Hoſpitale mit Peſtkranken glich.

Am 17. ſtießen wir abermals auf den Grund, und zwar ſo heftig, daß alle Kabeltaue (Ankertaue, auch zum Bugſiren der Schiffe) zerriſſen und wir nur mit großer Mühe wieder flott wurden. Dabei wüthete die Cholera mit immer ſteigender Heftigkeit. Die Strömung wuchs mehr und mehr, ſodaß der Capitain den Leichter zwiſchen beide Dampfböte bringen ließ. Als wir aber verſuchen wollten, auf dieſe Weiſe raſcher vorwärts zu kommen, ſtieß das Dampfſchiff, auf welchem ich mich befand, mit ſolcher Heftigkeit auf eine Sandbank, daß die Schraube knackte und alle Bemühungen, wieder los zu kommen, vergeblich waren. Das Waſſer fiel unaufhörlich und unſere Lage wurde mit jedem Augenblicke bedenklicher. Dabei mußten wir einen Todten nach dem anderen über Bord werfen.

Als alle Anstrengungen vergeblich blieben, ging unser Befehlshaber mit dem Coël weiter und ließ uns in der Nähe von Mirzapur zurück, den Leichter aber nach der Militairstation Ghazepur bugsiren. Während der zweitägigen Abwesenheit des Capitain Peel setzten wir unermüdet die Arbeit fort; das Wasser war aber mittlerweile so sehr gefallen, daß wir auf der einen Seite des Fahrzeuges trockenen Fußes gehen konnten, wogegen es auf der anderen noch ziemlich tief war, sodaß wir uns in einer höchst abenteuerlichen Lage und jeden Augenblick in Gefahr befanden, umzuschlagen. Von den Segeln hatten wir am Strande Zelte aufgeschlagen, die wir aber wegen der vielen Raubthiere, die in der Umgegend hausten, wenig benutzen konnten. Jeden Abend wurden wir von ganzen Herden von Schakals begrüßt, die auf Raub ausgingen und ein Geheul ausstießen, das wie der Hülferuf menschlicher Wesen klang. Die Lascaren wurden befehligt, auf der einen Seite des Fahrzeuges den Sand möglichst tief abzugraben, während unsere eigenen Leute auf der anderen bemüht waren, die Anker heraufzuziehen, um von der Untiefe los zu kommen, wobei aber Ketten und Ankertaue zerrissen, der Warpanker*) eingebüßt wurde u. s. w., ohne daß wir das Schiff von der Stelle brachten, welches fortwährend drohte, umzuschlagen und uns Alle in der Fluth zu begraben. Wenn die Aufständischen am Lande eine Ahnung von unserer Lage gehabt hätten, würden sie uns wahrscheinlich einen Besuch gemacht haben, der uns theuer zu stehen gekommen wäre.

Nachdem wir noch sechs Tage in dieser unangenehmen Lage ausgeharrt hatten, wurden wir von unserem Befehlshaber daraus erlöst, welcher mit dem Coël zurückkam und uns mit dem Kriegsmaterial nach Ghazepur brachte, das wir am 26. erreichten. Hier hielt man sich nicht länger auf, als nöthig war, die Kranken, deren Zahl 50 (einschließlich meiner Persönlichkeit) betrug, an das Land zu schaffen, worauf Capitain Peel mit der Brigade weiter ging. Er mußte jedoch

*) Anker, um das Schiff vermittelst der Taue und Winden vorwärts zu bringen.

noch einmal umkehren, weil das Dampfschiff die Last nicht zu tragen vermochte, sodaß er genöthigt war, 554 Kugeln vom Coël und 864 vom Leichter in Ghazepur zurückzulassen, bevor er seine Reise fortsetzen konnte.

Ghazepur war ohne Widerrede der passendste Aufenthalt für Kranke; wir wohnten in einem geräumigen Bungalow oder Sommerlandhause, welches uns von dem Eigenthümer mit der liebenswürdigsten Gastfreiheit überlassen wurde.

Diese Häuser hatten gar keine Fenster, anstatt dieser aber Thüren aus grün bemaltem Holze, welche ebenso eingerichtet waren, wie die in Europa üblichen Jalousien. Rund um die Wohnung lief eine Veranda, in welcher man sich den ganzen Tag über aufhielt und dazu die Schattenseite aussuchte. Unser einstweiliges Krankenhaus lag in einer Gegend, die von der Natur in verschwenderischer Weise geschmückt war. Der Anblick dieses reizenden, von höherer Hand gemalten Rundbildes, besonders wenn der junge Tag anbrach und Aurora im lichten, rosenfarbenen Gewande erschien, um ihm die Ankunft seiner strahlenden Königin zu melden, oder wenn die scheidende Abendsonne ihr mattes Gold über den westlichen Horizont hauchte, war in der That von heilsamerer Wirkung, als die kräftigsten Arzneimittel. Wie oft flogen meine Gedanken in die Heimath, wenn ich in solchen ruhigen Stunden auf dem Balcon saß und im Anschauen dieses herrlichen Gemäldes versunken war; ich lebte dann in der Vergangenheit, und die Bilder lieber Freunde und Verwandten zogen freundlich grüßend an mir vorüber. Je weiter ich von meinem Vaterlande entfernt war, desto inniger liebte ich es, und fühlte deutlich, daß das Band, welches mich an dasselbe knüpfte, nur mit dem Tode zerreißen könne; ja, ich empfand wie einen Stachel in meinem Herzen, wenn ich daran dachte, daß ich vielleicht mein Grab in fremder Erde finden würde und selbst im Tode von meinem geliebten Heimathlande getrennt bliebe.

Außer mir befanden sich ein Lieutenant und fünf jüngere Officiere als Wiedergenesende in Ghazepur. So wie wir das abscheuliche Dampf-

ſchiff verlaſſen hatten, fühlten mir uns beſſer und ſchrieben demſelben mit Recht unſere Krankheit zu. Unſer Aufenthalt in dieſer herrlichen Gegend wurde uns jedoch verbittert durch die beſtändige Unruhe vor einem Ueberfalle der Sipoys. Man wußte, daß man den hierher verlegten Truppen nicht trauen konnte, obſchon ſie entwaffnet waren; und gerade dieſes erſchien mir als ein Grund zu der Befürchtung, daß ſie es verſuchen würden, ſich unſerer Waffen zu bemächtigen.

Ich beſorgte abwechſelnd mit den anderen Officieren die Wache; wir ließen Patrouillen durch die Stadt gehen und thaten, was wir konnten, um die Leute bei gutem Muthe zu erhalten. Dies Verfahren unſererſeits zeigte den Sipoys, daß wir auf unſerer Hut waren und uns im Nothfalle bis auf den letzten Mann vertheidigen würden. Meine Befürchtungen waren nicht ungegründet, denn ſobald wir abgezogen waren, loderte die Flamme des Aufruhrs auf. — Hier in Ghazepur war es, wo ich den treuen Diener fand, von welchem ich früher geſprochen habe. Die meiſten unſerer Kranken erholten ſich raſch, doch mußten wir einige Kameraden, die der Krankheit leider zum Opfer fielen, hier in fremder Erde beſtatten.

Einige Tage vor unſerer Abreiſe wurden wir durch eine telegraphiſche Depeſche aus Allahabad benachrichtigt, daß Delhi wiedererobert ſei; alſo kamen wir, nur wegen der erbärmlichen Beförderungsmittel von Calcutta aus, zu ſpät, um an dieſem ehrenvollen Kampfe theilzunehmen. Dennoch empfingen wir die Siegesnachricht mit lautem Jubel und fühlten uns ſtark genug, den Feind wieder aufzuſuchen, um andere Gelegenheit zu finden, unſere Waffen zu erproben.

Nachdem wir noch reichlich eine Woche hier verweilt hatten, kam unſer Dampfſchiff, um uns nach Allahabad abzuholen, wo Capitain Peel mit dem größten Theile ſeiner Brigade lag. Wir gebrauchten ſechs Tage zu dieſer Reiſe, welche ebenſoviel Geduld erforderte, als die nach Mirzapur. Die wunderbar ſchönen Ufer boten uns freilich Erſatz für unſere Arbeit und Anſtrengung aller Art. Nichts iſt bezaubernder, als der Anblick von Benares mit ſeinen prachtvollen Gebäuden,

ſeinen Moſcheen und Minarets und vergoldeten Thürmen, in einem Rahmen von reizenden Pflanzungen und ernſten, feierlichen Palmenwäldern. Man kann das Auge nicht losreißen von dieſem feenhaften Bilde. Eine Fahrt auf dieſem ſeit Jahrtauſenden beſungenen Fluſſe, zwiſchen lachenden, mit den herrlichſten Gewächſen der Tropenländer gezierten Ufern, an welchen reich geſchmückte Pagoden mit ihren Ghats und ſtattliche Paläſte mit ihren im Sonnenlichte funkelnden goldenen Dächern abwechſelnd die Aufmerkſamkeit auf ſich lenken, würde unter anderen Umſtänden von unendlich großem Intereſſe geweſen ſein! Jetzt war daſſelbe getheilt durch die traurigen Verhältniſſe, welche unſere Reiſe veranlaßt hatten, und durch die immer mehr umſichgreifende Krankheit, die unſere Reihen zu lichten drohte, weshalb denn unſere Stimmung gedrückt und weniger empfänglich war für dieſen großartigen Anblick! Nach manchen Widerwärtigkeiten und Unfällen erreichten wir endlich am 10. October Allahabad.

Elftes Capitel.

Die Festung Allahabad. — Der Besatzungsdienst daselbst. — Ankunft des Obergenerals Sir Colin Campbell in Allahabad. — Abmarsch nach Cahnpur. — Nena Sahib und das Blutbad in Cahnpur.

Die Festung Allahabad liegt auf der äußersten Spitze der Halbinsel, welche aus dem Zusammenflusse des Dschumna und des Ganges entsteht, und ist somit auf zwei Seiten vom Wasser eingeschlossen. In einiger Entfernung von derselben befindet sich die Stadt gleiches Namens.

Der Aufruhr brach hier am 4. Juni 1857 aus, und zwar unter dem 6. einheimischen Linienregimente, welches damit begann, alle Officiere zu ermorden. Die Sache war um so auffallender, da dasselbe Regiment wenig Tage zuvor bei der Behörde darum angehalten hatte, nach Delhi befehligt zu werden, um an dem Kampfe gegen die Empörer theilzunehmen. Nachdem die Officiere niedergemetzelt waren, vereinigten sich die Soldaten mit dem aufrührerischen Volke, plünderten die Schatzkammer und steckten die englische Kirche und mehrere Privatwohnungen in Brand, während das Blutbad sich über die ganze Stadt verbreitete. Die Festung blieb in den Händen der Engländer, obgleich die Besatzung augenblicklich sehr gering war, und die Stadt wurde durch Oberst Neil, Befehlshaber der Füsiliere von Madras, der mit seinem Corps von Benares anlangte, jedoch nicht ohne große Anstrengung, wieder genommen.

Die Festung ist von dauerhafter Bauart und sehr geräumig, mit großen Casernen und einem Magazin für 100,000 Pfd. Pulver, welches — wahrscheinlich wegen seiner 40 Säulen — den Namen Tschalus-Satún führt. Am Ufer des Dschumna, zwischen einer Bastion und einer Courtine, befindet sich ein alter Brunnen, von dem unter

den Hindu die Sage geht, daß er früher von Milch übergefloſſen ſei; jetzt iſt dieſelbe leider in ſchmutziges, trübes Waſſer verwandelt. In der Feſtung können gegen 30,000 Mann untergebracht werden; ſie iſt ein Gemiſch älterer und neuerer Befeſtigungskunſt. Die Landſeite iſt, nach den Baſtionen, Gräben und Zugbrücken zu urtheilen, zuletzt angelegt; an der Flußſeite laufen ſtarke, hohe Mauern oder, richtiger, Steinwälle hin, welche aber ſchwerlich unſerem jetzigen Belagerungsgeſchütz Widerſtand leiſten würden. Die Feſtung iſt wegen ihrer Lage zwiſchen Benares und Cahnpur für die Engländer von großer Wichtigkeit.

Nachdem unſere ganze Brigade verſammelt war, wurden wir in große, geräumige Caſernen einquartirt und Capitain Peel zum Platzcommandanten ernannt.

Da ich völlig wieder hergeſtellt war, wurde ich mit einem anderen Lieutnant dazu erſehen, den Capitainsdienſt in der Feſtung zu übernehmen. Wir hatten fortwährend zu beſichtigen, und da ſich ein feindliches Streifcorps in der Nähe befand, patrouillirten wir Tag und Nacht, ſowohl innerhalb als außerhalb der Feſtung, und mußten auf einen etwaigen Angriff gefaßt ſein. Oftmals wurden wir auch durch falſchen Allarm beunruhigt; ſo ging ich z. B. eines Abends, nachdem ich die Runde beendet hatte, in die Hauptwache, um mit dem wachthabenden Officiere zu ſprechen. Ich verweilte daſelbſt länger, als es meine Abſicht war, und als ich gegen 12 Uhr im Begriffe ſtand, fortzugehen, hörte ich in der Richtung eines entlegenen Poſtens auf dem Feſtungswalle, der mit einem unſerer braven Matroſen beſetzt war, einen Schuß fallen. Ich ſandte Bericht an den Commandanten und eilte ſelbſt an der Spitze einer Patrouille nach dem Orte, wo der Schuß gefallen war. Hier ſtieß ich im Dunkeln auf einen Trupp Soldaten, von denen ich: »who goes there?« (Werda?) angerufen wurde. Ich hatte gleichzeitig dieſelbe Frage gethan, commandirte: Fällt's Bajonnet! und eilte mit blankem Säbel gegen den Feind. Dieſer hatte das gleiche Commando gegeben, und es fehlte nicht viel, ſo hätte ich mit meinem eigenen Befehlshaber die Klinge gekreuzt, denn kein anderer, als er, hatte mich

im Finstern als Feind angerufen. Er hatte, gleich mir, den Schuß gehört und war in die Caserne geeilt, um mit einigen Officieren nachzusehen, was vorgefallen sei. Wir erfuhren nun, daß der Posten außerhalb des Festungswalles zwei Gestalten hatte schleichen sehen, und sein Gewehr abschoß, weil dieselben auf seinen Anruf nicht antworteten. Nachdem wir uns überzeugt hatten, daß keine Gefahr vorhanden sei, kehrten wir in unsere Quartiere zurück, und ich hatte unterwegs die Genugthuung, ein aufmunterndes Lob über meinen Diensteifer zu empfangen.

Ich darf nicht verschweigen, daß unsere Posten oft Gefahren witterten, die gar nicht vorhanden waren. Wir durften ihnen dies jedoch nicht zum Vorwurfe machen, weil es als Beweis ihrer Wachsamkeit zu betrachten war. So geschah es eines Abends, daß eine Schildwache (ein Matrose), deren Einbildungskraft mit lauter Sipoys und Spionen bevölkert war, einen Kameraden anrief, der auf dem Ravelin stand, weil sie nicht wußte, daß dieses noch innerhalb der Festung lag. Der Angerufene, der nicht im Entferntesten daran dachte, daß man ihn für einen Feind ansehen könne, blieb ruhig dabei, im Mondscheine auf- und abzuwandeln, als er plötzlich eine Kugel an seinen Ohren vorbeisausen hörte. Da er bemerkte, daß dieser Gruß ihm galt, fand er sich veranlaßt, denselben zu erwidern, legte an und gab Feuer, jedoch ohne sein Ziel zu treffen. Als beide Posten abgelöst wurden, war das Mißverständniß vergessen, und das einzige Wort, welches darüber gewechselt wurde, war: „Wir sind doch verteufelt schlechte Schützen, Jack!“ — Es wurden jede Nacht 20 bis 30 Posten ausgestellt, besonders auf die Winkel der äußeren Befestigungslinie der eigentlichen Festung; jede Stunde ging eine Patrouille ab, um sich von der Wachsamkeit derselben zu überzeugen, und außerdem eine Runde, um die Umgegend außerhalb der Wälle zu recognosciren.

Von Zeit zu Zeit kamen, theils zu Lande, theils mit Dampfschiff, neue Verstärkungen an, gewöhnlich in Abtheilungen von 500 Mann, welche sogleich zum Dienste befehligt wurden. Das unter meinen Befehl

geſtellte Corps beſtand daher aus Soldaten von verſchiedenen Regimentern, welche nur in militairiſcher Beziehung und in dem Wunſche, ſich perſönlich auszuzeichnen, übereinſtimmten. Eine ſchwierige Aufgabe war es, die ſchwere Artillerie aus den Schiffen in unſer Artilleriemagazin zu ſchaffen; ſie war bisweilen mit wirklichen Gefahren verknüpft, und mehrere Arbeiter büßten dabei ihre Geſundheit für das ganze Leben ein.

Der Feind lag unter der Anführung eines Radſchah von Dſchänpur am anderen Ufer des Ganges, und zwar in anſehnlicher Stärke, aber die Pontonbrücke, auf welcher die Truppen aus den Fahrzeugen über den Fluß in die Feſtung befördert wurden, befand ſich im Bereiche unſerer Kanonen.

Capitain Peel hatte mehrfach bei dem Oberbefehle in Calcutta darum angehalten, mit ſeiner Brigade weiter in das Land hineingehen zu dürfen; nach vielem Hin- und Hertelegraphiren wurde endlich ſein Wunſch erfüllt, doch mit der Beſchränkung, daß ihm nur ein Theil ſeiner Brigade bei dieſem Zuge folgen dürfe. Ungefähr zur ſelben Zeit langte unſer erſter Lieutenant vom Bord des Shannon mit 150 Matroſen an, welche ſämmlich mit Enfield-Büchſen *) bewaffnet waren.

Ein kleiner Theil dieſes Trupps beſtand aus alten Bekannten von dem Shannon; die übrigen waren von Kauffahrtheifahrern geworbene Matroſen, im Anfange unregierbare Geſellen, die ſich ſchwer an Manns-zucht gewöhnen ließen. Freilich erſchien auch eine Verſtärkung von Matroſen der oſtindiſchen Compagnie, die aber, weil ſie ſofort befeh-

*) Dieſe Schießwaffe wurde im Jahre 1853 von der engliſchen Armee angenommen, nachdem im Jahre vorher in der königlichen Fabrik Enfield Lock Probeſchießen mit derſelben angeſtellt worden war. Man beſtimmt die Schußweite derſelben auf 900 Yards, obſchon ſie weiter trägt. Die Größenverhältniſſe dieſer Büchſe ſind nach engliſchem Maße folgende: Länge des Laufes 3 Fuß 3 Zoll; Caliber 0,577 Zoll; Länge des Gewehrs 4 Fuß 7 Zoll; Gewicht 8 Pfund 8 Unzen; Länge des Bajonnets außerhalb der Mündung 1 Fuß 5½ Zoll; Gewicht deſſelben 11 Unzen; Länge der Waffe mit dem Bajonnet 6 Fuß 0,5 Zoll; Gewicht beider zuſammen 9 Pfund 3 Unzen. Die Ladung ſind Spitzkugeln mit Eiſenſpitze, deren Gewicht 530 Gran und deren Durchmeſſer 0,567 bis 0,568 Zoll beträgt. Die Patrone iſt 2½ Drachmen ſchwer. 60 Patronen mit 75 Zündhütchen wiegen ungefähr 5 Pfund 8 Unzen. Sie werden in Kiſten zu 700 Patronen und 875 Zündhütchen verpackt.

ligt wurden, den Ganges weiter hinauf zu gehen, für uns von keinem unmittelbaren Nutzen waren.

Am 28. October verließ Capitain Peel mit seiner neugebildeten Brigade Allahabad, um sich nach Cahnpur zu begeben. Die ersten Stationen wurden auf der Eisenbahn zurückgelegt; dann ging es weiter auf Wagen, die mit Ochsen bespannt waren. In Cahnpur ließ Capitain Peel 60 Matrosen zurück und ging mit den übrigen 160 Mann nach Lukhnau. Die nunmehrige Besatzung Allahabad's bestand aus dem Commandanten, 3 Lieutenants und 180 Mann. Ich war vom Capitain Peel zum Compagniechef ernannt worden, was um so schmeichelhafter für mich war, da es bekanntlich für einen Ausländer schwer hält, im englischen Dienste befördert zu werden, und einer meiner Kameraden bei dieser Beförderung übergangen war. Ich sah in der meinigen einen Beweis des Vertrauens eines Vorgesetzten, an welchem wir alle mit der innigsten Verehrung hingen, und den wir nicht ohne Betrübniß von uns scheiden sahen. Meine Beförderung gab Veranlassung zu einer Verwechselung. Als ich einige Tage nach dem Abmarsche der Brigade den jetzigen Commandanten, Oberst Campbell, meinen Wochenbericht abstattete, erklärte er mir mit fast mitleidigem Tone, daß mein Dienst ein sehr strenger und mühevoller sein würde, was aber leider nicht zu ändern sei, da die beiden anderen Lieutenants den Dienst als befehlführende Officiere haben müßten, und man einem Ausländer nicht den wichtigen Posten eines Capitains in der Festung anvertrauen könne. Ich blieb hierauf die Antwort schuldig und fuhr fort, meinen Vertrauensposten zu seiner sichtlichen Zufriedenheit zu verwalten. Endlich merkte der Commandant seinen Irrthum; er sagte es mir selbst, mit der Bemerkung, daß er keine Ursache habe, eine Aenderung im Commando zu treffen. Man erfuhr nun, daß der andere Officier einer alten englischen Familie angehörte, obgleich er einen polnischen Namen trug.

Capitain Peel ließ die sogenannten 68 Pfünder in der Festung zurück und nahm dafür 24 Pfünder mit, das schwerste Geschütz, welches

bisher im indiſchen Feldzuge angewandt wurde. Dieſe Kanonen gehörten in Indien zu dem ſogenannten Belagerungstrain, waren 9 Fuß 6 Zoll lang und hatten ein Gewicht von 15 Schiffspfund.

Der vor Kurzem ernannte Obergeneral Sir Colin Campbell ſollte nach Allahabad kommen, und wir waren durch den Telegraphen davon benachrichtigt worden, daß derſelbe am 27. October Calcutta verlaſſen hatte. Alles war zu ſeinem Empfange bereit, und in der Nacht zwiſchen dem 1. und 2. Novbr. wurde mir der Befehl, ihn mit einer Ehrenwache in Empfang zu nehmen. Es gab von der Landſeite her nur einen Eingang in die Feſtung, und zwar über die Zugbrücke, neben welcher die Hauptwache lag. Auf der an den Dſchumna grenzenden Seite war freilich auch eine kleine Pforte, zu welcher der Commandant aber beſtändig die Schlüſſel in Verwahrung hatte. Ich hatte den Befehl erhalten, den General an der Zugbrücke zu empfangen. Als ſich bis 12 Uhr kein Obergeneral blicken ließ, ſetzte ich mich vor der Hauptwache nieder und befahl der Schildwache, mich zu rufen, ſobald am Thore die Glocke gezogen würde. Der anſtrengende Dienſt hatte mich ſehr ermüdet, und in Folge deſſen — ſchlief ich ein. Um 2 Uhr weckte man mich mit dem Berichte, daß der erwartete Gaſt bereits in der Feſtung ſei. Ich ſprang erſchrocken auf, in dem Glauben, daß der General über die Zugbrücke gekommen ſei, und war aus Aerger über meine eigene Nachläſſigkeit im Begriffe, dem Poſten vorzuwerfen, daß er mich nicht geweckt habe, als ich durch eine andere Wache benachrichtigt wurde, daß der hohe Gaſt durch die kleine Pforte am Ufer des Dſchumna eingelaſſen worden ſei. Der Commandant hatte demſelben einen Adjutanten in einem Boote entgegen geſchickt, und Sir Colin Campbell es vorgezogen, ſo unbemerkt als möglich einzutreffen, um die Leute nicht unnöthigerweiſe im Schlafe zu ſtören. Ich eilte nun nach dem Zelte, welches für ihn im Hofe der Feſtung aufgeſchlagen war, und hatte eben die Ehrenwache vor demſelben aufgeſtellt, als eine Stimme von innen frug, was es gäbe? Ich ging an die Oeffnung, um Antwort auf die Frage zu ertheilen, als Sir Colin ſelbſt erſchien

und freundlich lächelnd ſagte: „Nehmen Sie die Wache fort, ich führe nicht mehr Sachen bei mir, als ich ſelbſt hüten kann. Gute Nacht!“ — Das war meine erſte Begegnung mit dieſem ausgezeichneten Manne.

Sir Colin Campbell (jetzt für ſeine Verdienſte um Indien zum Lord Clyde erhoben) hatte ſich ſchon in den Kriegen in Spanien und den Niederlanden unter dem Herzoge von Wellington hervorgethan. Er führte im Kriege in der Krim die ſchottiſche Brigade und hat mit ihr die Schlacht an der Alma entſchieden; bei Balaklava rettete er mit ihr die engliſche Cavalerie von einem ſicheren Untergange. Er war zum Befehlshaber des Armeecorps ernannt, welches in der Oſtſee gegen Rußland hätte thätig ſein ſollen, wenn nicht der Pariſer Frieden 1856 dazwiſchen getreten wäre. Als man endlich in England zu der Einſicht gekommen war, welch' gefahrvollen Charakter der Aufſtand in Indien angenommen hatte, wurde dieſer tapfere Krieger von der Regierung dazu auserſehen, ſich an die Spitze der engliſchen Armee daſelbſt zu ſtellen. Er weigerte ſich trotz ſeiner 70 Jahre nicht, dieſen ebenſo mühſeligen als ehrenvollen Poſten anzunehmen, und war ſchon 24 Stunden, nachdem er den Befehl erhalten hatte, auf dem Wege nach Indien, ſodaß er nur das zur Reiſe Unentbehrlichſte hatte mit ſich nehmen können. Er fuhr von Calcutta nach Allahabad in einem ſogenannten horse-dawk, einem mit Pferden beſpannten Poſtwagen, und war einmal nahe daran, in die Hände der Aufrührer zu fallen. Sein Entkommen war ein unberechenbares Glück für England, denn dieſer Mann war nicht leicht zu erſetzen. Am Tage nach ſeiner Ankunft in Allahabad ſetzte er ſeine Reiſe nach Cahnpur und Lukhnau fort und reiſte eben ſo anſpruchslos ab, als er gekommen war. — Er war von mitteler Größe, ſtark gebaut und mit ausdrucksvollen Zügen, aus denen ein kühner, entſchloſſener Charakter ſprach.

Ich nahm dreimal Theil an den nächtlichen Ausfällen gegen den am jenſeitigen Ufer liegenden Feind, dem ich das Zeugniß geben muß, daß er eine unübertreffliche Geſchicklichkeit im Laufen beſaß, ſobald er uns erblickte. Bei einer dieſer Unternehmungen hatte ich das Com-

mando, und es waren mir verſiegelte Befehle eingehändigt worden, welche ich an einem beſtimmten Orte öffnen ſollte. Es lief Alles glücklich ab; der Feind zog ſich zurück, nachdem er einige Schüſſe abgefeuert und eine Brücke zerſtört hatte.

Wir exercirten jeden Morgen und jeden Abend, ſodaß unſer Corps in kurzer Friſt recht gut eingeſchult war. In freien Augenblicken beſuchte ich die Stadt Allahabad, die nicht eben merkwürdig iſt; ſie iſt ſchlecht gebaut und ſchlecht gehalten; man ſchätzt ihre Bevölkerung auf 100,000 Seelen. Den ſtärkſten Eindruck machten die Trümmer des Caſinos auf mich, in welchem die Officiere mit ausgeſuchteſter Grauſamkeit ermordet worden waren. Noch hing das Tau an den Mauern, an welchem man den einheimiſchen Unterofficier aufgehißt und da hatte verhungern laſſen, weil er überführt war, die Officiere nicht allein verrathen, ſondern auch die Hauptrolle eines Büttels bei allen vorgefallenen Greueln geſpielt zu haben. Die Umgebungen der Stadt ſind recht hübſch, und einen beſonderen Genuß gewährte es, in den prächtigen Alleen auf- und abzuwandeln, welche den Weg von der Feſtung nach der Stadt einfaſſen. In den hochſtämmigen, dicht belaubten Bäumen ſahen wir überall die ſchönſten Vögel mit wunderbar glänzendem Gefieder, welche die komiſchſten Töne ausſtießen und uns gänzlich unbekannt waren.

In Allahabad kaufte ich mir das erſte Pferd, welches mir ebenſo viel Nutzen als Vergnügen beim Dienſte, wie bei meinen Spazierritten gewährte. Auch meine Dienerſchaft, welche bisher einzig aus dem mehrfach erwähnten Krankenwärter beſtand, mußte ich, da es der Gebrauch des Landes erheiſchte, vermehren. So bekam ich einen Diener, dem es oblag, die Speiſen aufzutragen und Meſſer, Gabeln, Löffel und Becher in Ordnung zu halten, und der „Kitmiga" genannt wurde; einen anderen, welcher mich jeden Morgen mit einem kalten Sturzbade zu verſehen hatte und „Bhiſté" hieß; ein dritter, welcher Nahrungsmittel herbeiſchaffen und dieſelben bereiten mußte, hieß „Khánſáman;" ein vierter, „Mihtar," hielt mein Zimmer rein; der fünfte, „Saîs,"

Biblioteca Nazionale V. E.
MARCI

II S.17.1

Lastträger und Fußläufer

NAPOLI

wartete meines Pferdes, und der sechste, welcher das Futter schaffte und aufkaufte, hieß „Ghasiyárá." Als ich später mehrere Pferde hielt, mußte ich die beiden letztgenannten Dienste doppelt besetzen, und auch zwei „Pankha volas" annehmen, welche dazu bestimmt waren, abwechselnd die Insecten von meiner hohen Persönlichkeit fern zu halten und mir Kühlung zuzufächeln. Meine jetzige Stellung verlangte es, daß ich mich mit diesem Trosse umgab, von welchem jeder mit 3 bis 15 Rupien monatlich besoldet wurde. Ich habe schon erwähnt, daß Jeder sein besonderes Amt hatte, und es ist fast unmöglich, bei vorkommenden Gelegenheiten den Einen dazu zu vermögen, dem Anderen zu helfen. Man erklärt diese Eigenthümlichkeit durch die Furcht der Leute, ihrer Kaste verlustig zu werden, wenn sie von der erblichen Beschäftigung abweichen und die eines Anderen mit übernehmen.

Bei meiner Ankunft in Ostindien bestanden zwar schon mehrere Eisenbahnen, jedoch ziemlich weit von einander entfernt, die erst in späterer Zeit verbunden werden konnten. So wurden die Truppen nur von Calcutta nach Ránígunga, eine Strecke von 120 engl. Meilen, auf der Eisenbahn befördert, und von Allahabad nach Khaga, etwa 60 engl. Meilen; jetzt geht eine Bahn von Allahabad nach Cahnpur und von dort weiter nach Lukhnau. Die Telegraphenlinien hingegen liefen längs einer bedeutenden Strecke des sogenannten „Grand Trunk Road," der Landstraße von Calcutta nach Allahabad und weiter nach Delhi, also durch den größeren Theil von Indien. Es läßt sich denken, daß die Dräthe oft vom Feinde zerstört wurden, doch war der Schaden leichter auszubessern, als man glauben sollte. Auch die Eisenbahnen wurden oftmals aufgebrochen, aber von den Unsrigen ebenso schnell wieder hergestellt. — Die königl. englischen Truppen beliefen sich im Anfang October 1857 auf 22,384 Mann aller Waffengattungen; auf dem Wege von England hierher befanden sich 29,611 Mann. In den ersten 4 bis 5 Monaten wurden unsere Reihen fast täglich verstärkt, aber auch durch Krankheit in beklagenswerther Weise gelichtet. Im November bestanden die Truppen in Bengalen aus

21,884 Mann, und auf dem Wege dahin waren 18,390; in der Präſidentſchaft Madras 2,246, und dahin unterwegs 2,210; in Bombay 5,074, und ferner dahin commandirt 9,011. Von dem europäiſchen Armeecorps der oſtindiſchen Compagnie waren 18,180 Mann detachirt, von denen 6,800 in Bengalen, 4,960 in Madras und 4,520 in Bombay lagen, die Officiere der entwaffneten einheimiſchen Regimenter ungerechnet. Die einheimiſchen Regimenter, welche damals (October 1857) noch im Dienſte ſtanden, beliefen ſich auf 127,900 Mann, von welchen 46,800 nach Bengalen, 50,860 nach Madras und 30,240 nach Bombay verlegt waren. Die Mannſchaften der entwaffneten und aufgelöſten Regimenter betrugen, nur in Bengalen, 26,750 Mann; die der Empörer 58,830, oder 8300 Mann Cavalerie, 48,600 Mann Infanterie, 700 Artilleriſten und 630 Genie-Soldaten (Pionire u. ſ. w.). In der Präſidentſchaft Madras waren von einem Cavalerieregimente 38 Mann entwaffnet worden und 300 von einem anderen hatten den Aufſtand verſucht; in Bombay waren 850 Mann entwaffnet und 200 des beabſichtigten Aufruhrs überführt worden. Von den 127,900 Sipoys blieben wenige treu, da ſich ſpäter noch mehrere Regimenter den Aufſtändiſchen anſchloſſen. Nur 15 Regimenter, einſchließlich der nach China geſchickten, blieben der engliſchen Regierung ergeben.

Es befanden ſich mehrere angeſehene Staatsgefangene in der Feſtung Allahabad, von denen einige alte Gäſte daſelbſt waren. Auch ein Trupp Sipoys war hierher geſchickt worden; dieſelben hatten theils ihre Urlaubszeit nach Willkür verlängert und mußten hier ihre Strafe abſitzen; oder ſie waren deſertirt und wieder eingefangen, oder als Spione, und zwar auf der That, ergriffen worden. Ich mußte alle dieſe Gäſte, wenn ich die Woche hatte, täglich beſuchen, was keineswegs angenehm war und die größte Vorſicht und Aufmerkſamkeit erforderte. Man war immer von Verrath umgeben und in Gefahr, von ihrer Schlauheit überliſtet zu werden. Wenn ich zu den Staatsgefangenen eintrat, erhoben ſie ſich ſelten, noch würdigten ſie mich der üblichen

Begrüßung, ſondern maßen mich mit ernſten Blicken, in denen ich Zorn, Stolz und Verachtung las. Ich verſuchte vergebens, ſie davon zu überzeugen, daß ich nichts Uebeles im Sinne habe, vielmehr wünſche, ihre traurige Lage zu erleichtern; ſie wieſen mich mit Kälte zurück. Ein alter, kranker Greis, zu dem ich eines Tages mit der Frage herantrat, ob er etwas wünſche, antwortete mir: „Gieb mir die Freiheit!“ — Die übrigen Gefangenen nahmen mich auf ganz andere Weiſe auf und erwieſen mir ſo viel Unterwürfigkeit, daß ich leicht hätte dadurch hintergangen werden können, wenn ich nicht davon unterrichtet geweſen wäre, daß hinter dieſer Maske von Schmeichelei und Artigkeit der Wunſch lauere, bei erſter Gelegenheit mein Herzblut zu trinken. Jetzt fühlten ſie ihre Machtloſigkeit und wußten, daß ihr Schickſal zum Theil von mir abhinge und daß ein Wort aus meinem Munde genügte, ſie in die andere Welt zu befördern. Uebrigens war es ein wahrer Genuß, dieſe herrlichen, muskelreichen Geſtalten, die einem Bildhauer zum Modell hätten dienen können, unbemerkt durch das eiſerne Gitter ihres Gefängniſſes zu betrachten. Man glaubte, am Eingange einer Räuberhöhle oder in einer Menagerie vor einem Käfig voller Königstiger zu ſtehen. Faſt täglich ließ der Commandant einige der Gefangenen abführen, welche ſodann ſpurlos verſchwanden, worauf neue Mitglieder die leeren Plätze einnahmen. Ich wußte anfangs nicht, wohin man dieſe abgeholten Gefangenen brachte, bis ich entdeckte, daß ſie zum Galgen verurtheilt waren und die Strafe ſofort vollzogen wurde. Dieſe Heimlichkeit in Unterſuchung und Hinrichtung erinnerte mich an den Rath der Zehn in Venedig; — auch in der Feſtung Allahabad hatten wir eine „Seufzerbrücke, über die das Opfer nur einmal ſchritt,“ um in dem Waſſer unterhalb derſelben begraben zu werden; denn die Gehängten wurden zur Nachtzeit in den Fluß geworfen, nicht — wie man mir ſagte — um der Mühe überhoben zu ſein, ihnen ein Grab zu graben, ſondern aus Achtung vor ihren religiöſen Begriffen. Es war ja ſo leicht, den Todten einen Wunſch zu erfüllen, um einigermaßen zu ſühnen, was man an den Lebenden verſchuldet hatte! —

Man darf nicht glauben, daß es bei diesem Aufruhr an Zügen wahren Edelmuths fehlte, welcher von den Empörern Denen bewiesen wurde, die sie als die Unterdrücker ihres Vaterlandes bekämpften. Hier ein Beispiel von den vielen, die ich anführen könnte: Ein Soubadar (Unterofficier) des 2. Bombay-Grenadierregiments, welcher auf Urlaub war und sich in seinem Geburtsorte, einem Dorfe in der Nähe Allahabad's aufhielt, wurde durch die Umstände gezwungen — vielleicht auch durch den Wunsch, das Land seiner Väter frei zu sehen, dazu bewogen — an den Gewaltthätigkeiten gegen die Eindringlinge theilzunehmen. Da hörte er zufällig, daß ein englischer Officier dem Blutbade entronnen und in der Umgegend verborgen sei. In größter Heimlichkeit suchte er denselben auf, trug ihm mehrere Tage lang Nahrungsmittel zu und führte ihn endlich verkleidet zu den Vorposten des Generals Havelock. Er wurde für seinen Edelmuth von der ostindischen Compagnie mit einer goldenen Uhr und 1000 Rupien belohnt.

In Lukhnau belief sich die Stärke der Aufständischen auf 50,000 Mann, und dennoch war das Residenzgebäude in den Händen der Engländer geblieben. Die kleine Schaar hatte mehrere Angriffe zurückgeschlagen und war gerade auf dem Punkte, von der Übermacht vernichtet zu werden, als die Generale Havelock und Outram sich am 25. September einen Weg in die Stadt bahnten, sich durch den Feind schlugen und den Herrschersitz erreichten. Hier wartete ihrer ein erschütternder Anblick; die meisten Männer und Frauen waren verwundet oder lagen an einer heftigen Epidemie darnieder, und die Nahrungsmittel fingen an auszugehen. Alle waren auf einen unvermeidlichen Tod gefaßt und entschlossen, mit den Waffen in der Hand zu sterben. Diese neuangekommene Verstärkung blieb bis zum 14. November vom Feinde eingeschlossen, wo es Sir Colin Campbell's unsäglicher Anstrengung gelang, seine Landsleute zu erlösen. Jeden Fußbreit des Bodens mußte er sich erkämpfen, und sein Weg ging über Berge von Leichen! — In der Nacht vom 21. auf den 22. November zog er mit der ganzen Besatzung sammt Frauen und Kindern ab, und zwar so leise

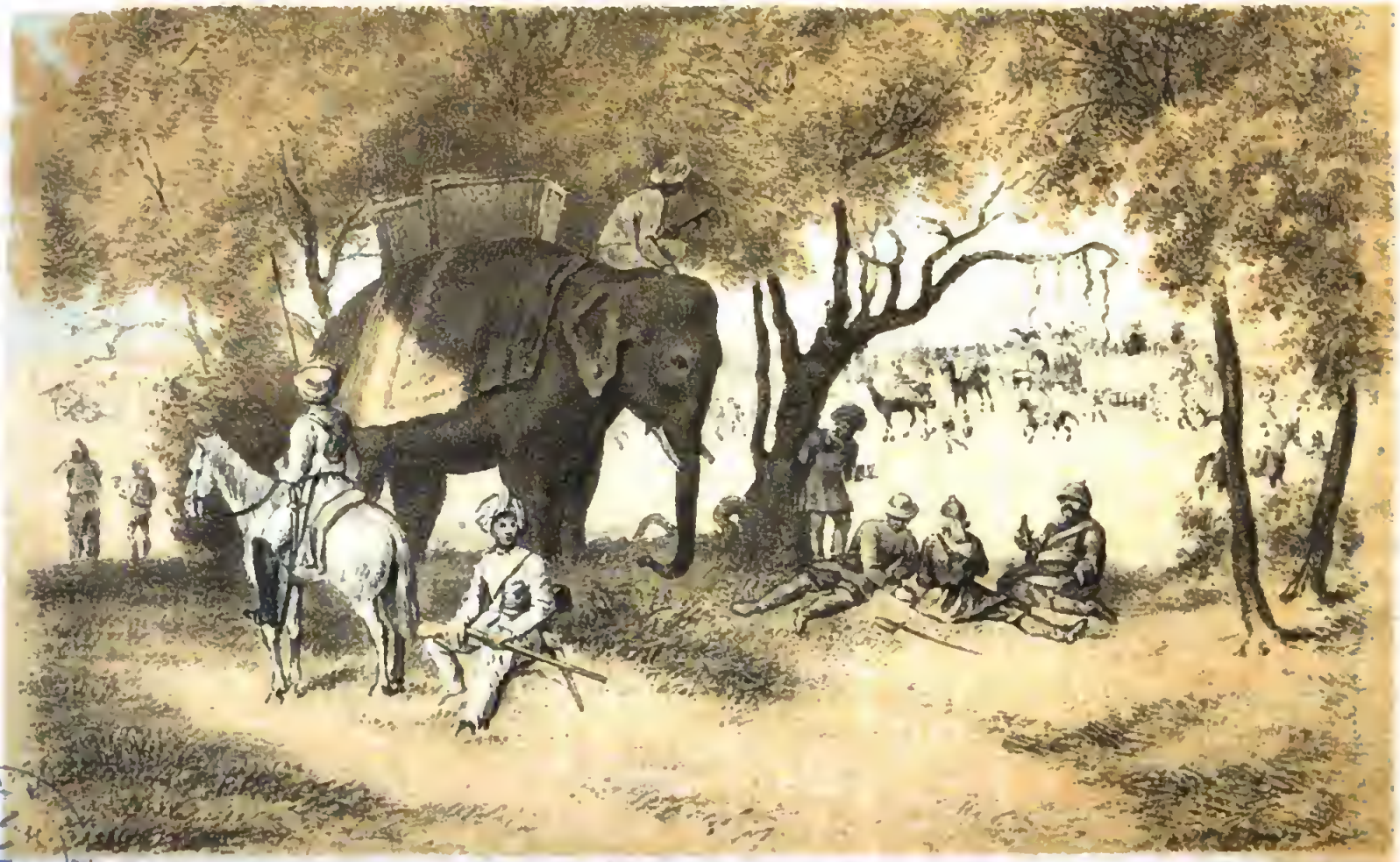
und unbemerkt, daß der Feind nicht die geringste Ahnung davon hatte und am nächsten Morgen fortfuhr, die verlassenen Gebäude zu beschießen.

Man führte die Verwundeten und die Frauen und Kinder nach dem befestigten Allumbág, eine halbe Meile von Lukhnau, wo auch General Outram mit einer Abtheilung zur Vertheidigung dieses wichtigen Punktes zurückblieb. Später wurden die Frauen und Kinder unter einer Bedeckung berittener Sikhs und einiger Europäer über Cahnpur und Allahabad nach Calcutta geschickt. Wir hatten Befehl bekommen, dieselben in Allahabad zu empfangen, und ich werde nie den schmerzlichen Eindruck vergessen, den diese abgezehrten, unglücklichen Geschöpfe auf mich machten. Sie bezeigten nicht die geringste Freude darüber, dem Märtyrerthum entronnen und im Schutze befreundeter Truppen zu sein, kein Lächeln glitt über ihre Züge, keine Empfindung zuckte in den Mienen; die anhaltende, erschütternde Gemüthsbewegung hatte alle ihre geistigen und körperlichen Kräfte gebrochen. Sie glichen einem Zuge lebendiger Leichen, deren bleiche, welke Lippen, wie Macbeth sagt, der Kummer, der nicht spricht, versiegelt hatte. Auch Officiere und Soldaten von unserer Brigade, die bei Lukhnau verwundet waren, wurden nach Allahabad gebracht, um von unseren Aerzten behandelt zu werden. Dies war meine erste Bekanntschaft mit den Schattenseiten des Kriegshandwerkes, der Prolog zu dem Schauspiele, in dem eine Rolle zu spielen ich so lange gewünscht hatte. Ich will nicht leugnen, daß meine Sehnsucht nach Kriegsabenteuern beim Anblicke so grauenvoller Leiden bedeutend abgekühlt wurde, nicht etwa aus Furcht, daß ich binnen Kurzem die Anzahl dieser unglücklichen, gespensterhaften Gestalten vermehren würde, sondern weil ich hinter dem blutbespritzten Vorhange von Siegeszeichen, Lorberkränzen und Heldengedichten den Menschen in einer Gestalt erblickte, in welcher er auf derselben Stufe mit den wilden Thieren des Waldes stand. Es lag eine Genugthuung für uns darin, diese armen, verstümmelten Freunde in ihrer qualvollen Lage zu pflegen und ihnen dieselbe durch alle uns

zu Gebote ſtehenden Mittel zu erleichtern. Ich verweilte täglich mehrere Stunden im Krankenhauſe und lernte daſelbſt Männer kennen, die mich durch ihren Muth und ihre Ergebung in das Schickſal das Leben von einem höheren Standpunkte aus betrachten lehrten. Ich will von den vielen Zügen von Heldenmuth nur einen erwähnen, der ſich tief in mein Gedächtniß eingeprägt hat. Einem jungen Officiere war durch eine Kanonenkugel das Schenkelbein zerſchmettert worden; es war ſchlecht verbunden, und er kam in elendem Zuſtande bei uns an. Als der Arzt den Verband abgenommen hatte, erklärte er, daß eine Amputation nutzlos ſein würde. Der junge Mann hörte ſein Todesurtheil lächelnd an; als die letzte Stunde nahte, bat er mich, ſeinen Kopf aufzurichten, und als ich ihn frug, ob er ſehr viel Schmerzen habe, antwortete er: „Was mich ſchmerzt, iſt, daß ich ſo jung von der eben begonnenen Arbeit abgerufen werde!“ Er beſchäftigte ſich fortwährend mit England und ſtarb mit dem Namen ſeines Vaterlandes auf den Lippen! —

Eines Tages kam der befehlhabende Officier unſerer Brigade und theilte mir ein Schreiben des Capitain Peel mit, in welchem er unter Anderem ſagte, er habe erfahren, daß ich mein Amt mit Eifer und Umſicht verwalte, und daher beim Obergeneral für mich die Erlaubniß ausgewirkt, zur Hauptarmee abzugehen, welche damals in Cahnpur lag; man erkannte aus ſeinen Worten, daß er daſſelbe für alle zu unſerer Brigade Gehörenden erbeten, aber abſchlägigen Beſcheid bekommen hatte. Ich hatte nun die Wahl, zu bleiben oder von meiner geliebten Compagnie zu ſcheiden. Ich entſchloß mich zu dem Letzteren, aber als ich den Commandanten von meiner Abreiſe in Kenntniß ſetzte, erwiderte dieſer, daß ich für den Dienſt in der Feſtung nothwendig ſei und er mich ſomit nicht entlaſſen könne, bevor der Befehl dazu vom Obergeneral ſelbſt eingelaufen ſei. Capitain Peel wurde hiervon benachrichtigt und erhielt den verlangten Befehl nicht allein für mich, ſondern für alle Mitglieder der Brigade, und ich war ſo glücklich, Allahabad an der Spitze meiner Compagnie den Rücken wenden zu können.

Biblioteca Nazionale V. E. III NAPOLI



Halt zur Frühstücksstunde.

BIBLIOTECA VITTORIO EMANUELE III · NAPOLI

Wir verließen die Festung am 19. December, um uns unmittelbar nach Cahnpur zu begeben. Die ersten 60 engl. Meilen wurden auf der Eisenbahn zurückgelegt, worauf wir in höchst unbequeme große Wagen gepackt und von Ochsen fortgezogen wurden. Diese Wagen waren großen, unförmlichen Kasten zu vergleichen, welche auf zwei oder auf vier Rädern standen und mit einem Dache von Brettern, mit Eisenblech beschlagen, versehen waren, welches, so wie die farbigen Seitenvorhänge, vor Sonne und Regen schützen sollte. In jedem Wagen wurden 6 bis 8 Mann untergebracht, von denen zwei abwechselnd nebenher gehen mußten, um darauf zu achten, daß nichts von dem Gepäcke verloren gehe, und um die Ochsen im Zaume zu halten, welche alle Augenblicke aus dem Gleise wichen. Wir hatten die 68-pfündigen Kanonen zurückgelassen, weil sich keine für sie passenden Lafetten fanden, und statt ihrer mehrere 24-Pfünder mitgenommen. Auf dem Grand Trunk Road fanden wir alle 2 Meilen Stationen, bei denen wir Halt machten, um uns mit Mundvorräthen zu versehen und die Ochsen zu wechseln. Wenn die Zeit es erlaubte und ein Brunnen in der Nähe war, versäumten wir es nie, ein stärkendes Sturzbad zu nehmen. Die Mahlzeit wurde unter einem großen Baume bereitet und bestand aus Fleisch, Brod, Gemüse und Thee; Officiere und Gemeine aßen mit einander und Jeder bekam täglich sein Gläschen Arak oder Rum, welches für die schönste Würze des Mahles angesehen wurde. Zu unseren Reiseabenteuern — woran es nie gebricht — gehörte, daß einer unserer Officiere eines Tages kopfüber in einen tiefen Brunnen fiel, aus dem er jedoch glücklich wieder herausgezogen wurde, und daß wir in einer Nacht einige verkleidete Sipoys gefangen nahmen, welche die Frechheit gehabt hatten, sich in unsere Reihen einzuschleichen; sie wurden auf der nächsten Militairstation der Behörde übergeben, welche sie später zum Galgen verurtheilte.

Am 21. December erreichten wir Cahnpur, wo Sir Colin Campbell sich mit der Hauptarmee (10,000 Mann) befand, die außerhalb der Stadt das Lager aufgeschlagen hatte. Diese zahllosen Zelte, in

der Mitte die englische Flagge, die stolz über dem Zelte des Obergenerals wehte und uns den Willkommensgruß zuwinkte, waren für uns ein erquickender Anblick, als wir, halbtodt vor Hitze, in unseren Ochsenequipagen langsam einhergezogen kamen. Längs der ganzen Fronte spielten die verschiedenen Musikcorps, und die befreundeten Officiere eilten uns sogleich entgegen. Nachdem die erste Freude des Wiedersehens vorüber war, und wir unser Quartier bezogen und das Gepäck geordnet hatten, eilte ich sogleich zu Capitain Peel, um ihm für die mir erwiesene Güte zu danken. Er empfing mich wie einen jüngeren Bruder und versicherte, daß es ferner Keinem glücken solle, uns während des Feldzuges zu trennen; — er vergaß, daß es einen stärkeren Willen giebt, vor dem wir uns Alle beugen müssen! —

Als Sir Colin Campbell die Besatzung von Lukhnau erlöst hatte und sich bereits wieder in der Nähe von Cahupur befand, hörte er plötzlich eine heftige Kanonade in dieser Richtung. Er ahnete, daß seine Gegenwart daselbst nothwendig sein werde, und beschleunigte seinen Marsch, weil er erkannte, daß der Kampf entweder die Folge einer Unvorsichtigkeit oder ein Unternehmen sei, dessen wichtige Folgen man nicht berechnet hatte. Die Sache verhielt sich in der That so. Der Befehlshaber der Besatzung, General Windham, hatte es gewagt, mit drei Regimentern und einem Handvoll unserer Matrosen einen 20,000 Mann starken Feind anzugreifen, war zurückgeschlagen und seiner Zelte beraubt worden — einer der unglücklichsten Vorgänge im ganzen indischen Feldzuge. Der General hatte Befehl gehabt, nur seinen Posten zu vertheidigen, welcher als Verbindungspunkt für den Obergeneral angesehen wurde, als er sich mit 6 bis 700 Frauen und Kindern und 2000 Verwundeten von Lukhnau zurückzog. General Windham war durch falsche Berichte über die Stärke des Feindes zum Angriffe bewogen worden. Dieser Fehlgriff ließ jedoch keinen Flecken auf dem glänzenden Schilde des tapferen Kriegers zurück, und der Name des „Helden vom Redan," den er sich im Kugelregen in der Krim erworben, hat nichts von seinem Glanze eingebüßt. Sir Colin Campbell säumte nicht, eine

blutige Rache zu nehmen; die besten Truppen des Feindes, z. B. die Truppen von Gwalior, wurden gänzlich geschlagen, 30 Kanonen und eine Menge Gepäck u. s. w. erobert. General Windham wurde auf einen anderen Posten versetzt, aber ich sah deutlich aus den Berichten des Obergenerals, daß dieser ihm alle Gerechtigkeit widerfahren ließ und das Geschehene nur der schwierigen Lage, in der er sich befunden, zugeschrieben wissen wollte.

Mein Pferd, welches einige Tage vor mir von Allahabad abgegangen war, erwartete mich schon in Cahnpur, und ich benutzte es sofort zu einigen Ausflügen in Stadt und Umgegend, an denen sich mehrere meiner Kameraden betheiligten. Das Erste, was meine lebhafte Theilnahme erweckte, waren die Trümmer des sogenannten Hospitals. Wir mußten, um dahin zu kommen, eine weite Ebene durchreiten, auf welcher alle Wohnhäuser in Schutthaufen verwandelt waren. Die Mauern des Hospitals waren von Kanonenkugeln durchlöchert und das Dach zum Theil eingestürzt — und in diesem Hause, das nur mit wenigen elenden Schanzen versehen war, hatte sich General Wheeler mit 600 Europäern, von denen die Hälfte aus Frauen und Kindern bestand, 3 Wochen lang gegen die täglichen Angriffe eines 20,000 Mann starken Feindes vertheidigt. Wenn man bedenkt, daß die Unglücklichen nach dem Einsturze des Daches den senkrechten Strahlen der indischen Sonne ausgesetzt waren, nur einen Brunnen mit trinkbarem Wasser hatten, welches deshalb tropfenweise vertheilt wurde, und dabei fortwährend das mörderische Feuer und die Angriffe des Feindes auszuhalten hatten, so kann man sich von der verzweiflungsvollen Lage einen Begriff machen, in welcher diese Unglücklichen sich befanden, obschon der britische Muth davon noch immer nicht zusammenbrach.

Man hat den Aufstand in Cahnpur die traurige Frucht eines irregeleiteten Unabhängigkeitstriebes genannt; ich glaube jedoch, daß man der Wahrheit näher kommt, wenn man denselben als eine vereinzelte Handlung bezeichnet, die, unter der Maske des Ringens nach Volksfreiheit, von Raub- und Rachgier begangen wurde, welche einen mächtigen

Bundesgenoſſen in dem religiöſen Fanatismus gefunden hatten. An der Spitze der Empörer ſtand ein Mann, welcher dazu geſchaffen ſchien, die Rolle eines böſen Geiſtes in einem ſolchen Trauerſpiele zu übernehmen. Sein Charakter war wie das indiſche Gras, welches um ſo weicher wird, je mehr man es tritt; — wie eine vergiftete Quelle, auf der Oberfläche ſpiegelklar, auf ihrem Grunde aber ein bodenloſer Moraſt. Man konnte auf ihn das Wort La Rochefoucauld's anwenden: daß Mancher Gutes im Kleinen thut, um ungeſtraft das Böſe im Großen vollbringen zu können. Ihm war das Vermögen angeboren, die Beute in das Netz zu locken, ehe Andere ſie mit der Lanze erreichen konnten; er verſtand es, Nutzen aus der Wahrheit zu ziehen, daß die Zähne, die am ſchärfſten beißen, nicht zu ſehen ſind. Er wußte Aufſehen und Bewunderung zu erregen und ſeine Reden zu überzuckern, die dann von der Leichtgläubigkeit verſchluckt wurden, ohne zu bedenken, daß die ſüßeſten Weine den ſauerſten Eſſig liefern. Es wurde ihm jedoch leichter, Andere zu beherrſchen, als ſich ſelbſt. Der teufliſche Grundzug ſeiner Natur wußte ſich immer geltend zu machen, ſei es innerhalb des Landes, in welchem er allein den Scepter führte, oder außerhalb deſſelben, wo er der Verſtellung bedurfte, um ſeinen Zweck zu erreichen. So kleidete er den Haß in den beſternten, himmelblauen Mantel der Menſchenliebe, den Eigennutz in den glänzenden Harniſch der Vaterlandsliebe und die Heuchelei in den weißen Schleier der Religion, ohne daß Jemand ahnete, welch' verdorbener Kern in dieſer glänzenden Hülle verſteckt läge.

Der Mann, den ich hier geſchildert habe, nannte und ſchrieb ſich ſelbſt nur Nena, welchem Namen gewöhnlich von Anderen das Wort Sahib hinzugefügt wird, was Herr bedeutet. Die Angaben über ſeine Geburt ſind ſehr verſchieden. Ein deutſcher und mehrere engliſche Schriftſteller ſagen, daß der letzte Peiſchwa (Fürſt, Regent der Mahratten) Bajee Row (Bedſchee Rau) den noch ſehr jungen Nena an Kindes ſtatt angenommen habe, eine Behauptung, welcher ich nicht beipflichten kann, da dieſer Adoptivſohn Dhûndo Punt hieß. Von den

Dschung Bahadur
Fürst von Nepál.

Nana Sahib.

Begum von Lukhnau.

Favorit Sultanin des
Radschah von Benares.

BIBLIOTECA NAZIONALE "VITTORIO EMANUELE"
NAPOLI
Digitized by Google

Biblioteca Nazionale V. E. III
NAPOLI

Digitized by Google

Nachrichten, welche ich in Indien über seine Persönlichkeit sammelte, stimmen mehrere dahin überein, daß Nena der älteste Sohn des Ex-Peischwa Soubardar Ramehunder Punt sei, daß der Knabe ohne jede Aufsicht, gleich einer wilden Pflanze, aufgewachsen und daß die bösen Keime bald zur vollen Entwickelung gekommen seien. Dem möge sein, wie es wolle, gewiß ist, daß Nena noch bei Lebzeiten seines Vaters sehr schlecht bei den englischen Behörden angeschrieben stand, und daß Oberst Manson ihn öffentlich des Verbrechens der Fälschung anklagte, was aber wegen Mangel an hinreichendem Beweise keine weiteren Folgen hatte. Als Nena später durch seinen hochgeachteten, einflußreichen Vater um das Commando der in Gwalior liegenden Cavalerie anhielt, wurde dies Gesuch abgeschlagen. Nach dem Tode des Vaters zeigte Nena zwei Testamente vor, das eine in englischer, das andere in mahrattischer Sprache geschrieben, kraft deren er den Besitz des ganzen Nachlasses beanspruchte. Diese Schriftstücken wurden aber für falsch erklärt und Nena dazu verurtheilt, das Vermögen mit seinen beiden Brüdern zu theilen.

Es ist wahrscheinlich, daß diese für ihn sehr unangenehmen Vorgänge den ersten Grund zu seinem glühenden Hasse gegen die Engländer gelegt haben. Obgleich er bei mehreren Gelegenheiten diese feindlichen Gesinnungen an den Tag legte, achtete man doch so wenig darauf, daß man ihn ferner im Besitze seiner ansehnlichen Waffenvorräthe ließ und ihm gestattete, sich mit einer kleinen einheimischen Armee zu umgeben, welche er selbst ausrüstete und besoldete. Man gefiel sich in der Vorstellung, daß Nena die Rolle des Mißvergnügten mit der Regierung nur zum Scheine spiele, um das Mißtrauen seiner Landsleute zu ersticken; ja, angesehene Engländer waren häufige Gäste auf seinem prachtvollen Schlosse Bithur, wo sie sich mit Jagd und Fischerei die Zeit auf die angenehmste Art vertrieben. Man erzählt sogar, daß Englands Töchter von der stattlichen Figur und dem ritterlichen Wesen dieses Hindu bezaubert, und einige von ihnen sogar so schwach gewesen sind, ihm Freiheiten zu gestatten, die sie keinem Anderen in ihrer Gegenwart nur

anzudeuten erlaubt haben würden. Verſchiedene billets-doux, die man unter ſeinen Papieren fand, haben die Wahrheit dieſer Thatſachen beſtätigt. Kurz vor dem Ausbruche der Unruhen gab Nena auf ſeinem Schloſſe ein glänzendes Feſt, welches eigens dazu ſcheint veranſtaltet geweſen zu ſein, die Perſonen auszuwählen, die zuerſt ſeinen mörderiſchen Plänen zum Opfer fallen ſollten; und die Lady, welche bei jenem Feſte als Königin ſtrahlte — endete als Favoritſultanin in ſeinem Harem. — —

Ich habe in den vorhergehenden Blättern erwähnt, daß die kleine Beſatzung am 27. Juni das Hoſpitalgebäude verließ, nachdem General Wheeler am Tage vorher von Nena die eidliche Verſicherung erhalten hatte, daß er ihn unbehindert mit den Seinen längs des Ganges nach Allahabad ziehen laſſen würde. General Wheeler, obwohl ſelbſt verwundet, würde wahrſcheinlich nie unterhandelt haben, wenn er nicht ſo viele Frauen und Kinder zu beſchützen gehabt hätte. Ein Verſuch, die feindlichen Maſſen mit dem Schwerte in der Hand zu durchbrechen, war nicht denkbar, ohne die Wehrloſen einem ſicheren Märtyrertode auszuſetzen, wozu ſein Herz zu fühlend und zu ritterlich war.

Was nun das dem General Wheeler gegebene und ſpäter ſo ſchändlich gebrochene Ehrenwort betrifft, ſo glaube ich, daß man die Berichte darüber nicht ſo buchſtäblich nehmen darf, d. h. ſo wie man ſie in den engliſchen Zeitungen und in Büchern, deren Verfaſſer ihr Urtheil und ihre Sachkenntniß aus ebengenannten Quellen geſchöpft haben, las. Ganz Indien kann bezeugen, daß Nena Sahib's Name hinreichend entehrt war, und daß es nicht noch weiterer Niederträchtigkeiten bedurft hätte, ihn für Zeit und Ewigkeit zu brandmarken. Dennoch hat man verſucht, ihn in noch ſchlechterem Lichte zu zeigen, indem man ihm dieſen Treubruch aufgebürdet hat. So ſagt z. B. Herr Benedey*) in ſeinen Schilderungen des engliſchen Oſtindien, daß Nena dem General Wheeler die feierlichſten Verſicherungen gegeben und ge-

*) Auch der Miſſionair Alexander Duff ſtimmt hiermit überein.

ſagt habe: „Zieht mit allen Euren Leuten nach Allahabad; ich ſelbſt will Euch die Fahrzeuge dazu liefern, und Ihr könnt Euch darauf verlaſſen, daß ich mein Wort halte;" worauf General Wheeler antwortete: „Beſchwört dies nach den Gebräuchen Eurer Religion; ich ſchwöre auf die Bibel, daß ich dieſe Verſchanzungen räumen will." Nena leiſtete hierauf den Eid, beſchwur Alles, was der General verlangte, und fügte hinzu: „Gott verurtheile, Gott ſtrafe mich, wenn ich mein Wort breche. Verlaßt Euch auf mich, ich will Euch nicht hintergehen!" — Er ließ nun eine kleine Flotte von 20 Barken bereit machen und den General davon benachrichtigen, mit der Bemerkung: „Um 8 Uhr ſollt ihr Euch fertig halten, die Verſchanzungen zu verlaſſen, und um 10 Uhr ein Frühſtück am Bord einnehmen; ich lade Euch dazu ein!" — Am folgenden Morgen (den 26. Juni) fanden ſich die Boten Nena Sahib's um 7 Uhr vor den Verſchanzungen ein und riefen: „Geht nun an Bord, es iſt Alles bereit!" Die Frauen und Kinder wurden auf Elephanten an den Strand geſchafft; die Männer bildeten die bewaffnete Bedeckung, und Alles kam glücklich an Bord. Hier fand man ſogar das verſprochene Frühſtück vor, dem man nach ſo langem Faſten tapfer zuſprach. Da blitzte es am jenſeitigen Ufer auf und ein Hagel von Kartätſchen überſchüttete ſie aus Kanonen, die ihnen bis jetzt verborgen geblieben waren. Die eine der Barken gerieth in Brand, die anderen wurden von den Kugeln durchlöchert. Alle, die nicht verwundet waren, ſprangen in das Waſſer, wo ſie von den Sipoys wie die Enten gejagt wurden; die Berittenen ſtürzten ſich mit den Pferden in den Strom und hieben Alles nieder, was ihnen vor die Klinge kam.

So weit Herr Venedey. Dagegen tritt aber Mrs. Hornſteett auf, eine der Wenigen, welche aus dem Blutbade gerettet worden ſind, indem ſie ſagt: „Man verſichert in Europa, daß Nena ſein dem General Wheeler gegebenes Wort gebrochen habe, aber dies beruht auf einem Irrthume. Wir fielen wohl einem Mißverſtändniſſe, aber keinem Meineide zum Opfer. Ich habe dies während der 10 Tage, die ich als

Gefangene in der Nähe Nena's zubrachte, oftmals wiederholen hören. Es ſcheint, als ob man Kunde davon erhalten hatte, daß General Havelock zum Entſatze herbeieile und nur noch in der Entfernung eines Tagemarſches von Cahnpur ſtehe, obgleich er in Wirklichkeit noch nicht ſo weit vorgerückt war; das war auch der Grund, weshalb Nena ſich beeilte, auf den Vorſchlag des Generals einzugehen, um dadurch dem Stolze der engliſchen Armee einen Stoß zu verſetzen. Da geſchah es — man hat nicht erfahren, wie — daß, während unſere Böte vom Lande abſtießen, ein Pulverfaß, welches im Hoſpital zurückgeblieben war, aufflog, wobei einige geladene Schießwaffen, die in ſeiner Nähe ſtanden, ſich entluden. Die Hindu erſchraken, glaubten die Kanonen General Havelock's zu hören, und meinten, daß General Wheeler einige ſeiner Leute zurückgelaſſen habe, um Vortheil aus der Nähe der engliſchen Armee zu ziehen und die Capitulation für ungültig zu erklären. Deshalb erhielt die Batterie am weſtlichen Ufer Befehl, die kleine Flottille zuſammen zu ſchießen, deshalb wuchs auch die wilde Raſerei der Sipoys und des Volkes, und deshalb entſtand das Blutbad, dem Nena Sahib ſelbſt Einhalt that, als er die wirkliche Lage der Dinge erfuhr. Ja, ich betheure, daß Niemand dem Tode entgangen wäre, wenn der mächtige Häuptling nicht plötzlich erſchienen wäre. Er kam an der Spitze eines glänzenden Stabes dahergeſprengt, und es bedurfte nur eines Winkes von ſeiner Hand, um die Säbel und Dolche ſofort in die Scheiden zurückzubringen. Darauf ertheilte er Befehle an ſeine Officiere, und ich erhob mich dankbar von meinen Knieen, denn ich hatte Worte gehört, die noch einmal das Licht der Hoffnung in meinem Herzen entzündet hatten." —

Es würde eine Lücke in der Geſchichte ausgefüllt haben, wenn Mrs. Hornſteett das Nachſpiel zu den Greuelſcenen etwas ſchärfer beleuchtet hätte, in denen ihre eigene Tochter vor ihren Augen auf die ſchimpflichſte Weiſe ermordet und ihr Sohn mit einem Bajonnet an die Wand geſpießt wurde; wenn ſie geſagt hätte, auf weſſen Befehl die gefangenen Frauen und Kinder beim zweiten Blutbade gemordet

wurden. Sie erklärt, daß Nena Sahib persönlich zugegen war; — darf auch hier ihre Angabe, „daß seine Macht über die Sipoys nicht allgemein anerkannt, sein Wille nicht Allen Gesetz war," ihm zur Entschuldigung dienen?

Als ich das sogenannte Schlachthaus besuchte, sah man an den Wänden noch die Mahnungen zur Rache, welche die Märtyrer während der Metzelei an dieselben geschrieben hatten. Meine englischen Begleiter lasen diese Sterberunen mit tiefem Schweigen und starren Blicken. — Später zeigte man uns den Brunnen, welcher mit Todten und Halbtodten angefüllt gewesen war.

Viele dieser erschütternden Scenen hätten vermieden werden können, wenn die englischen Behörden wachsamer gewesen und mit mehr Vorsicht und Entschlossenheit zu Werke gegangen wären. So unterließ es der befehlende General in Dînapur z. B., die drei einheimischen Regimenter zu entwaffnen, obgleich man ihn auf die Nothwendigkeit dieses Schrittes aufmerksam gemacht hatte, und bat statt dessen um Verhaltungsregeln. — Als dieselben ankamen, waren alle drei Regimenter mit Waffen und Munition abgezogen, um die umliegende Gegend zu verheeren.

Ein merkwürdiges Actenstück ist der von Nena Sahib gleich nach der Eroberung von Delhi erlassene Aufruf; er lautet wie folgt: „Landsleute! Mit Gottes Güte und dem Glücke des Kaisers ist es unseren frommen, weisen und ihrer Religion treu ergebenen Truppen gelungen, die Christen in Delhi, Pûnah, Satara und anderen Orten, so wie die 5000 europäischen Soldaten, welche sich verkleidet in erstgenannter Stadt aufhielten, in die Hölle zu schicken! Da nun an diesen Plätzen keine Spur von Feinden mehr sichtbar ist, so wird jeder echte Hindu aufgefordert, mit uns an der allgemeinen Freude theilzunehmen, dieses Ungeziefer los zu sein, und sich uns anzuschließen, das Werk der Befreiung fortzusetzen!"

Ein aufgefangener Brief der Sipoys in Delhi und Aude an die entwaffnete Brigade in Barakhpur athmet dieselbe Unversöhnlichkeit:

„Seid gegrüßt, Ihr Krieger! Wir erwarteten Großes von Euch, die Ihr der Kern der Armee ſeid, aber Ihr ließet Euch Eure Waffen nehmen ohne Kampf. Es iſt jedoch nicht zu ſpät, das verlorene Anſehen wiederzugewinnen, wenn Ihr auch keine Waffen habt. Erhebt Euch, und der Gott Ram wird Euch geben, was Ihr braucht. Ihr werdet monatlich 12 Rupien und außerdem 200 Bighas (ungefähr 70 engl. Acker) Landes bekommen. Der König in Delhi hat befohlen, daß keine Kühe mehr getödtet werden ſollen. Er ſchickt Euch Grüße und läßt Euch ſagen, daß der Feind außerhalb der Stadt 10,000 Mann ſtark iſt. Nachdem wir dieſelben vernichtet haben, gehen wir nach Calcutta, um zu ſehen, ob die Feringhis (Fremden) noch ferner Muth haben, gegen uns zu kämpfen!“ —

Cahnpur iſt eine bedeutende Militairſtation, 108 ſchwediſche Meilen von Calcutta und 10 Meilen von Lukhnau entfernt. Die Stadt zählt 120,000 Einwohner, iſt wohl gebaut, liegt in ungeſunder Gegend und treibt anſehnlichen Handel. Ich hatte nicht Zeit, ſie näher in Augenſchein zu nehmen, denn ſchon am Abend des 23. erhielten wir den Befehl, weiter nach Norden zu marſchiren.

Zwölftes Capitel.

Der Marsch von Cahnpur nach Kálá Nadi. — Ein Brief aus der Heimath. — Die Weihnachtsfeier im Lager.

Am Morgen des 24. December 1857 verließen wir Cahnpur. Unser Armeecorps, mit dem Obergeneral an der Spitze, bestand ungefähr aus 6000 Mann und gewährte mit seinen ausgedehnten Flanken, seiner kriegerischen Haltung und guten Ausrüstung einen Achtung gebietenden Anblick. Der Plan war, gerade auf Furukhabád loszugehen. Ein Nabob hatte sich daselbst zum Könige ausrufen lassen, die Fahne des Aufruhrs aufgepflanzt und seinen Truppen befohlen, alle Engländer in der Stadt und Umgegend durch Feuer und Schwert zu vertilgen. Es war aber nicht nur Absicht, dort das Vergeltungsrecht zu üben und die verlorenen Punkte wieder zu nehmen, sondern daselbst auch eine Vertrauen einflößende Truppenmacht zusammen zu ziehen und mit derselben nach Lukhnau zu marschiren, wohin sich mehrere zersprengte feindliche Haufen zurückgezogen und dort festgesetzt hatten.

Da der Aufbruch einer Armee und die Marschordnung in Indien so verschieden von der Art sind, wie diese bei uns bewerkstelligt werden, will ich es versuchen, den ersten Tag mit seinen Begebenheiten möglichst kurz zu schildern.

Um 5 Uhr Morgens erscholl der erste Trompetenstoß, welcher das Zeichen zum Aufstehen gab; eine Viertelstunde später der zweite, zum Abbrechen und Aufrollen der Zelte, und um 5½ Uhr ein drittes Signal, welches sämmtliche Regimenter auf ihre betreffenden Paradeplätze rief, um den am Abend vorher gegebenen Befehlen gemäß auszurücken.

In dieſer halben Stunde hatten wir kaum die Zeit, uns anzukleiden, eine Taſſe Thee zu trinken und danach zu ſehen, daß unſere Sachen ordentlich in die zu dieſem Zwecke angefertigten zinnernen Käſten gepackt würden, worauf ſie den Dienern übergeben und dann von dieſen mit anderem Gepäcke, wie z. B. Zelt, Stuhl, Tiſch u. ſ. w., auf den Rücken der Elephanten oder Kameele befeſtigt wurden. Die Mehrzahl verſäumte nicht, ſich mit einer Art Hängematte aus geflochtenem Tauwerk zu verſehen, die man Tſchárpáe nannte und beim Gebrauche über 4 Pfähle hing. Man vermied auf dieſe Weiſe, mit den Tauſenden von Thieren in Berührung zu kommen, welche auf der Erde umherkrochen und von denen die meiſten mit den Hindu wetteiferten, ihren Durſt in unſerem Blute zu löſchen. Wir entkleideten uns jedoch ſelten, wenn wir dieſe Lagerſtätte einnahmen, ja, es geſchah nicht ſelten, daß wir vor Ermüdung auf dieſelbe hinſanken und einſchliefen, ohne die Degenkoppel gelöſt oder die ſcharfgeladenen Revolver abgelegt zu haben. — Außer den Dienern, welche ich früher aufzählte, hatte noch jeder Officier einen Kameeltreiber, Untvola genannt, zwei Lascaren und Calaſſier, welche das Zelt aufſchlugen und abbrachen und die Zeltſtricke und Pflöcke in Ordnung hielten u. ſ. w. Wir waren drei zu einem Elephanten, und folglich gehörte deſſen Wärter oder Hathé-vola ebenfalls zu unſerem Dienſtperſonale und mußte beſoldet werden. — Ehe wir in die Reihen traten, wurden Hunderte von Feuern angezündet, worin Alles, was nicht gebraucht oder mit fortgenommen werden konnte, verbrannt wurde.

Unſere Artillerie war durchaus nicht unbedeutend; ſie beſtand aus 10 Stück ſchweren 24pfündigen Kanonen, 2 Haubitzen und unſeren kleinen Landungskanonen — einem 24Pfünder und einem 12-Pfünder — welche wir von dem Shannon mitgenommen hatten. Die erſteren hatten ein Geſpann von 13 — 15 Paar Ochſen. Jede Kanone hatte ihren Wagen, welcher mit Kugeln und Pulver beladen und von 4 bis 6 Paar Ochſen gezogen wurde, und jedes Paar Ochſen ſeinen Treiber, welcher auf dem Joche ſaß, und zwar das Geſicht der

Kanone zugewandt, fortwährend die Peitſche ſchwang und darauf bedacht war, die etwaigen Befehle des betreffenden Officiers ſofort auszuführen, um das Umwerfen oder ähnliche Störungen im Zuge zu vermeiden.

Die Marſchordnung richtete ſich nach der Beſchaffenheit des Bodens. Zu beiden Seiten wurden Abtheilungen ausgeſchickt, um die Flanken zu decken und die Gegend zu recognoſciren. Die Patrouillen von der Vor- zu der Nachhut hatten dieſelbe Aufgabe. Die Artillerie bildete die Mitte und der Troß nahm die Seiten des Weges ein. Auf der einen Seite deſſelben gingen die D'hûli-volas, welche die Kranken in den ſogenannten D'hûlis trugen, einer Art tragbarer Betten, welche aus einer der oben beſchriebenen Tſchârpáes und einer Matrazze beſtanden, über die ein Dach von Zeug, mit Seitenwänden verſehen, befeſtigt war, um Sonne und Staub abzuhalten. Die Cavalerie war in ungleiche Colonnen getheilt; die ſtärkſten Abtheilungen bildeten meiſt die Vorhut und den Nachtrab der Armee.

Unſer erſter Marſchtag war für mich der beſchwerlichſte des ganzen Feldzuges; wahrſcheinlich weil ich es noch nicht gewohnt war, in dieſem Clima zu marſchiren. Wir waren nicht weit gegangen, als wir auch ſchon im buchſtäblichen Sinne des Wortes gebraten und mit einer dicken Staubdecke belegt waren. Ein Soldat nach dem anderen fiel vor Mattigkeit nieder und mußte ohnmächtig nach den Gepäckwagen gebracht werden; an den Pferden lief der Schweiß herab, und die Reiter hingen halb todt auf denſelben und waren unfähig, die Zügel zu halten. Die eben noch ſo muntere Stimmung war verſchwunden; die Geſpräche verſtummten und Jeder überließ ſich ſeinen trüben Gedanken über den möglichen Ausgang eines Unternehmens, welches unter ſo düſteren Vorzeichen begann.

Ich ſelbſt war ſo vergnügt geweſen, Cahnpur zu verlaſſen, und wurde nun der tiefſten Schwermuth zum Raube. Zum erſten und letzten Male zweifelte ich an einem glücklichen Ausgange, und ich muß bekennen, daß ſich mehrmals der Wunſch in mir regte, daß ich nie dies Land betreten hätte. Ich fühlte mit Angſt, wie meine Pulſe immer

wilder jagten, wie die Zunge an dem trockenen, heißen Gaumen klebte, und Alles in mir das Nahen eines ſtarken Fiebers verkündete. Ein Glas Rum erfriſchte mich für einen Augenblick, aber bald war der Zuſtand wieder derſelbe. Endlich war es mir unmöglich, mich weiter fortzuſchleppen, und ich kroch auf einen Kanonenwagen, um mich zu erholen. Ich that dies höchſt ungern, erſtens weil ich mich ſchämte, ſo bald marſchunfähig geworden zu ſein, und zweitens weil ich wußte, daß Capitain Peel es ungern ſah, wenn die Officiere der Mannſchaft ſolche Beiſpiele der Trägheit und Verweichlichung gaben; er hatte uns noch eben vorher merken laſſen, daß er es nicht billige, wenn die Officiere ſich ihrer Pferde bedienten. Er ſelbſt war, obgleich oft müde und krank, immer zu Fuße. Nach einer halbſtündigen Ruhe war ich vollkommen geſtärkt und wieder hergeſtellt und habe während des ganzen Feldzuges nicht mehr nöthig gehabt, die Reihen auf ſo jämmerliche Weiſe zu verlaſſen und die Gepäckwagen zu beläſtigen.

Wir legten jeden Tag 2—3 ſchwediſche Meilen zurück, wobei dreimal Halt gemacht wurde; die Gewehre wurden zuſammengeſtellt, die Cavalerie ſaß ab, und ein Jeder griff nach der Feldflaſche, um die Kehle „rein zu ſpülen.“ Ich hatte gewöhnlich ein Paar Flaſchen Thee in meinen Piſtolenhalftern, welcher mir das erfriſchendſte aller Getränke zu ſein ſchien. Etwa eine Stunde, bevor wir den Lagerplatz erreichten, wurde von jedem Corps ein Officier als Quartiermeiſter abgeſchickt, um dem Generalquartiermeiſter beim Abſtecken der Diviſionsabtheilungen behülflich zu ſein. Wir rückten darauf mit voller Muſik ein; jeder Quartiermeiſter ritt ſeinem Regimente entgegen, um dasſelbe an den beſtimmten Platz zu führen. Darauf begann das Aufſchlagen der Zelte. Das Zelt des Oberbefehlshabers und das des Stabes waren der Mittelpunkt, von welchem aus die verſchiedenen Diviſionen nach der Nummer längs der Zeltſtraße lagen. Die Zelte der Diviſions- und Brigadegenerale befanden ſich wiederum in der Mitte ihrer betreffenden Abtheilungen; die Officierszelte bildeten die mittlere Reihe, in welcher das des commandirenden Officiers in gleichmäßiger Entfer-

Biblioteca
Nazionale
V. E.
NAPOLI

Das Abspülungsverfahren.

BIBLIOTECA NAPOLI

nung von beiden Flügeln stand. Demselben gegenüber lag das Wachtzelt, hinter den Officierszelten das Hospital und hinter diesem befanden sich die Plätze für die Lastthiere und die Quartiere ihrer Wärter. — Das Gepäck ließ oft stundenlang auf sich warten und setzte unsere Geduld auf eine harte Probe. Es war verzeihlich, daß wir in solchem Zustande von Ermüdung, bestäubt und beschmutzt, uns nach den Dienern mit den Spülgefäßen und nach reiner Wäsche sehnten. Unsere Blicke schweiften immer nach der Richtung, woher der ersehnte Troß kommen sollte; — endlich wirbelten zwei Staubwolken am Horizonte empor; — zuerst traten die hochgetragenen Hälse der Kameele daraus hervor, darauf die Elephanten, die ihren Rüssel in fortwährender Bewegung hielten; — nun erkannten wir auch unsere braunen Diener, und aller Aerger verschwand; es währte nicht lange, so war unser innerer und äußerer Mensch verwandelt und alle Mühe und Anstrengung des Tages vergessen.

Der Lieutenant, welchem während des Marsches die Beaufsichtigung der Artillerie oblag, hatte bei der Ankunft im Lager eine schwierige Aufgabe, welche darin bestand, den Artilleriepark nach der Vorschrift Capitain Peel's zu ordnen, was sich bei der Beschaffenheit des Bodens oft nicht ohne Gefahr bewerkstelligen ließ. Er verlangte nämlich, daß alle Kanonen in einer Linie, und hinter jeder ihr Munitionswagen, aufgefahren würden. Oefters fiel mir das Loos zu, diese schwere Aufgabe zu vollführen, und ich begreife jetzt noch nicht, daß nicht mehr Unglück dabei geschah. Es war nicht leicht, mit erschöpften oder halbwilden Ochsen, deren Treibern man sich nur zur Noth verständlich machen konnte, über breite und tiefe Gräben, Steingerölle und Hügel zu kommen; oft riß mir die Geduld, wenn ich die Thiere stürzen oder im Lehm festsitzen sah, wenn sie sich brüllend auf dem Boden wälzten oder, von Insecten gestochen, Reißaus nahmen, wobei das starke Geschirr wie Spinngewebe zerriß, u. s. w. Aber der Wille des Befehlshabers war Gesetz; — wer hätte dagegen Einspruch erheben wollen? Was geschehen sollte, geschah, und man mußte sich damit trösten, seine Pflicht nach Kräften erfüllt zu haben. Waren

die Kanonen aufgestellt, so wurden die Ochsen abgespannt, angebunden und gefüttert; auch die Kameele und Elephanten, welche während dessen ihrer Last entledigt worden waren, wurden auf dieselbe Weise festgebunden (nämlich an einem in die Erde gerammten Pfahl), wobei den Elephanten eine Kette um den Hinterfuß gelegt wurde.

Der Tag hatte freilich auf wenig angenehme Weise begonnen, aber das Ende desselben ließ mich allen Aerger und Verdruß vergessen. Ich hatte auf dem Marsche oft an die Heimath gedacht, an die Bedeutung des Tages und die Weise, wie er daheim begangen würde. Müde und niedergeschlagen suchte ich mein Lager, dankte Gott, daß er mir meinen jugendlichen Muth und meine lichten Hoffnungen erhalten hatte, erinnerte mich der Meinen, die nun im vollen Genusse der Weihnachtsfreude begriffen waren, und sank in die Arme des Schlafes. Da nahm mich der Engel der Träume bei der Hand, führte mich an die heimathliche Küste und zeigte mir, wie in prunkenden Sälen und in der bescheidensten Hütte die Weihnachtskerzen angezündet wurden, den Jubel der Kleinen und die stille Freude der Eltern — aber kaum waren diese lieblichen Bilder vor mir aufgerollt, als ich von barscher Stimme meinen Namen rufen hörte und mich von einer Hand berührt fühlte, die mich wie mit Eisen packte. Ich glaubte nicht anders, als daß wir vom Feinde überrumpelt seien, fuhr in die Höhe, griff nach den Waffen und wollte aus dem Bette springen, als ich einen alten bärtigen Matrosen vor mir sah, der mich gutmüthig aufforderte, still zu liegen, da er mir nur einen Brief bringen wolle, der so eben mit der Post angekommen sei. Rasch nahm ich denselben, betrachtete die Adresse und sah — daß er aus meinem Vaterlande komme. — Ich habe nie ein ähnliches Gefühl der Rührung und des Entzückens empfunden, was mich am ganzen Körper erzittern ließ. Mit Heißhunger verschlang ich den Inhalt des Schreibens, jede Zeile, jedes Wort hatte die tiefste, die süßeste Bedeutung für mich. Es war ein lieber Freund und Verwandter, welcher mich am Weihnachtsabend mitten im Herzen Indiens aufsuchte und mir in den günstigen Nachrichten von meinen

Angehörigen eine so werthvolle Weihnachtsgabe sandte, wie ich nie eine gleiche empfangen habe!

Nachdem ich meinen Brief so oft durchgelesen hatte, daß ich denselben fast auswendig wußte, legte ich ihn unter mein Kissen und versuchte zu schlafen — aber vergebens. Jetzt erst fiel es mir ein, daß ich für den Abend in das Zelt einiger Kameraden geladen war, um den Weihnachtsabend mit ihnen zu feiern. Bei meinem Eintritte fand ich das Zelt voller Gäste und auf dem Tische einen riesigen Kessel, der eine Bowle vorstellen sollte und mit einem Gebräu gefüllt war, das als Punsch bezeichnet wurde. Der Wirth ergriff zuerst das Glas und forderte uns auf, die Gesundheit der Königin zu trinken — ein Gebrauch, der sich bei allen Trinkgelagen wiederholt.

Das einfache Wort Queen scheint von zauberischer Wirkung auf alle Engländer zu sein und wird immer mit Ehrfurcht ausgesprochen, weniger vielleicht, weil dieser Titel augenblicklich von einer in jeder Beziehung ausgezeichneten und hochgeehrten Frau getragen wird, als weil man die jedesmalige regierende Person als Vertreter der Macht und Ehre England's betrachtet. Wenn das Glas auf das Wohl der Königin geleert wird, spricht Jeder das Wort Queen aus, ehe er es an die Lippen führt. Hierauf steht es Jedem frei, beliebige Toaste auszubringen und dieselben mit munteren Liedern zu begleiten. — Die Heiterkeit der Gesellschaft stieg in dem Verhältnisse, wie der Inhalt der aus dem Stegreife bereiteten Bowle abnahm. Die steifen Söhne Albion's hatten alle Feierlichkeit abgelegt und waren im eigentlichen Sinne „lustige Brüder" geworden, welche darin wetteiferten, Jubel und Freude auf die Spitze zu treiben. Ehe wir spät in der Nacht auseinander gingen, mußte jeder ein Lied zum Besten geben. Als die Reihe an mich kam, stimmte ich ein schwedisches an, welches, obschon es schlecht gesungen wurde und der Text meinen Zuhörern unverständlich blieb, diese dennoch da Capo verlangten — ein Beweis, daß die herrliche Melodie Anklang gefunden hatte!

Da es gegen die Satzungen der englischen Hochkirche streitet, an

Feſt- und Feiertagen weltliche Geſchäfte zu beſorgen, wenn dieſelben ſich aufſchieben laſſen, ſo blieben wir den Weihnachtstag über im Lager, um Gottesdienſt zu halten. — Am Nachmittage ritt ich mit einigen jüngeren Officieren in die umliegende Gegend, um einige Hindu-Tempel zu beſehen und mich der herrlichen Natur zu erfreuen.

Am folgenden Tage marſchirten wir von 6 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags und ſchlugen das Lager in der Nähe der kleinen Stadt Bûra auf, am Saume eines herrlichen Bananenwaldes, welcher uns zum Vogelconcert in ſeinen Schatten einlud. Nach eingenommenem Mittagseſſen war Capitain Peel ſo artig, mich mit mehreren Officieren zum Spazierritte einzuladen. Wir eilten an ausgedehnten Baumwoll- und Indigopflanzungen vorbei und erreichten Kanûdſche, eine der älteſten Städte Indiens. Die Ueberreſte dieſer alten, halb verfallenen Stadt verdienen die größte Aufmerkſamkeit und würden dem Alterthumsforſcher ein reiches Feld für ſeine Studien gewährt haben. Wir fanden zwiſchen den eingeſtürzten Mauern ſehr gut erhaltene Götzenbilder und Wandmalereien, an denen die nur wenig verblichenen Farben dem zerſtörenden Einfluſſe der Zeit auf vermeſſene Weiſe getrotzt hatten. Auf dem Heimwege wurde ein Wettrennen oder ſogenanntes Cross country ride vorgeſchlagen, wobei es querfeldein ging, der Schwede aber als ein Stümper weit zurückblieb und noch dazu den Unfall hatte, daß ſein Pferd, als es im Galopp über einen breiten, tiefen Graben ſetzen ſollte, ſtrauchelte und fiel, wobei er ſelbſt kopfüber auf die andere Seite des Grabens geſchleudert wurde. In einiger Entfernung vom Lager ſtießen wir auf einige unſerer Matroſen, die ſich ohne Urlaub aus demſelben entfernt hatten und mit einigen Frauen ſchön thaten, welche ſich vergeblich bemühten, ſich den kräftigen Armen derſelben zu entwinden. Die Matroſen wurden in ihre Quartiere geſchickt und ſtreng beſtraft. Man geſtattete es überhaupt den Leuten ſelten, das Lager zu verlaſſen, theils weil dieſe Ausflüge oft mit Lebensgefahr verknüpft waren, theils auch, um die Berührung der Soldaten mit der argwöhniſchen Bevölkerung zu vermeiden.

Nach einem fünftägigen Marſche wurden wir am 30. December durch die Brigade des Generals Hope verſtärkt, welche aus dem 42. und 93. ſchottiſchen und 53. engliſchen Linienregimente beſtand. Dieſe Brigade hatte einen Zug von Cahnpur nach Bithur unternommen und ſtieß deshalb erſt am Abend zu uns, als wir bereits das Lager bezogen hatten.

Während des Marſches wurden mehrfach Abtheilungen abgeſchickt, um die befeſtigten Dörfer zu nehmen und ſie von Aufſtändiſchen zu reinigen, was nicht ſchwer hielt, denn gewöhnlich entfloh die feindliche Schaar, wenn unſere Truppen ſich zeigten. So geſchah es nicht ſelten, daß wir unſer Lager an einem Orte aufſchlugen, den die Hindu ſo eben verlaſſen hatten.

Die Hauptarmee unter der Anführung des General Sir Colin Campbell beſtand außer den engliſchen Truppen aus der Cavalerie und Infanterie des Sikhs, der Infanterie des Pandſchâb und den berittenen Freicorps, welche von Privatperſonen ausgerüſtet waren. Alle dieſe Truppenkörper hatten engliſche Officiere und einheimiſche Unterofficiere. Am beſten von allen nahmen ſich ohne Widerrede die Sikhs aus, große, ſtarkgebaute Leute mit langem, ſchwarzem, glänzendem Barte, gelbbrauner Geſichtsfarbe, dunklen Augen, die lebhaft und klug aus den buſchigen Brauen hervorblickten, mit immer entblößter, hochgewölbter, ſtark behaarter Bruſt, breiten Schultern und einer würdevollen, Achtung gebietenden Haltung. Wenn es galt, einzuhauen, ſtürzten ſie wie eine Lawine auf den Feind und zerdrückten ihn mit ihrer herkuliſchen Kraft; galt es, zu plündern, waren ſie die erſten und letzten am Platze. Die Pandſchabs waren von kleinerem Wuchſe, aber ſehr gelenkig und gewandt und legten bei mehreren Gelegenheiten Proben des wildeſten Muthes und der größten Todesverachtung ab. Sie waren nächſt den Schotten — mit denen ſich keine Soldaten der Welt meſſen können — am ſtärkſten im Bajonnetangriffe. Halb Schakal, halb Raubvogel, brach der Pandſchâb hervor, ſprang über die Waffen des Feindes weg in ſeine Reihen und begann die Blutarbeit

mit einer Kunſtfertigkeit, welche zeigte, daß er das Handwerk aus dem Grunde ſtudirt hatte und mit Leidenſchaft betrieb. Unter den Freiſchaaren zeichnete ſich das ſogenannte Hodſon's Corps am meiſten aus; es beſtand aus Angehörigen verſchiedener Stämme und war von ſeinem Anführer, Capitain Hodſon, geworben und eingeübt worden. Es war derſelbe Capitain Hodſon, welcher mit ſeiner Schaar den König von Delhi gefangen nahm und deſſen Söhne und zahlreiche Begleitung niederſäbelte. — Ich ſollte bald darauf in perſönliche Beziehungen zu dieſem jungen, liebenswürdigen Huſarenführer kommen und Zeuge ſein von ſeinem Muthe im Kampfe und von ſeiner Tapferkeit bei dem Sturme, bei welchem er auf Wällen von feindlichen Leichen den Heldentod fand.

Am 30. und 31. December hörten wir auf unſerem Marſche eine Kanonade in der Gegend von Futtighure. Am folgenden Tage wurde eine Brigadediviſion von der Hauptarmee abgeſchickt, mit dem Befehle, am Kálá Nadi (dem ſchwarzen Fluſſe) Stellung zu nehmen. Nach Ausſage der Spione hatte der Feind die Brücke über denſelben zerſtört, ſich am jenſeitigen Ufer in bedeutender Stärke zuſammengezogen und die 3 Meilen entfernten Städte Futtighure und Furukhabád beſetzt. Der Befehl über dieſe Brigade war dem General Adrian Hope übertragen worden; ſie beſtand aus ſeinen ſchottiſchen Regimentern und einem Theile der Seebrigade mit 2 Kanonen und einer Haubitze. Die ganze Truppe belief ſich auf 2000 Mann, und zu den Officieren, welche befehligt waren, ſich an dieſem Unternehmen zu betheiligen, gehörte auch ich. Somit war der erſehnte Tag endlich angebrochen, an welchem ich dem Feinde entgegen treten und mich des ehrenvollen Auftrags würdig zeigen ſollte, unter der ſtolzen, ſieggewohnten Fahne Albion's zu kämpfen.

Dreizehntes Capitel.

Vorwort zur zweiten Abtheilung. — Die Schlacht am Kálá Nadi. — Die Flucht des Nabob. — Ankunft in Furukhabád.

Der Leſer wird es mir geſtatten, der zweiten Abtheilung meines Werkes einige Worte vorauszuſchicken, welche den Zweck haben, ihn von dem Inhalte derſelben in Kenntniß zu ſetzen. Im erſten Theile hatte ich mir die Aufgabe geſtellt, eine möglichſt kurzgefaßte Beſchreibung der Länder zu geben, durch die mein Weg mich führte, und der fremden Völkerſtämme, in deren Mitte ich längere oder kürzere Zeit verweilte. In dieſer zweiten Abtheilung werde ich mich dagegen beſonders mit den Vorgängen des indiſchen Krieges beſchäftigen, an welchen ich ſelbſt Theil genommen habe, und deshalb im Stande bin, eine getreue Schilderung derſelben zu entwerfen.

Es ſind freilich in England verſchiedene und ausführliche Darſtellungen dieſer Begebenheiten veröffentlicht worden, die aber ſämmtlich in einem Lager entworfen wurden, in welchem man, aus leicht erklärlichen Gründen, nicht auf neutralem Boden ſtehen konnte. Als ich in ausländiſche Dienſte trat, ahnete ich nicht, daß ich Augenzeuge ſo wichtiger Ereigniſſe werden, und noch weniger, daß ich bei meiner Rückkehr nach Schweden als Schriftſteller auftreten würde. Ja, ich bekenne, daß ich während des ganzen Krieges nie daran gedacht habe, meine Erinnerungen an dieſe blutigen Scenen aufzuzeichnen. Der ſtrenge Dienſt in einem Clima, welches die Nerven erſchlaffte und das Blut oft in fieberhafte Wallungen verſetzte, gewährt nicht Zeit noch Luſt zu irgend einer anderen Beſchäftigung. Der Gedanke, was ich in den letzten Jahren geſehen und erlebt hatte, aufzuzeichnen und zu veröffent-

Digitized by Google

lichen, kam mir zuerſt, als ich in Frankreich eine Zeitung nach der anderen voll der entſtellteſten, unſinnigſten Berichte über die engliſchen Operationen in Indien aus der Hand legte. Später, als ich in meinem Vaterlande erfuhr, daß man auch hier von den franzöſiſchen Journalen getäuſcht worden war, reifte dieſer Gedanke zum Entſchluſſe.

Von Allem, was darüber im Drucke erſchienen iſt, gebe ich William Ruſſel's Aufzeichnungen unbedingt den Vorzug. Sie verrathen ein bedeutendes Schriftſtellertalent und einen Mann von gediegenen Kenntniſſen, der ſich ganz in ſeinen Stoff hineingedacht und denſelben mit beſonderem Scharfſinne zu entwickeln gewußt hat. Man bemerkt auf jedem Blatte, daß er die Ereigniſſe, die er beſchreibt, nicht vom Hörenſagen kennt, daß die lebendigen Gemälde der Länder und Völker nicht Geburten ſeiner Einbildungskraft, ſondern treu nach der Natur aufgenommen ſind, und daß er die Skizzen zu ſeinen blutigen Schlachtgemälden auf dem Kampfplatze, mitten im Kugelregen, entworfen hat; ich weiß beſtimmt, daß dies mehr als einmal geſchehen iſt.

Ich will hiermit nicht ſagen, daß ich unbedingt Alles, was über den indiſchen Feldzug aus Ruſſel's Feder gefloſſen iſt, unterſchreibe; er iſt, ebenſo wie andere Geſchichtſchreiber, den menſchlichen Schwächen unterworfen; ich benutze aber dieſe Gelegenheit, ihm öffentlich für den Genuß zu danken, den er mir durch ſeine Schilderungen jener Ereigniſſe verſchafft hat, welche für mich vom größten Intereſſe waren. Ich weiß, es wurde in mehreren Kreiſen ſehr übel aufgenommen, als die „Times" einen Berichterſtatter nach der Krim ſandte, der ſie mit friſchen Neuigkeiten und mit Berichten über Alles, was innerhalb des Lagers vorfiel, verſorgen ſollte. Man wollte in dieſem Berichterſtatter einen Spion ſehen, der die Vorgänge in der Armee und die Handlungen der Befehlenden überwache, — mit einem Worte, der aus der Schule plaudere. Bald jedoch fand man, daß ein ſolcher „Colporteur" gar nicht ſo übel ſei, weshalb ſich auch kein Argwohn weiter kund gab, als William Ruſſel in ähnlichen Aufträgen nach Indien geſchickt wurde.

Wir wollen es offen aussprechen: sollen die Zeitereigniſſe auf dem Gebiete der Weltgeſchichte im Gewande der Wahrheit erſcheinen, ſo möge die Gegenwart, vorausgeſetzt, daß die Feder von gewiſſenhaften Perſonen geführt wird, ſie aufzeichnen. Denn wir wiſſen es ja Alle, welch' großen Einfluß die Zeit auf das Gedächtniß übt; was heute in lebendiger Friſche in dem Garten unſerer Erinnerung blüht, iſt morgen welk und bleich oder leichtſinnig an der Wurzel abgeſchnitten.

Es wäre unzweifelhaft ein Gewinn für die Weltgeſchichte, wenn die Begebenheiten, welche in die wichtigſten Intereſſen der Länder und Völker eingreifen, von Denen aufgezeichnet würden, welche entweder die Ereigniſſe hervorgerufen und Theil an denſelben genommen haben, oder befähigt ſind, die Urſache und Entwickelung derſelben darzuſtellen. Zwar wäre zu befürchten, daß die Parteilichkeit in ſolchen Aufzeichnungen Licht und Schatten nach eigenem Gutdünken vertheilen könnte, und das iſt eben keine Geſpenſterfurcht; aber auch angenommen, ſie gewänne freieren Spielraum für ihre Beſtrebungen, ſo können wir uns doch immer damit beruhigen, daß ihre Uebertreibungen, ſei es in Lob oder Tadel, von der Mitwelt berichtigt werden, ehe ſie der Nachwelt als vollgültige Münze hinterbleiben.

Wenn dieſe Methode der „Times," einer wichtigen Begebenheit in allen Stufen der Entwickelung zu folgen, vor Jahrhunderten angewandt worden wäre oder, richtiger geſagt, hätte angewandt werden können, ſo hätte man wahrſcheinlich in Schweden nicht nöthig gehabt, in die Gräber zu dringen, um die mehr als hundertjährige Ruhe der Todten zu ſtören*)! — Als William Ruſſel dem Publicum ſeine Darſtel-

*) Beim Tode Carl's XII. verbreitete ſich bekanntlich das Gerücht, der König ſei nicht durch feindliches Geſchoß, ſondern von einer meuchelmörderiſchen Kugel aus ſeiner nächſten Umgebung gefallen. Um endlich Gewißheit über eine ſo wichtige Begebenheit zu erlangen, hat man im vorigen Jahre (1860) die Ruhe des erhabenen Todten geſtört und eine Beſichtigung der königlichen Reſte vorgenommen, um aus den Verhältniſſen der Schädelverletzung zu folgern, ob dieſelbe groß genug ſei, von einer Kugel aus dem norwegiſchen Lager hervorgebracht worden ſein zu können. Das Ergebniß dieſer Unterſuchung hat die Wahrſcheinlichkeit dieſer Annahme feſtgeſtellt und damit den Verdacht des Mordes von einer hohen Perſönlichkeit genommen, die man als den ruchloſen Thäter zu bezeichnen gewagt hatte.

Anmerk. des Ueberſ.

lung des indiſchen Krieges vorlegte, las man zwiſchen den Zeilen eine deutliche Aufforderung an jeden Engländer, der an der Ereigniſſen Theil genommen hatte, ſeine etwaigen Irrthümer zu berichtigen. Ein Schriftſteller, der die Tageschronik ſchreibt, ſteht ſo zu ſagen unter der polizeilichen Aufſicht der öffentlichen Meinung. Wenn ein ſolcher Chroniſt ſich leichtſinniger Weiſe zu Perſönlichkeiten verleiten und ſeine Urtheile von der eigenen kurzſichtigen Leidenſchaftlichkeit dictiren läßt, ſo wird er vom Publicum als Verleumder gebrandmarkt und hat ſeine Glaubwürdigkeit für immer eingebüßt. Bleibt er dagegen dem Dienſte der Wahrheit treu, meidet er die Verführungen, die ſich ihm in den Weg ſtellen, ſo wird man ihn, wenn nicht früher, doch an ſeinem Grabe als Zeuge der Wahrheit anerkennen und noch ſpäter ſich auf ſein Zeugniß berufen — eine Ehrenerweiſung, welche bedingt, daß er das, was er geſehen und gehört, richtig aufgefaßt und ebenſo dargeſtellt hat.

Ich mache keinen Anſpruch auf die Ehre, daß mein Werk jetzt oder ſpäter dem Geſchichtsforſcher von Nutzen ſein könnte; aber ich darf meinen Leſern die Verſicherung geben, daß Alles, was ich in dieſem Theile über den indiſchen Krieg und meinen Antheil an den Ereigniſſen berichte, vollkommen mit der Wahrheit übereinſtimmt. In meinem Urtheile über Perſonen und in der Beſchreibung der Gegenden kann ich mich ſo gut irren, wie jeder Andere, aber nicht in der Darſtellung von Handlungen und Thatſachen, denen ich von Anfang bis zum Ende beigewohnt habe. Ferner muß ich aufrichtig bekennen, daß ich ungern ſo oft meine eigene Perſönlichkeit erwähnte, da dieſelbe eine ſo höchſt untergeordnete blieb; ich glaubte aber, daß ein entgegengeſetztes Verfahren diejenigen meiner Leſer, welche mich nicht perſönlich kennen, auf den Gedanken bringen könnte, daß ich mich in dies geheimnißvolle Dunkel hülle aus Furcht, man werde die großprahlende Eitelkeit auf die Finger klopfen. —

Und nun zu meinem erſten Kampfe: der Schlacht am Kálá Nadí!

Ich habe im vorigen Capitel erzählt, daß wir am 1. Januar 1858 unter dem Befehle des Generals Adrian Hope von der Hauptarmee detachirt wurden. Wir verließen den Grand Trunk Road und schlugen den Weg nach Futtighure ein, welcher bedeutend unbequemer und schlechter war; dennoch erreichten wir am Nachmittage den Kálá Nadí und fanden die Brücke über den Fluß in der That vom Feinde zerstört, sodaß die Truppen nicht hinüber konnten. Es war eine Art Hängebrücke, ungefähr 400 Schritte lang, die auf festen Pfeilern ruhte. Die Hindu hatten die Pfeiler stehen lassen und sich damit begnügt, die Balken und Bretter theils zu verbrennen, theils abzubrechen, wahrscheinlich um bei ihrer Rückkehr das Zerstörte desto rascher wieder herstellen zu können, was sie für hinreichend hielten, unseren Uebergang zu hindern. Man sah, daß dies Werk der Zerstörung mit großer Eile betrieben worden war, da die Balken nur äußerlich verkohlt, im Kerne aber gesund, und die Bretter theils abgehauen und abgesägt, theils abgetragen und in das Wasser geworfen, die eisernen Bestandtheile zwar zerbrochen, aber noch alle vorhanden waren. — Der Feind hatte hier einen großen Fehler begangen; hätte er den dritten Theil der Brücke mit dem Pfeiler von Grund aus zerstört und zwar an der uns zunächst liegenden Seite, so wären wir lange Zeit aufgehalten worden, da der Strom an dieser Seite tief und reißend und die umliegende Gegend arm an Steinen war. Vielleicht hatte er auch nur einen Zusammenstoß mit uns befürchtet und war mehr darauf bedacht gewesen, selbst davon zu kommen, als uns ein Hinderniß in den Weg zu legen, obwohl man den Hindu nicht eben vorwerfen kann, eine Sache halbgethan zu lassen, besonders wenn es sich darum handelte, die Häuser rein zu fegen und ihren Weg durch Verheerung zu bezeichnen.

Gleich nach unserer Ankunft am Kálá Nadí erhielt Lieutenant Vaughan*) die Ordre, seine Kanonen schleunigst so aufzustellen, daß

*) Vaughan war sowohl in der Flotte als hier der erste Officier nächst Capitain Peel. — Letzterer bekleidete jetzt den Rang eines Obersten, Vaughan hatte Majors- und alle Lieutenants Capitains-Rang. Ich bediene mich jedoch der Titel, welche wir im Dienste der Flotte zu führen berechtigt waren.

er die Brücke beſtreichen konnte. Der Lieutenant befahl mir, dieſelbe zu vollziehen, und wies mir die Stelle an, wo die Geſchütze aufgefahren werden ſollten. Während ich damit beſchäftigt war, rückte ein Artillerieofficier mit ſeiner Abtheilung heran und erklärte mir, daß er Befehl habe, hier zu wirken, und ich ihm deshalb Platz machen möge. Ich entgegnete, daß ich ebenfalls auf Befehl handle und nicht ohne beſondere Ordre von meinem Vorgeſetzten zurücktreten würde Da kam der Adjutant des Generalſtabes herangeritten und beſtätigte die Ausſage des Officiers. Ich ließ mich auch jetzt nicht irre machen und behauptete meinen Platz, als glücklicher Weiſe der General erſchien. Er warf einen prüfenden Blick auf meine Kanonen, ſprach ſich anerkennend über die Art aus, wie dieſelben aufgeſtellt waren, und bedeutete dem Artillerieofficier, weiter ſeitwärts zu ziehen, um die Brücke zu flankiren (von der Seite zu beſchießen). Dieſe Entſcheidung eines angeſehenen Kriegers machte mir große Freude und ſpornte mich an, alle Kräfte aufzubieten, um mir die Gewogenheit eines ſolchen Mannes zu erhalten.

Als ich meinen Befehlshaber aufſuchte, um ihn von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu ſetzen, ſchenkte auch er meiner Handlungsweiſe Beifall. Ich frug ihn, ob man Nachricht von der Stellung des Feindes habe, worauf er mir mittheilte, daß man über dieſelbe noch im Unklaren ſei, aber vermuthe, daß er ſeinen Rückzug weiter fortſetze.

Während der Zeit hatten unſere Ingenieure ihre Arbeiten zu der Wiederherſtellung der Brücke begonnen. Ich begab mich mit mehreren anderen Officieren an das Ufer, um dieſen Arbeiten zuzuſehen; ſie gingen aber langſam und ungeſchickt von ſtatten, ſo daß man deutlich ſah, wie ungewohnt ſie den Leuten waren, weshalb auch Lieutenant Vaughan vortrat und dem Ingenieurcapitain eine Verſtärkung ſeiner Arbeitskräfte anbot. Dies Anerbieten wurde — freilich mit ſichtlichem Mißvergnügen — angenommen und ich mit meiner Mannſchaft commandirt, mich den Ingenieuren anzuſchließen. Nun kam Leben in das Spiel! Die gewandten Matroſen kletterten wie die Gemſen, um ſich auf die Brücke hinaufzuſchwingen und Bretter und Balken zu holen,

und gebrauchten ihre Zimmeräxte und Enterbeile mit bewundernswerther Geſchicklichkeit. Es war faſt unheimlich anzuſehen, wie dieſe Seevögel ſich auf dünnen, ſchwachen Brettern in die reißende Strömung wagten und mittelſt Tauen und Seilen an die Brücke „holten." Die Arbeit ſchritt ſo ſchnell vorwärts, daß der verſöhnte Capitain mich um die Erlaubniß bat, der Mannſchaft einen Extra-Grog geben laſſen zu dürfen. — Am folgenden Morgen war die Brücke vollendet.

Es war der Sonnengluth wegen viel angenehmer, den Dienſt bei Nacht zu haben, als bei Tage, obwohl erſterer mit Gefahr verbunden war und eine ſtete Aufmerkſamkeit erforderte. Die Hindu wußten mit ihren Luchsaugen und ihrer „feinen Naſe" vortrefflichen Nutzen aus der Dunkelheit zu ziehen, weshalb wir auch während der nächtlichen Arbeiten nicht allein die Wachen, ſondern auch unſere eigene Aufmerkſamkeit auf die Mannſchaft verdoppeln mußten.

Wir bemerkten aber bald, daß wir es mit einem wachſamen Feinde zu thun hatten. Nachdem ich mehrmals die Runde am Ufer gemacht hatte, ging ich gegen 4 Uhr in mein Zelt, um der nöthigen Ruhe zu pflegen; aber kaum war ich eingeſchlafen, als ich durch Unruhe im Lager geweckt wurde. Ich ſprang auf und kleidete mich haſtig vor dem Zelte an, als ſchon Appell geblaſen wurde. Ich wußte anfangs nicht, was dieſen Alarm veranlaßt hatte, als einige Kanonenkugeln vom jenſeitigen Ufer mir denſelben erklärten. Ich ließ mir nicht Zeit, mich fertig anzukleiden, ſondern ſtürzte zu meinen Kanonen. Glücklicherweiſe war die Brücke vollendet, ehe die Hindu ihr Feuer eröffneten, weil ſonſt die Arbeiten hätten eingeſtellt werden müſſen. Der Feind lag mit 8 bis 10,000 Mann in Futtighure; ſtatt einen Theil ſeiner Truppen an der Brücke zu laſſen, um die Wiederherſtellung derſelben zu verhindern, ſandte er, erſt nachdem er Kundſchaft von unſerem Anzuge erhalten hatte, eine Abtheilung ſeiner Artillerie mit 3000 Mann an den Kálá Nadi. Es lag außer der Berechnung der Hindu, daß wir die Brückenarbeiten beenden könnten, ehe ſie den kurzen Weg bis dahin zurückgelegt hätten. Freilich wäre dies auch nicht der Fall geweſen,

wenn unſere Matroſen nicht mit Hand an das Werk gelegt hätten; — ſo kann ein unerbetener Rath, der erſt als Zudringlichkeit erſcheint, doch ſeine guten Früchte tragen! Ich muß noch bemerken, daß die Mannſchaft des Ingenieurcapitains aus jungen, unerfahrenen Rekruten beſtand, da die über ganz Indien vertheilten Kerntruppen theils durch Krankheit, theils durch die feindlichen Kugeln größtentheils aufgerieben waren. Es befanden ſich jedoch ſchon neue Ingenieurcorps zum Erſatze von England unterwegs.

Unſer Piquet, welches am anderen Ende der Brücke lag und zum 53. Regimente gehörte, beantwortete das Gewehrfeuer des Feindes, während wir die Grüße ſeiner Kanonen erwiderten. Das Piquet wurde verſtärkt, worauf die Tirailleurs der Hindu einen Angriff machten, aber von den Unſerigen, welche hinter den Hügeln, Moſcheen und Scheuern am jenſeitigen Ufer verſteckt lagen, mit ſo wohlgezieltem Feuer empfangen wurden, daß ſie es für rathſam hielten, ſich in ein naheliegendes Dorf zurückzuziehen, von wo aus ſie, im Schutze der Mauern und Wälle, uns beſchoſſen. Als die Verſtärkung des Piquets über die Brücke rückte, nahm Lieutenant Vaughan einen 24-Pfünder und eine Haubitze mit hinüber und ließ mich mit meinem 24-Pfünder zurück, um ſeinen Uebergang über die Brücke zu decken und die beiden Kanonen des Feindes zum Schweigen zu bringen, welche theils die Brücke, theils den Ort, an welchem ich Stellung genommen hatte, beſtrichen. Einer der erſten feindlichen Schüſſe traf das Rad eines meiner Protzwagen, gerade, als ich die Kanone richtete; die Kugel prallte zurück und flog über meinen Kopf weg; ich bückte mich unwillkürlich, und als ich mich wieder aufrichtete, begegnete ich dem Blicke eines Veteranen, der ſchon in der Krim mit Ehren gedient hatte, in welchem deutlich zu leſen war: „Wer wollte ſich wohl einer ſolchen wegen bücken!“ — Natürlich nahm ich mir vor, den Soldaten in Zukunft keine Gelegenheit wieder zu geben, mich für nicht ſchußfeſt zu halten. — Es iſt wunderbar, welche electriſche Wirkung die Blicke der Mannſchaft auf den Officier ausüben, wenn ſie in einem jener entſcheidenden Augenblicke an ihm hän-

Biblioteca Nazionale V. E. III
NAPOLI

Plan der SCHLACHT am KÁLÁ NADÍ vor dem Sturmangriffe.

NAPOLI

gen, wo der Sieg von *ſeinem* Muthe und *ſeiner* Entſchloſſenheit abhängt. Das Sprichwort, daß Niemand ein Held in den Augen ſeines Dieners iſt, findet nirgend beſſere Anwendung, als bei Officieren und Mannſchaft; die Soldaten wiſſen ebenſogut wie der Dichter:

„Der Feldherr hat *allein* noch keine Schlacht gewonnen,
Der Krieger tapfre Schaar hat ihm den Sieg errungen."

So ſtanden die Sachen, als Sir Colin Campbell von der 6 engl. Meilen von uns entfernt liegenden Hauptarmee herangeſprengt kam. Er war am Morgen ausgeritten, um die Brückenarbeiten zu beſichtigen, ohne zu ahnen, daß es ſo bald zu einem ernſthaften Treffen kommen würde. Als er aber unterwegs die Kanonade hörte, hatte er ſeinem Pferde die Sporen gegeben und der Hauptarmee durch ſeinen Adjutanten den Befehl zum Aufbruche geſchickt.

Nun ging eine Abtheilung nach der anderen über den Fluß. Als Sir Colin Campbell zu mir herankam, war es mir geglückt, die beiden feindlichen Geſchütze, welche beſonders die Brücke bedrohten, ſo ziemlich zum Schweigen zu bringen. Der General hielt ſein Pferd dicht vor der Brücke an, um uns ſeine Zufriedenheit mit unſerer Arbeit zu bezeigen, wobei er äußerte: „Es iſt Ihnen gelungen, gerade jene hinter den Häuſern befindlichen Kanonen zum Schweigen zu bringen, welche uns am meiſten zu ſchaffen machten!" — aber während er ſprach, kam eine Kugel daher geſauſt, die glücklicher Weiſe zu hoch gerichtet war. Der General ſchien jedoch gar nicht zu bemerken, daß er ſich in der Schußlinie befand, ſondern ſetzte ruhig ſein Geſpräch fort und ritt dann weiter. Gleich nach ihm kam Capitain Peel mit ſeinen Adjutanten, um ſelbſt den Befehl zu übernehmen. Auch er hielt vor der Brücke an; — in ſichtlich ſchlechter Laune, vielleicht auch, um mich gründlich davon zu überzeugen, daß nun *er* hier das Commando habe, ſagte er: „Was ſoll das heißen, daß die Munitionswagen ſo nahe bei den Kanonen ſtehen? Schaffen Sie dieſelben weiter weg!" — Während ich mich beeilte, ſeinem Befehle Folge zu leiſten, und das 8. Regiment über die Brücke marſchirte, ſchlug eine Kanonenkugel mit ſolcher Ge-

walt in dasſelbe ein, daß ſie fünf Mann tödtete und zwei verwundete; die ſtärkſte Wirkung, welche ich bis dahin von einer Kugel geſehen hatte.

Ich muß hier eines Charakterzuges gedenken, den ich mit größerem Vergnügen aufzeichne, als ein gewonnenes Treffen, da er mir ſo recht Gelegenheit verſchaffte, die angeborene Güte des Menſchenherzens zu erkennen. Ich habe freilich nie an ihrem Daſein gezweifelt, ſondern ſie in jeder, auch der unzugänglichſten, unempfänglichſten Menſchenbruſt vorausgeſetzt — aber dieſer Zug hat mir abermals gezeigt, daß es nicht ſo ſchlimm um uns Menſchen ſteht, als man uns von gewiſſer Seite glauben machen will, und daß auch die, welche auf der niedrigſten Stufe der Leiter ſtehen, die nach dem Tempel der Geſittung hinauf führt, nicht nach ihrer ungeglätteten Außenſeite beurtheilt werden dürfen.

Mein treuer Diener hatte in all' dieſem Wirrwarr für mich geſorgt; er wußte, daß ich aus dem Lager geeilt war, ohne etwas genoſſen zu haben, und hielt es daher für nothwendig, mir mein Frühſtück zu bringen, woran ich noch nicht gedacht hatte. — Er kam zwiſchen den Kanonen daher gekrochen, ſteckte den Kopf hervor und rief, als er mir nahe genug gekommen war: »Capitain Sahib, chá (tſchá)!« (Herr Capitain, Thee!) Ich dankte meinem freundlichen Mundſchenken, leerte die Flaſche in einem Zuge und theilte Fleiſch und Brod mit meinen Kanonieren.

Bald darauf erhielt ich Befehl, meine Stellung ſo zu ändern, daß ich, nachdem die meiſten der hier zuſammengezogenen Truppen die Brücke überſchritten hatten, mit meiner Kanone folgen könne. Dies geſchah, doch nicht ohne Gefahr, denn die Brücke ſchwankte bedeutend und die Bretter hatten ſich an mehreren Stellen gelöſt. Kaum hatten wir den Fuß an das Land geſetzt, als ich beordert wurde, meine Kanone in gleiche Linie mit denen Lieutenant Vaughan's zu ſtellen. — Capitain Peel hatte das Commando über die Seebrigade und Sir Colin über die Armeedivision. Erſterer las gerade einem jungen, neugeworbenen Seemanne den Text, der ſich hinter einem Hauſe verſteckt

hatte und daſelbſt in Unthätigkeit gefunden worden war. Die Zurechtweiſung ſchloß mit den Worten, daß man, wenn dergleichen nochmals geſchähe, ihn vor die Mündung einer engliſchen Kanone ſtellen und ſeiner Feigheit ein Ende machen würde.

Wir fuhren unſere Kanonen zwiſchen den drei kleinen Häuſern auf, die ſich in unſerer Nähe befanden, und eröffneten ſogleich das Feuer. Es ging heiß her, denn der Feind blieb uns keine Antwort ſchuldig. Während einer Pauſe rief Capitain Peel mich zu ſich. Wir gingen einander entgegen und waren noch etwa 5—6 Ellen von einander entfernt, als eine Kanonenkugel mit ſolcher Heftigkeit herangeflogen kam, daß ich unwillkürlich ſtehen blieb. Ich blickte auf meinen Vorgeſetzten, um zu ſehen, ob er ſie der Beachtung werth gehalten habe; — Capitain Peel aber, welcher die Kugel kaum bemerkt zu haben ſchien, befahl mir nur, alle Small-armed-men (die mit Musketen bewaffneten Kanoniere) zuſammenzuziehen.

Es war dies nicht das erſte Mal, daß ich Augenzeuge von der Kaltblütigkeit unſeres Führers wurde, die übrigens ſeit dem Feldzuge in der Krim allgemein bekannt war; als dort einſt eine Bombe in die Verſchanzung ſchlug, in welcher der Capitain commandirte, ergriff ſie dieſer eiligſt zur großen Beſtürzung aller Umſtehenden und ſchleuderte ſie über die Bruſtwehr, wo ſie ſofort zerſprang.

Die Matroſen zu finden, welche hinter den Mauern und Scheuern lagen und keine Ahnung davon hatten, daß ſie nun vorwärts ſollten, war nicht ſo leicht. Nachdem ich faſt jeden einzeln aufgeſucht und meine Colonne gebildet hatte, begab ich mich ſchleunigſt nach der Richtung, in welcher ich Capitain Peel und Lieutenant Vaughan mit ſeinem 24-Pfünder hatte verſchwinden ſehen. Ich ſtieß hier unvermuthet auf meinen Befehlshaber, der mich ziemlich barſch frug, was es bedeuten ſolle, daß ich ſo lange ausgeblieben ſei? Ich verſuchte, ihm die Urſache zu erklären, was aber gar keinen Eindruck auf ihn zu machen ſchien; er befahl mir nur kurz, ihm mit der Mannſchaft zu folgen. Nun begann ein lebhaftes Feuer, die Kugeln pfiffen um uns

her, ohne jedoch großen Verluſt unter unſerer Mannſchaft herbeizuführen. Ich ſah zufällig, daß der Pulverwagen meines Kameraden in Gefahr war, ſich zu entzünden, und ließ, ohne dazu erhaltenen Befehl, einige meiner Leute mir helfen, denſelben weiter wegzubringen, und zwar ſo, daß er Lieutenant Vaughan näher zur Hand kam. Capitain Peel hatte dies Unternehmen mit angeſehen, er winkte mir freundlich ſeinen Beifall zu und befahl mir, mit der Mannſchaft ſeitwärts von Lieutenant Vaughan vorzurücken, Kette zu formiren und den Angriff auf den Feind zu beginnen, welcher in dem Dorfe, gerade vor uns, hinter den Mauern verſteckt lag. Es war beſonders die eine der feindlichen Kanonen, welche, etwa 500 Schritte vor der Tirailleurkette, durch ein Haus gedeckt, uns Schaden that. Meine erſte Aufgabe beſtand nun darin, dieſen Feuerſchlund zum Schweigen zu bringen. Ich ließ die Matroſen ſich in das hohe Gras legen, blieb aber ſelbſt ſtehen, theils um einen Ueberblick über das Ganze zu haben, theils um meinem Capitain zu beweiſen, daß auch ich den Kugeln trotzen könne.

Ich richtetete meine Schüſſe auf die feindlichen Tirailleurs und auf die zahlreiche Bedeckung der Kanonen. Man durchſchaute mein Vorhaben und änderte die Taktik dahin, daß nur 2 Mann zum Laden und Abfeuern benutzt wurden. Die eine dieſer dunklen Geſtalten weckte beſonders meine Aufmerkſamkeit, ſowohl durch ihre gewaltigen Umriſſe, als auch durch ihre raſtloſe Thätigkeit. Meines Fernglaſes mich bedienend, ſah ich deutlich den langen Bart und die wilden Geſichtszüge dieſes Menſchen, der ein Vorgeſetzter zu ſein ſchien und ſomit einen guten Biſſen für mich abgab. Ich lud, legte an und ſchoß. Nachdem wir mehrere Kugeln gewechſelt hatten, erreichte ich, was ich wollte; ich ſah den tapferen Hindu ſchwanken und neben der Kanone hinſinken, welche er ſo treu bedient hatte*).

*) Ich benutzte bei dieſer Gelegenheit eine der Enfield'ſchen Spitzkugelbüchſen, die ich ſchon früher beſprochen habe. Dieſe haben aber neben ihren vielen Vorzügen auch den Fehler, daß ſie ſehr ſchnell unrein werden und dann ſchwer zu laden ſind. Wir mußten oft das Schießen einſtellen, weil wir die Kugel nicht mehr in den verunreinigten Lauf hineinzwängen konnten. — Seit ich den engliſchen Dienſt verlaſſen habe, iſt jedoch dieſem Uebelſtande abgeholfen worden.

Das war ein Tod, wie ich ihn liebe! Welches Ende iſt wohl ſchöner, als mit den Waffen in der Hand für die Freiheit des Vaterlandes zu ſterben. Es mag ſein, daß jenem Hindu der höhere, edlere Begriff dieſes Wortes nicht klar war, — aber er fiel auf ein Lager von unverwelklichem Lorbeer, und auf einem ſolchen muß es ſich ſüß und herrlich ſchlafen; — das, Ihr Krieger! wollen wir hoffen!

Während ich noch die Wirkung meines Schuſſes beobachtete, kam Capitain Jones (Freiwilliger und Poſt-Capitain in der Flotte) und bot mir eine Schachtel voll der ſchönſten, ſaftigſten Weintrauben an; man muß ſelbſt ſo von innen und außen verbrannt geweſen ſein, um zu wiſſen, welche Wohlthat eine ſolche Erquickung in dieſem Augenblicke für mich war, — die beſte Belohnung für meinen glücklichen Schuß! — Mit einem Male verdoppelte ſich das Feuer des Feindes; die Kugeln regneten auf uns nieder, und die Sonne verkroch ſich hinter dem Pulverdampfe. Das Verderben wüthete in unſeren Reihen; Sir Colin Campbell und General Grant wurden beide leicht verwundet. Ich ſah, wie der Obergeneral getroffen wurde und ſchwankte, aber von den Umſtehenden aufgefangen wurde.

Es war ein niederſchlagender, unglückverheißender Anblick, als dieſer Unfall unſeren Anführer ſo mitten im Dienſteifer betraf! Wie oft iſt ein ganzes Unternehmen in Folge eines ſolchen Ereigniſſes geſcheitert! Der Engländer läßt ſich aber nicht ſo leicht abſchrecken; er findet in dergleichen Widerwärtigkeiten einen Sporn zu verdoppelter Kraftanſtrengung und rächt ſeinen Verluſt durch neue glänzende Erfolge. Auch hier ſollte dies der Fall ſein.

Lieutenant Vaughan's 24-Pfünder ſtand jetzt in gleicher Linie mit der Jägerkette, etwas hinter meinen Leuten, und feuerte auf eine Entfernung von 650 Yards nach derſelben Richtung. Ich war Zeuge dreier, dicht aufeinander folgender, ausgezeichnet guter Schüſſe, der erſte demontirte eine feindliche Kanone gänzlich, ſodaß dieſelbe zur Erde fiel und die Räder in die Höhe flogen; der dritte traf einen Munitionswagen, welcher mit einem ungeheueren Knalle auf-

flog. Dies großartige Schauſpiel rief ein lautes Hurrah auf der ganzen Linie hervor.

Der Feind hatte am anderen Ende des Dorfes einen 18-Pfünder aufgefahren, welcher ſeine Kartätſchen auf unſere Jägerkette und auf meine hinter derſelben befindliche Mannſchaft ſchleuderte. Meine Matroſen mußten ſich der Länge nach auf die Erde werfen, weil Lieutenant Vaughan, um das Feuer des Feindes zu beantworten, genöthigt war, gerade über unſere Köpfe wegzuſchießen. Capitain Peel, welcher mir ſchon einen Beſuch gemacht hatte, trat jetzt wieder in Begleitung einiger Adjutanten zu mir heran. Ich hörte aus dem Geſpräche dieſer Herren, daß ſie zu wiſſen wünſchten, ob ſich der Feind zum Rückzuge anſchicke, und da ich die beſte Gelegenheit gehabt hatte, die Vorgänge drüben im Dorfe zu beobachten, benachrichtigte ich meinen Vorgeſetzten, daß der Feind allerdings den Rückzug ſcheine angetreten zu haben, und daß man, wenn man das Ohr auf die Erde lege, deutlich das Abfahren der Gepäckwagen höre. Auch das abnehmende Kanonen- und Gewehrfeuer und das Brüllen des Viehes, welches jetzt vernommen wurde, ſchien die Richtigkeit meiner Angabe zu beſtätigen. Capitain Peel pflichtete nach einigen Augenblicken meiner Vermuthung bei, worauf er noch einige Worte zu den Stabsofficieren ſprach und ſich entfernte.

Während dieſes kurzen Geſpräches wurde einer der Officiere unſerer Brigade, Capitain Maxwell, durch eine Musketenkugel oberhalb des Knies ſchwer verwundet. Er gehörte als Adjutant zu dem Stabe Capitain Peel's und ſtand dicht neben mir, als er getroffen umſank, worauf er unter den furchtbarſten Schmerzen in einer Dhülie (einer Art Palankin) fortgetragen wurde.

Sir Colin Campbell war, was man einen „vorſichtigen" General zu nennen pflegt. Er ſah ein, daß er die Mannſchaft nicht opfern dürfe, ohne daß es die höchſte Nothwendigkeit erheiſchte, da ſeine engliſchen Truppen in Indien ſchwer — und für den Augenblick gar nicht — zu erſetzen waren. Schon fing man in Calcutta an, ſeine

VAPOLI
BIBLIOTECA NAZIONALE VITTORIO EMANUELE III

Das gigantige Schauspiel rief ein lautes Hurrah auf der ganzen Linie hervor

Biblioteca Nazionale V. E. III
NAPOLI

Handlungsweiſe als Feldherr zu tadeln, und dieſes Urtheil drang bis nach England; — ja, man ging ſo weit, ſeine Klugheit und Entſchloſſenheit in Zweifel zu ziehen, mußte aber zuletzt ſeiner überlegenen Taktik und ſeinem heldenmüthigen Verfahren bei einer der ſchwerſten, gefährlichſten und folgereichſten Aufgaben, die je einem engliſchen Heerführer anvertraut waren, volle Gerechtigkeit wiederfahren laſſen.

Jeder Pfeil, den der unbefugte Tadel auf den Helden abſchoß, prallte mit gebrochener Spitze von ſeinem unbefleckten Schilde zurück; und ich glaube, dieſen ungewöhnlichen Mann nicht unrichtig zu beurtheilen, wenn ich ſage, daß er ebenſo wenig Gewicht auf die kränkenden Beſchuldigungen legte, als ſpäter auf die Verſuche, dieſelben wieder gut zu machen.

Er hätte freilich das Dorf viel raſcher ſtürmen und nehmen können, aber nicht, ohne dieſen Vortheil theuer zu bezahlen. Sir Colin's eigentlicher Plan war, ſeine zerſtreuten Kräfte zu vereinigen, um damit gegen Lukhnau, das Herz des Feindes, zu rücken und demſelben den Todesſtreich zu verſetzen. Seinem Vorſatze treu, verſchmähte er die geringeren Vortheile, die ihm zu viele Opfer koſteten, um ſpäter im Stande zu ſein, den entſcheidenden Sieg ſo theuer bezahlen zu können, als es ſein mußte.

Nachdem Capitain Peel ſich entfernt hatte, hörte ich das Signal „Vorgehen," ſah, wie auf der ganzen Linie eine Bewegung entſtand, nahm meinen Platz an der Spitze meiner Abtheilung ein und eilte vorwärts. Bald bemerkte ich jedoch, daß ein Irrthum obwalte, und Lieutenant Vaughan rief mir zu, die Matroſen zurückzuhalten, was nicht ſo leicht war. Kaum hatten wir unſere Stellung wieder eingenommen, als abermals dasſelbe Signal erſchallte. Es iſt wunderbar, wie dieſe Töne jedes Herz begeiſtern; mir klangen ſie wie die ſchönſte Muſik. Wir rückten im Sturmſchritte vor, drangen in das Dorf und in die Häuſer und — fanden ſie leer! — Ich kam zufällig an dem Punkte vorüber, wo ich den Hindu hatte von meiner Kugel fallen ſehen; ſein lebloſer, blutiger Körper lag noch da, und ich werde nie den

wilden, grimmigen Ausdruck in dieſen Geſichtszügen vergeſſen. Zu ernſten Betrachtungen war jedoch keine Zeit. Der Feind hatte ſich hinter dem Dorfe wieder geſammelt, die Artillerie an der Spitze, welche in einer Entfernung von 7- bis 800 Yards auf uns feuerte. Wir ſetzten jedoch unſeren Marſch fort, ohne uns durch die Kugeln beirren zu laſſen. Die Hindu ſchoſſen zu früh und mußten, da ſie kein Viſir bei ihren Kanonen anwandten, immer erſt einige Schüſſe abfeuern, um die Entfernung zu berechnen.

Zur Linken entdeckten wir unſere Cavalerie, welche hinter den Hügeln verſteckt gelegen hatte und nun in geſtrecktem Galopp gegen den rechten Flügel des Feindes anſprengte, während unſere Artillerie und Infanterie durch das hochgelegene Dorf vordrang. Die Artillerie begann ſogleich den Angriff, und zwar mit ſo glücklichem Erfolge, daß das feindliche Heer zerſprengt wurde. Die Cavalerie hieb in die nach allen Richtungen fliehenden Haufen ein und richtete ein entſetzliches Blutbad an. Die Säbel und Lanzen glänzten in der Sonne, und die Erde bebte unter den Hufen der Roſſe. Das Feld, auf dem die beiden Heere zuſammenſtießen, glich einem empörten See, auf welchem die Sturmcolonnen die Wogen bildeten, und die in Flammen auflodernden Landhäuſer brennenden Schiffen glichen. Hier kam uns unſere Ueberlegenheit in der Taktik wieder recht zu Nutzen, da wir es mit einem Feinde zu thun hatten, der erſtens zahlreicher war, und zweitens keine Opfer zu ſcheuen und die Todten nicht zu zählen brauchte, weil er Rekruten genug in der Nähe hatte, die Lücken zu füllen. Wir müſſen dieſen Halbwilden die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ſie in dem ſogenannten „zerſtreuten Gefechte" ebenſoviel Gewandtheit als Scharfſinn entwickelten und auch beim Angriffe in Maſſen dicht zuſammen hielten. Je mehr wir auf ſie eindrangen, deſto zäheren Widerſtand leiſteten ſie; es wurde kein Pardon gegeben — was wir erreichten, war dem Tode geweiht. Die Hindu ſchienen zu ahnen, daß die Stunde der Vergeltung gekommen ſei, denn wenn ſie ſich geſtellt und keine Rettung mehr ſahen, vertheidigten ſie ſich bis zum letzten Augenblicke

Biblioteca Nazionale V. E. III
NAPOLI

Digitized by Google

Kranke und Verwundete in ihren Hütten.

BIBLIOTECA NAZIONALE VITTORIO EMANUELE III NAPOLI

und fielen mit den Waffen in der Hand. So verfolgte einer meiner Bekannten, ein Capitain bei den Pandschábs, der dem Blutbade in Delhi wie durch ein Wunder entronnen war, mit einigen seiner wilden Soldaten einen Scharfschützen; als dieser sich umzingelt sah, beugte er ruhig das Knie, legte seine Büchse an, zielte und schoß den Capitain mitten durch die Lunge. Der Gedanke an die Folgen dieser That schien ihn nicht im Geringsten zu beunruhigen; er kreuzte die Arme über die Brust, sah seinen Gegnern starr in das Auge und ließ sich tödten, ohne einen Seufzer auszustoßen.

Die Cavalerie verfolgte den Feind eine gute Meile weit. Die Officiere erzählten bei ihrer Rückkehr, daß es schwerlich ein Volk gäbe, welches die Hindu im Laufen und in der Kunst, die kleinsten Schlupfwinkel zu benutzen, überträfe. Auch wir rückten vor, um zu expediren, was uns vor die Klinge kam, oder pour faire froid, wie der Franzose sagt. Als wir nichts mehr zu beseitigen fanden, schlugen wir in dem eroberten Dorfe unser Lager auf; dasselbe war nur 2 reichliche Meilen von Futtighure entfernt, somit war unsere Cavalerie dieser Stadt bis auf eine halbe Meile nahe gewesen und hatte auch wirklich die letzte der erbeuteten Kanonen von daher mitgebracht.

Die erste Aufgabe bestand nun für unsere Seebrigade darin, sowohl die eigenen, als die eroberten Kanonen samut ihren Munitionswagen in Ordnung zu stellen; wiederum keine leichte Arbeit, da die Ochsen durch den Lärm und das Getöse des Kampfes wild geworden waren. Während wir uns hiermit beschäftigten, rückte die Hauptarmee über die Brücke und schloß sich uns an. — In der Abenddämmerung nahmen wir stehend die erste Mahlzeit ein. Ich fühlte weder Müdigkeit noch Hunger, obgleich ich den ganzen Tag in der brennenden Sonnenhitze auf den Beinen gewesen war; meine Nerven hatten sich wahrscheinlich in einem überreizten Zustande befunden, und die Aufregung war auch jetzt noch keineswegs vorüber. Erst nachdem wir die Todtenlisten angefertigt, die Kranken besucht hatten u. s. w., waren wir unsere eigenen Herren. In Aller Antlitz leuchtete die helle Freude. Die

Officiere verſammelten ſich in größeren und kleineren Gruppen und erzählten, was jedem den Tag über Merkwürdiges vorgekommen war. Erſt gegen 1 Uhr ſuchte ich mein Lager, ließ die Bilder des Tages noch einmal an mir vorüberziehen, dankte Gott, der mich in der Gefahr beſchützte, und ſchlief dann, in dem Bewußtſein, meine Pflicht erfüllt zu haben, ruhig ein.

Als am folgenden Tage eine Unterſuchung wegen des falſchen Signales vorgenommen wurde, ſtellte es ſich heraus, daß ein junger Signaliſt aus Irrthum, aber auf Verlangen ſeiner Kameraden in das Horn geſtoßen hatte. Das 53. Regiment, welches fünf Stunden im Feuer geweſen war, erfuhr, daß das 93. zum Sturme befehligt ſei, und hielt dies für eine Beleidigung ſeiner Fahne. Das Wort „Vorwärts" flog wie ein Lauffeuer von Mann zu Mann, der Signaliſt blies das Signal, und das ganze Regiment ſetzte ſich augenblicklich in Bewegung, während das commandirte 93. noch ruhig ſeine Mahlzeit einnahm. Sir Colin Campbell bemerkte dieſes eigenmächtige Verfahren, ritt ſpornſtreichs zu den Schotten hin und befahl ihnen, unter Vorwürfen über ihr dreiſtes Auftreten, augenblicklich umzukehren; er konnte jedoch nicht zu Worte kommen, weil die ganze Linie ihn mit einem einſtimmigen »Three cheers for Sir Colin!« empfing. Der Obergeneral wandte ſich an ſeinen Stabschef, General Mansfield, und ſagte: „Es iſt Ihr altes Regiment, ſprechen Sie ſelbſt zu den Leuten!" worauf die Soldaten ſofort erwiderten: »Three cheers for General Mansfield!«

Es geſchieht nichts Schlimmes, was nicht zugleich ſeine gute Seite hat. Wäre das Signal zum Vorrücken ſpäter gegeben worden, was ohne dies Ereigniß wahrſcheinlich der Fall geweſen ſein würde, ſo hätte der Feind leichter davon kommen und möglicherweiſe bei Futtighure Stellung nehmen können. Die Nachricht von der erlittenen Niederlage hatte aber den dortigen Nabob (Fürſt) ſo erſchreckt, daß er mit 80,000 Mann von den Städten Futtighure und Furukhabád abzog, welche wir bei unſerer Ankunft faſt gänzlich von den Hindu verlaſſen fanden.

Die Stärke des Feindes am Kálá Nadi belief ſich auf 3000 Mann, wovon 500 Mann Cavalerie. Er führte 9 Kanonen mit ſich, darunter zwei 18-Pfünder. Seiner Todten zählten wir gegen 400. Wir nahmen ihm 7 Kanonen, erbeuteten viele Ochſen und Pferde und einen reichen Vorrath an Waffen und Munition und hatten unter unſeren 2000 Mann einen Verluſt von nur 15 Todten und 40 Verwundeten.

Vierzehntes Capitel.

Das Schlachtfeld am Kálá Nadí. — Eine indiſche Feſtung. — Ein einheimiſcher Fürſt, der ſich zum Könige ausrufen läßt, wird gehängt. — Die Beute in Furukhabád. — Der Palaſt des Nabob, ſein Harem und Garten.

Endlich war mein ſehnlichſter Wunſch in Erfüllung gegangen: ich war Augenzeuge einer Schlacht geweſen und hatte ſelbſt meine unbedeutende Rolle in derſelben geſpielt. Nach meiner Ueberzeugung kann ſich Niemand einen klaren Begriff von einem ſolchen Zuſammenſtoße menſchlicher Weſen machen, der nicht ſelbſt Theil genommen hat an dieſem blutigen Spiele, mit allen ſeinen Zwiſchenfällen der Verwirrung und Uebereilung, der Rach- und Raubgier und des Durſtes nach Ruhm und Auszeichnung, und der folglich auch nicht gezwungen war, ſich der Macht unterzuordnen, in welcher ſich der Geiſt der Zerſtörung in Ordre, Contreordre und Désordre kund giebt!

Der perſönliche Muth, von dem ſo viel geredet, geſchrieben und geſungen worden, hat freilich auf dem Schlachtfelde die beſte Gelegenheit, ſich in ſeinem glänzendſten Lichte zu zeigen, obſchon ich meinerſeits nicht glaube, daß ſeine Echtheit bei einer genauen Zergliederung jedesmal Probe halten würde. Wie vielen Leidenſchaften läßt man hier die Zügel ſchießen, um die Kampfluſt rege zu halten, die oft blind und ohne jede Selbſtbeherrſchung handelt, während der wahre Muth ſich in Ruhe, Beſonnenheit und Selbſtüberwindung offenbart. Man hat die „Tapferkeit im Felde“ nach meinem Dafürhalten immer viel zu hoch geſchätzt, denn es iſt nicht zu leugnen, daß die Feigheit in keinen anderen Lebensverhältniſſen mehr verhindert wird, die edleren Vorſätze des Einzelnen zu erſticken, als an einem Schlachttage, an welchem man

in zahlreicher, glänzender Verſammlung, betäubt von der rauſchenden Kriegsmuſik und dem tauſendſtimmigen Hurrah, mit fortgeriſſen wird und wohl weiß, daß „Vorwärts" uns Sieg, Beute und Ruhm, „Zurück" Niederlage, ſchimpfliche Flucht und Tod bringt. Der Feige hat nicht einmal die Wahl, er *muß* mit dem Strome fort und wird zum willenloſen Werkzeuge in der Hand des Schickſals. Weit höher, als den kriegeriſchen Muth, ſtelle ich den, der den Widerwärtigkeiten des Lebens mit heiterer Stirne entgegentritt, der die ſchwerſten Unglücksfälle, die des Menſchen Herz betreffen können, gefaßt und ruhig hinnimmt, ohne nach der Märtyrerkrone oder dem Mitleide der Menge zu trachten.

Der Anblick eines Schlachtfeldes, nachdem der Sturm ausgetobt hat, iſt zugleich erhebend und niederſchlagend; erhebend, weil er zu den ernſteſten Betrachtungen veranlaßt, und niederſchlagend, weil er uns die bitteren Früchte der entfeſſelten menſchlichen Leidenſchaften in ihrer grauenhafteſten Geſtalt zeigt. So ging es mir wenigſtens, als ich den Kampfplatz am Kálá Nadi wiederſah.

Wir rückten am folgenden Tage, den 3. Januar, nicht vor 11 Uhr Vormittags aus, weil die Truppen der Ruhe bedurften, die Waffen nachgeſehen wurden und mancherlei in Ordnung zu bringen war. — Ich ging zu Maxwell, welcher uns in ſeiner D'hâlie mit nach Futtighure begleiten ſollte, um dort in das ſchnell errichtete Feldlazareth geſchafft zu werden, und fand ihn bleich und entſtellt und von unſäglichen Schmerzen gepeinigt, doch kam keine Klage über ſeine Lippen. Als er mich bemerkte, reichte er mir lächelnd die Hand, ſagte mir etwas Schmeichelhaftes über meinen perſönlichen Antheil an der Ehre des Tages und freute ſich unſeres Sieges. Da ich ſah, daß unſer Geſpräch ſeine wenigen Kräfte zu ſehr erſchöpfte, verweilte ich nicht lange. Von dem Arzte hörte ich, daß nach ſeiner Ueberzeugung eine Amputation unvermeidlich ſei, der Kranke aber erklärt habe, er wolle lieber ſterben, als ſo verſtümmelt durch das Leben gehen; und daß man es für Pflicht halte, ſich unter dieſen Umſtänden dem Willen des Verwundeten

zu fügen. Wunderbarer Weise genas aber Capitain Maxwell zur großen Freude aller Derer, die ihn persönlich kannten!

Als wir endlich ausrückten, gelangten wir zuerst an die Stelle, wo die feindlichen Colonnen von unserer Artillerie zersprengt und darauf von unserer Cavalerie so übel zugerichtet wurden. Obgleich noch keine vier und zwanzig Stunden verflossen waren, hatte der Verwesungsproceß doch schon solche Fortschritte gemacht, daß die Luft mit den übelsten Ausdünstungen angefüllt war. Diese verstümmelten, zerfleischten und zerrissenen nackten Körper gewährten einen grauenvollen Anblick, aber ein noch tieferes Grauen regte sich in mir, als ich die Ueberreste des nächtlichen Schmauses der Schakals gewahrte, welche von einigen Körpern nur die Knochen übriggelassen hatten. Als wir diesen Ort der Verwüstung erreichten, begrüßte uns das widerwärtige Geschrei der Raubvögel, welche mit den Ueberbleibseln von der Mahlzeit der Schakals fürlieb genommen hatten und durch unsere Ankunft in der Verdauung gestört wurden. Sie versuchten, davon zu fliegen, man sah aber an ihrem schwerfälligen Fluge, wie gründlich sie gesättigt waren, sodaß ihre Unmäßigkeit sie zwang, die Verdauung abzuwarten, ehe sie ihren überladenen Magen mit hinauf in den blauen Aether nehmen konnten. — Wir versäumten es niemals, unsere Todten zu bestatten, wenn Zeit und Umstände es irgend erlaubten.

Auf allen unseren Märschen wurde ein Ingenieurofficier mit der nöthigen Mannschaft vorausgeschickt, um die Telegraphenlinie weiter auszudehnen und die Drähte zu spannen, damit dies Verkehrsmittel bei unserer Ankunft sofort angewendet werden könne. Diese Aufgabe war ebenso schwierig als gefahrvoll für Diejenigen, welche sie traf, aber es war andererseits von zu wesentlichem Nutzen für den Befehlshaber, wenn er sich sofort mit den zerstreuten Corps in Verbindung setzen konnte.

Je näher wir Futtighure kamen, desto größer wurde die Anzahl zerstörter Bungalows (Landhäuser) und verwüsteter Gärten. Wir sahen sogar mehrere englische Kirchen, die geplündert und in Ruinen

Digitized by Google

verwandelt waren. Der Geiſt der Zerſtörung eilte vor uns her, ohne daß wir ihn einholen und dem Verderben ein Ende machen konnten. Wir erreichten die Stadt gegen 4 Uhr Nachmittags nach einem ſchweren, mühſeligen Marſche.

Als der Nabob bei der Nachricht von der erlittenen Niederlage mit ſeiner Armee die Flucht ergriffen hatte, war ihm ein Theil der Einwohner gefolgt, und man ſah an den vielen zurückgelaſſenen werthvollen Gegenſtänden, die ſehr leicht hätten fortgeſchafft oder zerſtört werden können, daß der Rückzug mit der größten Eile betrieben worden war. — In dieſer indiſchen Feſtung fanden wir die größte Lafettenfabrik und alles Material derſelben im beſten Stande, was uns vortrefflich zu ſtatten kam.

Wir zogen durch die Stadt und ſchlugen unſer Lager in der Nähe der Feſtung auf, welche ſelbſtverſtändlich ſofort eine engliſche Beſatzung erhielt. Ein anderes Regiment wurde befehligt, von der am Außenwerke belegenen Pontonbrücke über den Ganges Beſitz zu nehmen, die auch nicht zerſtört worden war, was gleichfalls den paniſchen Schrecken bekundete, der keinem vernünftigen Gedanken Raum gegeben hatte.

Als am 4. Januar die Parade und die darauf folgenden Uebungen beendet waren, ritt ich nach der Feſtung. Dieſelbe war geräumig und ſehr dauerhaft gebaut, von hohen, breiten Wällen umgeben, mit kreisförmigen Baſtionen und halbkreisförmigen Façaden u. ſ. w. Das Eingangsthor war groß und in reinem Style ausgeführt. Es ſtand noch eine geladene 8zöllige Haubitze an demſelben, welche wahrſcheinlich zu unſerer Bewillkommnung dahin geſtellt war. Die Grundmauer der Feſtung wurde von dem heiligen Ganges beſpült und erhob ſich in einer Höhe von 60 Fuß ſenkrecht über den Fluß. Ueber dieſe Mauer hatte ſich die engliſche Beſatzung mit Weibern und Kindern in die Kähne hinab gelaſſen, um den Verfolgern zu entrinnen, aber leider mit ſo wenig Glück, daß Alle, mit Ausnahme eines Einzigen, auf Nena's Befehl ermordet wurden; dies geſchah kurz vor dem Blutbade in Cahnpur. — Die meiſten Kanonen von verſchiedenem Caliber, welche

wir in der Feſtung vorfanden, waren von den Eingeborenen ſelbſt verfertigt.

Wir blieben einen ganzen Monat in Futtighure, theils aus ſtrategiſchen Gründen, theils weil der Obergeneral die Brigade des Oberſten Seaton erwartete, welche den Belagerungstrain von Agra und Elephanten und Kameele mit ſich führte. — Dies Zögern rief lautes Mißvergnügen hervor bei Allen, die ſich entweder nicht in die Pläne des Feldherrn hinein zu denken vermochten, oder, nur von dem Wunſche nach perſönlicher Auszeichnung getrieben, unaufhörlich vorwärts wollten, ohne die möglichen Folgen einer ſolchen Taktik zu erwägen.

Obgleich wir durch die Schlacht am Kálá Nadí und den Rückzug des Nabob Herr über Futtighure und die umliegende Gegend geworden waren, kam dennoch einem Hindu-Häuptling, Nadſchir Khan, welcher abſcheuliche Metzeleien unter den engliſchen Frauen und Kindern angerichtet hatte, der kühne Einfall, ſich in dem nahe gelegenen Furukhabád zum Könige ausrufen zu laſſen. An der Spitze einiger Sipoys und einem Handvoll Budmaſchers (bewaffneter Einwohner) glaubte er uns Widerſtand leiſten zu können. Sir Colin ließ der Stadt Furukhabád ſeinen Gruß entbieten mit der Erklärung, daß er, wenn ſie ſich nicht binnen einer geſetzten Friſt auf Gnade und Ungnade ergäbe, er dieſelbe ſofort in einen Schutthaufen verwandeln laſſen würde. Die Drohung wirkte; die Thore öffneten ſich unter Bitten um Schonung, und der neugebackene König wurde ausgeliefert.

Am nächſten Morgen erfuhr ich, daß man den Ex-König vor unſerem Wachtzelte ſehen könne. Ich hatte ſo viel von dieſem zweibeinigen Tiger gehört, daß ich meine Neugierde zu befriedigen beſchloß, beſonders um zu ſehen, wie er ſich vor der Mündung einer Kanone oder beim Anblicke des Strickes benehmen würde. — Ich ſah aber etwas ganz Anderes, als ich erwartet hatte.

Der Ex-König lag unter freiem Himmel, mit gefeſſelten Händen und Füßen, auf einer Tſchárpáe in einem Kreiſe ſchauluſtiger Officiere und Soldaten, welche es nicht an bitterem Spotte fehlen

ließen. Ich drängte mich hinzu und blickte dem Gefangenen tief in die unruhig umherrollenden, funkelnden Augen. Auch er betrachtete mich ſcharf, und der Blick, mit dem er meine Dreiſtigkeit ſtrafte, ſagte deutlich: „Wärſt Du in meiner Gewalt, wie ich jetzt in der Deinen, verfluchter Engländer! ſo würde ich Dir zur Strafe für Deine Vermeſſenheit die Augen ausreißen und Dich zwingen, ſie ſelbſt aufzueſſen!“ — Die gefallene Majeſtät hatte ein prächtiges Ausſehen: eine ſtattliche Figur mittler Größe, ebenmäßig gerundete Formen, ſchwarzes, kurzgeſchnittenes, glänzendes Haar, ein Geſicht, in dem ſich alle wechſelnden Eindrücke eines leidenſchaftlichen Weſens abſpiegelten, eine Stirn, die an den wilden Stier in den Sümpfen Hindoſtans, und eine Naſe, welche an den Adler vom Himalaya erinnerte.

Er war augenſcheinlich ſo plötzlich verrathen und ausgeliefert worden, daß ſeine falſchen Freunde nicht Zeit gehabt hatten, ihn ſeiner Koſtbarkeiten zu berauben, denn an ſeinen Fingern und Ohren blitzten Juwelen, Saphire und Smaragden; um den Leib hatte er einen Kaſchmirſhawl gewunden, ſeine Füße waren nur mit Pantoffeln bekleidet, die mit Gold und Silber geſtickt und mit echten Perlen überſäet waren, und über ſeine Schultern hing in reichen Falten ein goldgeſtickter Mantel von ſchwerer Seide. Der Exkönig ſtellte ſich, als verſtände er die Spottreden der Umſtehenden nicht, obſchon man wußte, daß er der engliſchen Sprache mächtig war. Nach meiner Anſicht ſpielte der Beſiegte eine edlere Rolle, als die Sieger; jener behauptete ſeine Würde, während dieſe ihren Haß und Rachedurſt vorherrſchen ließen. Ein junger Trompeter, noch Knabe, aus ſogenannter „halber Kaſte“ (von engliſchem Vater und indiſcher Mutter), welcher beide Sprachen mit gleicher Geläufigkeit ſprach, diente als Dolmetſcher. Durch dies Sprachorgan richteten wir eine Menge Fragen an den Fürſten, welcher anfangs — vielleicht aus verletztem Stolze, vielleicht auch weil er ſich in falſche Ausſagen zu verwickeln fürchtete — ein hartnäckiges Schweigen behauptete. Später mochte er wohl einſehen, daß keine Rettung mehr für ihn zu hoffen ſei, und gab kurze, beſtimmte Anworten auf

unſere Fragen. Ich will als Beiſpiel das Geſpräch anführen, welches ich ſelbſt mit ihm anknüpfte.

Meine erſte Frage war: „Bekennt aufrichtig, habt Ihr, wie erzählt wird, wirklich das Blutbad unter unſeren Frauen und Kindern angerichtet und ſelbſt Theil daran genommen?“ Der Gefragte fuhr zuſammen; ein düſteres Feuer brannte in ſeinen Augen, er ſchloß die Hand, als ob er den Dolch gefaßt hielte, und ein verächtliches Lächeln glitt über die zuckenden Lippen, aber er gab keine Antwort. Nach einer kurzen Pauſe begann ich wieder: „Ihr wollt Euer Verbrechen nicht eingeſtehen, aber dies kann Euch nicht ſchützen, denn jeder Zug in Eurem Angeſichte zeugt wieder Euch. Es muß entſetzlich ſein, ſich ſo ſchwerer Vergehen ſchuldig zu fühlen!“ Da antwortete er durch den Dolmetſcher: „Es wird ein Tag der Rechenſchaft kommen, an dem es ſich ausweiſen wird, wer das größte Sündenregiſter hat, Ihr oder ich!“ — Auf meine Frage, ob er die Strafe kenne, die ſeiner am folgenden Tage warte, zuckte er zuſammen; bald aber nahm er ſeine vornehme Haltung wieder an, und nie werde ich die grimmige Art und Weiſe vergeſſen, in welcher die weißen Zähne zwiſchen ſeinen bärtigen Lippen hervorſchimmerten, als er erwiderte: „Morgen ich — übermorgen Ihr!“ — Die Beſtürzung in dem Weſen des Gefangenen war nicht durch die Furcht vor dem Tode hervorgerufen, ſondern weil er erfahren hatte, daß er gehängt werden ſollte; eine Todesſtrafe, welche von den Hindu nicht allein für ehrlos, ſondern als unheilbringend für jenes Leben angeſehen wird. Man erzählte, daß dieſer unglückliche Fürſt in eigener Perſon die Aufſtändiſchen am Kálá Nadi befehligt habe. Auf meine Frage, ob dies wahr ſei, antwortete er ein kurzes, beſtimmtes Nein, und ich habe keine Urſache, dieſe Ausſage zu bezweifeln, da er ſehr wohl wußte, daß die ihm zuerkannte Strafe nicht dem Krieger, ſondern dem Mörder galt.

Die Sikhs hatten die Ställe des Nabob in Furukhabád geplündert und reiche Beute an arabiſchen Pferden gemacht. Ich eilte, als ich dies erfuhr, ſogleich in ihr Lager und kaufte eins dieſer vortreff-

lichen Thiere für eine so geringe Summe, daß sie kaum dem zwanzigsten Theile des eigentlichen Werthes gleich kam. Es war grau, mit Beinen wie ein Damhirsch und Augen wie eine Gazelle, und seine Haut so glänzend und durchsichtig, daß man das Blut in den vollen Adern pulsiren sah; obgleich feurig, war es doch leicht zu lenken. Am folgenden Tage ritt ich auf demselben nach dem 7 Meilen entfernten Furukhabád, wo ich Zeuge eines grauenhaften Schauspiels wurde.

Furukhabád ist eine unbedeutende Stadt, durch die nur eine Straße führt. In der Mitte derselben steht ein riesiger Baum mit hohem Stamme und weit auslaufenden Zweigen, von denen einer zum Galgen für den Ex-König dienen sollte. Es fiel mir auf, daß die Bevölkerung den Vorkehrungen zu dieser Strafvollziehung mit der größten Gleichgültigkeit zusah und sich nicht einmal in ihren Beschäftigungen stören ließ. War es doch ihr eigener, vor wenigen Tagen von ihr selbst erkorener Fürst, der hier vor ihren Augen einen schimpflichen Tod erleiden sollte und ihre Beachtung und Theilnahme mehr denn jemals anrief! Aber nein — sie sah ohne jegliche Regung von Mitleid, wie derselbe Mann, dem sie noch vor kurzem ihre Huldigungen dargebracht hatte, nun von den Feinden beschimpft und in den Staub getreten ward! So verleugnet sich unsere bessere Natur oft in dem Augenblicke, wo sie die vollste Gelegenheit hätte, ihre herrlichen Blüthen zu entfalten. Das Beklagenswerthe hierbei ist, daß diese Gleichgültigkeit nicht auf Rechnung mangelnder Aufklärung gesetzt werden darf, denn wie oft machten sich selbst die Träger der Gesittung solcher Verhärtung des Herzens schuldig! Es ist noch nicht gar lange her, daß man in der Hauptstadt der Bildung um das Schaffott eines Königs tanzte! — Das wußte auch Cromwell, als er bei seinem Einzuge in London, wo man ihn als den Befreier Englands mit lauter Freude empfing, zu einem seiner Freunde sagte: „Dasselbe Volk, das mir nun entgegen jubelt, würde mich, wenn die Empörung mißglückt wäre, mit demselben Jauchzen zum Richtplatze begleitet haben!“ — Als ich sah, wie wenig Theilnahme die Einwohner von Furukhabád für ihren unglücklichen

Fürſten zeigten, und wie ſo Mancher, der ohne Zweifel zum Troß ſeiner Schmeichler gehört und Beweiſe ſeines Wohlwollens empfangen hatte, jetzt kalt und gleichgültig an dem Baume vorüberging, kam mir unwillkürlich der Gedanke: Treue und Zuneigung werden nur im Unglücke erprobt; der Sonnenſchein des Glücks verſengt die zarten Blüthenknospen des Herzens, die nur dann ihre vorige geſunde Friſche wieder erlangen, wenn ſie von den Thränen des Mitleids, der Dankbarkeit und Zuneigung benetzt werden.

Jetzt erfolgte das Zeichen zur Vollſtreckung des Urtheils. Die Truppen marſchirten auf und bildeten Quarré um den Richtplatz; die Chárpáe, auf welcher der Ex-König lag, wurde unter dem Baume niedergeſetzt, von deſſen niedrigſtem Zweige der Strick herab hing. Dann wurde der Verurtheilte von ſeinen Feſſeln befreit und entkleidet oder, beſſer geſagt, ſeines Schmuckes beraubt — ein Officier ſetzte ſich in den Beſitz des köſtlichen Kaſchmirſhawls. Hierauf trat ein Soldat hervor und paßte den Strick dem Halſe des Verurtheilten an, wobei er ihn mit der Hand in das Geſicht ſchlug. Der Gemißhandelte wandte ſich ergrimmt zu ſeinem Büttel und ſagte laut: „Hätte ich ein Schwert in meiner Hand, ſo würdeſt Du es nicht gewagt haben, mich zu ſchlagen!“ Dies waren ſeine letzten Worte; die Schlinge wurde ihm um den Hals geworfen, das Tau angezogen und im Augenblicke ſchwang der Körper in der Luft. — Ob ein ſolches Verfahren geeignet iſt, die Zuneigung des indiſchen Volkes zu gewinnen, will ich nicht erörtern; man kann nicht leugnen, daß dieſe Todesſtrafe aus manchen Gründen die zweckmäßigſte war, aber die Art, wie ſie hier vollzogen wurde, will und kann ich nicht vertheidigen.

Ich verließ Furukhabád in ſehr übeler, gedrückter Stimmung, kehrte aber am anderen Morgen wieder, um den ſchönen Palaſt des Nabob in Augenſchein zu nehmen. Der Weg dahin führte mich durch die ¾ Meile lange Straße, welche hier und da von Marktplätzen unterbrochen war. Die Bewohner ſind groß und ſtark gebaut; ihre Geſichtsfarbe iſt der unſeren ähnlich, nur etwas gelbbleich, ja, ich traf hier,

was ich bei den Hindu noch nicht geſehen hatte, Eingeborene mit rothem Barte. Auch Afghanen und Bewohner von Kabul waren da, um ihre Früchte an den Markt zu bringen.

Der Palaſt des Nabob lag außerhalb des entlegenſten Stadtthores auf einer terraſſenförmigen Anhöhe, die ehemals eine Feſtung getragen hatte; ich ſprengte in vollem Galopp den Berg hinan und in den Schloßhof hinein. Von dem Hauptgebäude ſtanden nur noch die äußeren Mauern, innerhalb welcher die Schutthaufen noch rauchten; denn der Nabob hatte ſein Schloß ſelbſt in Brand ſtecken laſſen, ehe er es verließ. Man hatte von der Anhöhe, auf der ich mich befand, die herrlichſte Ausſicht. Auf dem oberen Theile des Abhanges lagen verſchiedene Gärten, Gehölze und Kornfelder, die von Grabmälern, Moſcheen und kleinen zierlichen Laubhäuſern umgeben waren; die untere Hälfte, welche durch ihr friſches Grün und ihre maleriſchen Punkte wo möglich noch reizender war, ſtreckte ſich bis in den Ganges, der ihr liebliches Bild in ſeinem klaren Auge wiederſpiegelte und ihre Kniee mit ſeinen Armen umſchloß.

Nachdem ich mich eine Weile ganz den Eindrücken dieſer zauberiſch ſchönen Gegend überlaſſen hatte, ſetzte ich mich auf einen Stein, um die nächſten Umgebungen zu ſkizziren. Ganz von dieſer Beſchäftigung in Anſpruch genommen und von ſprühenden Funken und aufwirbelnden Rauchwolken umgeben, wurde ich plötzlich durch einen Menſchen überraſcht, der geſchwärzt und mit zerriſſenen Kleidern in der Entfernung einiger Ellen von mir aus der Erde ſtieg. Ungewiß, ob ich es mit einem Feinde oder Freunde zu thun hatte, griff ich nach meinem Revolver und rief ihn an. Da erfuhr ich denn, daß der Mann zu unſeren Mineurs gehörte, welche am Tage vorher commandirt waren, das Schloß zu unterminiren, das auf Befehl des Obergenerals in die Luft geſprengt werden ſollte. Ich bat den Cyclopen ſcherzend, mir zu ſagen, wann er die Mine anzuzünden gedenke, da ich keine Luſt verſpürte, die Reiſe in die Wolken mitzumachen, worauf er mir lachend erwiderte, daß das Feuerwerk erſt nach einigen Tagen abgebrannt werden könne.

Meine Gefährten hatten mich bei unſerer Ankunft ſogleich verlaſſen, um Beute zu ſuchen, was in der That der Mühe lohnte; ſie kamen, nachdem ſie, gleich eifrigen Schatzgräbern, die Schutthaufen durchforſcht hatten, mit koſtbaren Waffen und halb geſchmolzenen goldenen und ſilbernen Gegenſtänden zurück. Ich hatte keine Luſt verſpürt, auf dieſe Weiſe Andenken zu ſammeln, und kehrte deshalb mit leeren Händen in das Lager zurück. Ich ſage abſichtlich, „auf dieſe Weiſe," weil ich wußte, daß wir kein Recht auf ſolche Schätze hatten und daß unſere hohen Vorgeſetzten es ſehr mißfällig aufnahmen, wenn ſolche Aneignungen ohne ihre beſondere Erlaubniß vorgenommen wurden. — Später — das muß ich geſtehen — als ich mich mehr in die Verhältniſſe hinein gelebt und an dieſelben gewöhnt hatte, war ich weniger gewiſſenhaft und der Menge gleich. Am folgenden Tage wurde das Schloß der Plünderung preisgegeben, und Officiere und Soldaten eilten in Maſſen dahin, um ihre Gewinnſucht zu befriedigen; auch ich folgte dem Strome, kam aber zu ſpät für die beſten Priſen. In den unverſehrt gebliebenen Flügeln und Gängen ſtanden eine Menge Kiſten und Kaſten voll der koſtbarſten Gegenſtände. Mir fiel eine Kiſte zu; ich wollte verſuchen, den Deckel zu löſen, und ſah mich alsbald von dienenden Geiſtern umringt, welche mir — beim Auspacken behülflich ſein wollten. Sie wetteiferten, mir aus den Händen zu nehmen, was ich ergriffen hatte, und das Einzige, was ich kräftig feſt hielt, mit deutlichem Winke zu verſtehen gebend, daß es *mein* bleiben würde, war ein Kinderſäbel, einige Bücher und zwei paar Pundſchamas oder weite, ſeidene Beinkleider für Damen, wahrſcheinlich ein Andenken aus der Garderobe des Serails des Nabob. Ich war wohl zufrieden mit meiner Ernte und verließ den Schauplatz. Als ich über den Schloßhof ging, ſah ich mehrere Gruppen Soldaten, welche die eben erbeuteten Gegenſtände unter ſich verſteigerten, und es war komiſch anzuſehen, mit welcher eingebildeten Sachkenntniß ſie Luxusartikel abſchätzten, deren Gebrauch und Bedeutung ſie nicht einmal kannten.

Eins der größten Gebäude, welche die Flammen verſchont hatten,

war der Harem. Er lag in einem reizenden Garten, in einem ſogar für die Sonnenſtrahlen undurchdringlichen Gürtel dichtbelaubter hoher Bäume geheimnißvoll verſteckt, um deren weiße, ſchlanke Stämme ſich ein mir fremdes Schlinggewächs rankte, mit ſaftigen, hellgrünen, ſchwellenden Blättern und kleinen violetten Blumen, die einen Duft aushauchten, in welchem ſich der der Orangen mit dem des Jasmins vermählt zu haben ſchien. In geringer Entfernung von dieſem Gebäude ſah man einen kleinen allerliebſten, reichverzierten und vergoldeten Kiosk, eine Art Tempel, luftig und einladend, als wäre er von den Grazien erbaut und dem ſchelmiſchen Gotte mit dem goldenen Köcher und den nie fehlenden Pfeilen geweiht. — Ehe man in dieſen Tempel gelangte, durchſchritt man ein hochgewölbtes Portal, dem zwei mächtige Sphinxe als Pfeiler dienten, die dem kühnen Eindringling daran zu mahnen ſchienen, daß die Einweihung in die hier obwaltenden Geheimniſſe ein unverbrüchliches Schweigen bedinge. Das Heiligthum ſelbſt beſtand aus einem achteckigen Salon mit Spiegelwänden, in den das Licht durch eine in der Decke befindliche Kuppel von buntem Glaſe fiel, welches einen vielfarbigen Schein über das Ganze verbreitete. Mitten in dem Gemache befand ſich eine offene Rotunde, von acht ſchlanken Säulen gebildet, in deren Mitte einige Stufen zu einem Marmorbaſſin hinaufführten, aus dem ein klarer Waſſerſtrahl emporſprang, welcher als feiner Staubregen niederfiel und ſeine durchſichtigen, vom Lichte beſtrahlten Perlen in den Schooß der blühenden Gewächſe warf, die das Baſſin umgaben. Einige Schritte von dieſem Baſſin ſtand eine runde, niedrige, äußerſt bequeme, mit weichem, am Rande mit Stickereien und ſeidenen Franzen verzierten Purpurſammet überkleidete Ottomane, in welchen reiche Blumenbouquets eingewirkt waren. Das Sopha war förmlich mit Kiſſen überladen, von denen die meiſten mit ſchillerndem Seidenzeuge und einem weitmaſchigen Netze aus Golddraht überzogen waren; über demſelben breitete ſich ein auf goldenen Stützen ruhender Himmel von Seidenſtoff aus, und von der Decke hing eine antike Ampel, eine von Amoretten getragene Blumen-

vase vorstellend, herab. Das Glück, einige der Frauen zu schauen, die hier als Herrscherinnen geweilt hatten, wurde uns nicht zu Theil; die meisten waren vor unserer Ankunft geflohen und die anderen später weggeführt worden. Die vielen und kostbaren Gewänder, die sich noch hier befanden, wurden in wenig Augenblicken theils vernichtet, theils fortgeschleppt; man fand unter Anderem eine Menge Porzellanfiguren, von denen auch ich einige erhielt; sie waren in so großer Anzahl vorhanden, daß wir auf die Vermuthung kamen, die hier eingeschlossenen Frauen hätten mit denselben gespielt, um sich die Zeit zu kürzen.

In einem angrenzenden Garten befand sich ein Bungalow mit Veranda, auf welcher eine Menge Pulver umher gestreut lag; dieses Gebäude enthielt nämlich eine Pulverfabrik, deren Fabrikat sich sogar bei näherer Untersuchung als recht gut, wenn auch nicht so stark als das englische, erwies.

Auch die Menagerie des Nabob hatte in diesem Garten Platz gefunden. Die wilden Bestien saßen noch in ihren eisernen Käfigen und empfingen uns mit kläglichem Gebrüll, als ob sie uns klagen wollten, daß sie von ihrem Herrn verlassen und dem Hungertode verfallen seien.

In der Nähe von Furukhabád lagen viele schöne Landhäuser, welche größtentheils — wie auch die meisten Privathäuser in der Stadt — leer standen, da die Eigenthümer derselben, welche entweder bei dem Aufruhre betheiligt oder sich feindseliger Gesinnungen gegen die englische Regierung bewußt waren, es für rathsam gehalten hatten, sich eiligst davon zu machen. In den Wohnungen dieser Verräther fand man reiche Beute, welche aber nicht der Plünderung preisgegeben, sondern durch dazu bestellte einheimische Beamte eingezogen wurde. Unter den Häusern, welche man gänzlich zerstörte, befand sich das eines reichen Tuchlieferanten. Während man die Waaren in den Magazinen mit Beschlag belegte, ging ich durch die Wohnzimmer, welche Kinderstuben glichen und voller Nischen, mit kleinen Figuren oder Götzenbildern aus Lehm, Holz oder Stein versehen, waren. Unterhalb dieses Hauses fand man einen verschlossenen Keller mit vielem Gold- und

Biblioteca Nazionale V. E. III
NAPOLI

Ein Radschah auf seinem Elephanten

NAPOLI

Silbergelde, vor den eine Schildwache geſtellt wurde, um das Andrängen der Menge abzuwehren.

Als ich eines Tages von einem dieſer täglichen Ausflüge in das Lager zurückritt, ſah ich mitten auf dem Wege eine Karre ſtehen mit aufgerichteter Gabeldeichſel, an welcher ein Sipoy hing, der ſich beim Näherkommen natürlich als eine Leiche erwies. Ich ſpornte mein Pferd voll Ekel über dieſe Erfindungsgabe in Errichtung von Galgen.

Eines Vormittags wurden wir mit einem ſehr vornehmen Beſuche beehrt. Ein Nabob, welcher der engliſchen Regierung die Verſicherung ſeiner Treue und Ergebenheit geben wollte, hatte zu dieſem Zwecke ſeine Ankunft melden laſſen. Nach einigen Stunden erſchien er in der That mit einem zahlreichen Gefolge in glänzender, auffallender Kleidung. Se. Hoheit ſaß zuſammengekauert in einem kleinen vergoldeten Puppenſchranke, der von einem Elephanten getragen wurde. Der Nabob wurde außerhalb des Lagers von einer Ehrenwache empfangen und mit Muſik nach dem Zelte des Obergenerals geleitet, wo Sir Colin Campbell ſeinen vornehmen Gaſt erwartete. Obſchon kein Kanonengruß zu Ehren dieſes hohen Beſuches befohlen war, ſollte ein ſolcher doch nicht ausbleiben, denn in demſelben Augenblicke, als der Nabob in das Zelt des Generals trat, flog das Schloß von Furukhabád mit furchtbarem Krachen in die Luft.

Funfzehntes Capitel.

Der Uebergang über den Ganges. — Kraft eines Elephanten. — Scharmützel am Ramgunga. — Wie viel eine Cigarre werth sein kann. — Ein Mann ohne Kopf. — Weltrennen im Lager. — Abmarsch nach Cahnpur.

Während die Armee in Furukhabád lag, wurden Abtheilungen nach allen Richtungen gesandt, wo sich der Feind zusammenzog und zur Vertheidigung vorzubereiten schien. Die Kenntniß seines Vorhabens verschaffte man sich durch Patrouillen, die zum Recognosciren ausgeschickt wurden, um zu erforschen, ob der Feind sich in der Nähe befinde, was er vorhabe und, soweit möglich, wie stark er sei und von welcher Beschaffenheit die Gegend. Die Hauptsache dabei war, möglichst viel zu entdecken, ohne selbst entdeckt zu werden. Es war für mich äußerst interessant und lehrreich zugleich, zu sehen, mit welcher Geschicklichkeit diese Aufgaben ausgeführt wurden. Zum Hauptquartiere gehörte ein Officier, dessen Dienst nur darin bestand, die Nachrichten der Spione entgegen zu nehmen und selbst solche auszuschicken, um seinerseits dem Stabschef Bericht abstatten zu können. Die Spione waren Eingeborene, kühne, listige Burschen, welche gut bezahlt wurden, aber oftmals von ihren gefährlichen Unternehmungen nicht wieder zurückkehrten. Was die oben erwähnten Abtheilungen betrifft, so führten sie immer schweres Geschütz mit sich und waren von einer bestimmten Anzahl Matrosen begleitet, die beim Uebergange über die Flüsse behülflich sein und den Dienst bei den Kanonen versehen mußten. Der Obergeneral befahl, daß keine Festung, kein befestigter Platz gestürmt, sondern nur zusammengeschossen werden solle. Der Leser sieht, daß man Vertrauen in unsere Kanonen setzte, — und das mit Recht, denn

Biblioteca Nazionale
NAPOLI
V. E. III

Eine Elephanten-Batterie auf dem Marsche.

BIBLIOTECA NAZIONALE "VITTORIO EMANUELE" V. NAPOLI

wohin dieſe Feuerſchlünde ihre glühenden Geſchoſſe ſpieen, wurden die feſteſten Punkte in Schutthaufen verwandelt.

Lieutenant Hay, von der Seebrigade, wurde beordert, ſich einer dieſer Unternehmungen unter dem Befehle eines Generals mit zwei jener ſchweren Geſchütze anzuſchließen. Das Corps beſtand aus Artillerie, Cavalerie, Infanterie, Jägern und Ingenieuren und belief ſich im Ganzen aus 1500 Mann, welche am 13. Januar ausrückten. Zwei Tage darauf wurde ein Detachement zur Verſtärkung nachgeſchickt, und die Reihe, daſſelbe als Befehligender der Artillerie zu begleiten, traf mich. Dieſer Befehl machte mich unbeſchreiblich glücklich, obgleich ich die Größe der übernommenen Verantwortlichkeit fühlte; — Jeder, der ſeine Pflichten nach beſten Kräften erfüllt und ſich durch einen Beweis von Vertrauen geehrt fühlt, wird dadurch zu doppelter Kraftanſtrengung veranlaßt, er möge noch ſo hoch oder noch ſo niedrig geſtellt ſein!

Lieutenant Vaughan erhielt dabei den Befehl über die Seebrigade, weil Capitain Peel ſelbſt im Hauptquartiere zurückblieb, wo ſeine perſönliche Anweſenheit von Wichtigkeit war. Das 23. Linienregiment, eine Schwadron Cavalerie und eine Compagnie Sappeurs ſchloſſen ſich uns an, während zum Commandanten der Diviſion Oberſt Bell, ſchon von der Alma her, wo er die erſte Kanone erobert hatte, durch ſeine Tapferkeit bekannt, ernannt wurde. Es war ein böſer Marſch. Wir ſollten mit unſeren ſchweren Kanonen auf ungebahnten Wegen über Berg und Thal und über Gewäſſer und mußten ſtatt der Ochſen Elephanten vorſpannen, welche mehr Kraft und Ausdauer beſaßen und leichter zu lenken waren. Vor jede Kanone wurden zwei Elephanten geſpannt und zwar hintereinander; die Führer ſaßen mit ihren Stöcken auf dem Nacken der würdevoll einherſchreitenden Thiere. Hier hatte der ſchwache Menſch wieder Gelegenheit, eine glänzende Probe ſeiner Macht über das Thierreich abzulegen, wo die mächtigſten Vertreter desſelben ſich ſeinem Willen beugen mußten. Es war zugleich bewundernswerth und widerwärtig, dieſe edlen, ſtolzen Thiere von Geſchöpfen

beherrſcht zu ſehen, welche in ihren Zügen weit mehr Thieriſches hatten, als die Elephanten in den ihrigen.

Wir waren noch nicht ſehr weit vorwärts gekommen, ſo fanden wir auch ſchon, daß dieſer Auftrag leichter gegeben als auszuführen war. Als wir die Pontonbrücke erreichten und im Begriffe waren, den Uebergang über den Ganges zu bewerkſtelligen, blieben die Elephanten beim Anblicke der ſchwankenden, vom Strome beſpülten Brücke plötzlich ſtehen. Die alte Behauptung, daß der Elephant, wenn er Gefahren wittert, dieſelben dadurch anzeigt, daß ſeine Fügſamkeit ſich in hartnäckigen Eigenſinn verwandelt, mochte Manchem unter uns in das Gedächtniß kommen und keine angenehme Empfindung verurſachen. Man verſuchte es erſt, ſie mit Gewalt vorwärts zu bringen, ſie ſchwangen aber zornig ihre Rüſſel und ſtanden wie feſtgewurzelt. Die kleinen klugen Augen der geduldigen Thiere waren plötzlich ſcharf und hinterliſtig geworden, wie ich ſie nie geſehen hatte. Auch der Verſuch, ſie mit Güte hinüberzulocken, blieb ohne Erfolg. Endlich ſpannten wir ſie los und ließen die Geſchütze von der Mannſchaft über die Brücke ziehen, während die Thiere theils hinüber wateten, theils ſchwammen. Die Arbeit nahm alle unſere Kräfte in Anſpruch; endlich erreichten wir das jenſeitige Ufer und glaubten alle Schwierigkeiten überwunden zu haben, als wir dieſe Erwartung auf die ſchmählichſte Weiſe getäuſcht ſahen. Ein unglücklicher Zufall fügte es, daß der Ort, wo wir an das Land ſtiegen, eine mit Waſſer getränkte, ſchlammbedeckte Sandbank war. Was ich vorausgeſehen, geſchah: meine Kanonen ſanken bis an die Achſen in den Schlamm und wurden nur herausgezogen, um deſto tiefer zu ſinken, bis ſie endlich ganz ſtecken blieben. Ich beeilte mich, Lieutenant Vaughan von der Sache in Kenntniß zu ſetzen, welcher mir befahl, dieſelbe unſerem Commandanten zu melden und Handreichung von ihm zu erbitten. Oberſt Bell bewilligte ſofort mein Verlangen, ſchickte mir das ganze 23. Regiment und kam ſelbſt auf den Platz, um die ſchlimme Lage des Geſchützes in Augenſchein zu nehmen. Die ermüdeten Elephanten wurden ausgeſpannt und ſtarke, lange

Taue an die Lafettenachſen befeſtigt, mittelſt welcher die 800 Mann auf ein gegebenes Zeichen ihre vereinten Kräfte anwandten, um die Kanonen heraus zu ziehen, aber leider vergebens. — Mein treuer Diener, welcher meine Verzweiflung ſah, kam vorſichtig heran und flüſterte mir zu: „Stellen Sie den Hathé (Elephanten) hinter den Protzwagen, und Sie erreichen, was Sie wollen!“ Ich folgte ſeinem Rathe; der Elephant wurde hinter die Kanone geſtellt, auf einen Wink des Führers ſteckte das Thier den Rüſſel unter die Achſe und hob die Kanone aus dem Schlamme, indeß die Soldaten anzogen und ſie ein gutes Stück vorwärts brachten. Während alles dieſes vor ſich ging und ich noch auf dem Pferde ſaß, das ich beſtiegen hatte, um die Soldaten herbei zu rufen, kam Capitain Peel aus dem Lager zu uns, ohne zu ahnen, was vorgefallen war. Als er mich hoch zu Roß erblickte, zog er die Stirn in Falten und rief mir barſch zu: „Mein Herr, Ihr Platz iſt nicht zu Pferde, das müßten Sie ſchon wiſſen!“ Ich ſchwang mich eiligſt aus dem Sattel und ſetzte meine Arbeit fort. Als er ſpäter erfuhr, weshalb er mich in dieſer ungebührlichen Stellung getroffen hatte, wollte er ſeine Uebereilung wieder gut machen und ſprach ſich in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken anerkennend über die ſchlaue, erfinderiſche Art aus, auf welche ich meine beiden Geſchütze gerettet hatte. Ich geſtand ihm offen, daß ich dies Lob nicht annehmen dürfe, da die Ehre des glücklichen Gedankens meinem Diener gebühre, deſſen klugen Rath ich benutzt hatte, und ich ſah deutlich, daß ihm meine Aufrichtigkeit gefiel.

Am Nachmittage kamen wir an die Ufer des Ramgunga, wo ſchon zwei von unſeren ſchweren Kanonen hinter einer aufgeworfenen Bruſtwehr aufgeſtellt waren. Auch die königl. Artillerie hatte ihr Geſchütz am Strande aufgefahren und Piquets bis an die äußerſten Flügel ausgeſchickt. Während der Nacht ſtellten wir Poſten längs des Strandes aus, welche jedoch mit anbrechendem Tage wieder eingezogen wurden. Die Brücke war gänzlich zerſtört, und die Böte hatte man nach dem anderen Ufer hinübergebracht, bis auf einige wenige, welche wir ſofort in Beſchlag nahmen und an das Land zogen.

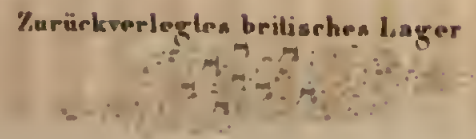
Hier ein kleines Abenteuer anderer Art, welches aber seine gefahrlichen Folgen haben konnte. Als wir eins der Böte in den Fluß hinab schaffen wollten, war dasselbe so tief in den Sand gesunken, daß wir es nur mit größter Anstrengung wieder herausbrachten. Kaum aber hatten wir es einige Ellen vorwärts geschoben, als wir in der Vertiefung, die von dem Rumpfe des Bootes verdeckt gewesen war, ein Lager giftiger Schlangen gewahr wurden, welche die Köpfe zischend in die Höhe hoben, dann aber die Flucht ergreifen wollten. Unsere Diener, welche diese Feinde besser anzugreifen wußten, als wir, eilten mit ihren langen Bambusrohren herbei, um ihnen den Garaus zu machen; auch wir blieben keine müssigen Zuschauer, und nach 10 Minuten war die ganze Brut erschlagen. Wir hörten später, daß ein Biß dieses giftigen Gewürmes hinreichend sei, in jene Welt zu befördern, und ich erinnerte mich hierbei deutlich, wie eins dieser Thiere, dem ich den Kopf zerschmetterte, mich mehrmals mit wahrem Heldenmuthe angriff, wobei ich die weiße, schleimbedeckte, gespaltene Zunge in dem geöffneten Rachen spielen sah.

Man muß in Indien überhaupt stets auf der Huth vor schädlichen Thieren sein; das kleinste, unscheinbarste Geschöpf kann unserem Leben ebenso gefährlich werden, als das Raubthier, welches der Schrecken der Wälder und Felder ist. In gewissen schlammigen Gewässern findet man sogar einige Arten von Fischen, denen man sich nicht ohne Vorsicht nahen darf, wie ja z. B. auch Alexander von Humboldt von den Zitteralen in Südamerika erzählt, daß sie im Stande sind, durch ihre electrischen Schläge ein Pferd zu tödten.

Ich wollte erst die Haut einer der Schlangen mit nach Schweden nehmen, um unser Naturaliencabinet damit zu bereichern, aber der Dienst nahm unsere Zeit dermaßen in Anspruch, daß zu nichts anderem Zeit blieb, besonders da die Vorboten eines nahen Sturmes am Horizonte aufstiegen. Wir sahen deutlich, wie der Feind seine Macht zusammenzog, die Flügel verstärkte und Verschanzungen aufwarf, gleichsam als wolle er uns zeigen, daß er uns nicht weiter vordringen lassen

Biblioteca Nazionale
V. E. III
NAPOLI

Die Stellung der beiden Armeen am RAMGUNGA



würde, ohne zuvor einen blutigen Strauß mit ihm beſtanden zu haben.

An dem Strande, den wir beſetzt hatten, lagen nur einige Häuſer, zwiſchen welche wir unſere Artillerie vertheilten. Das gegenüber liegende feindliche Ufer war flach, aber von einem Walde begrenzt. An dem Abhange zweier von einander ziemlich weit entfernter, terraſſenförmiger Hügel lagen zwei Dörfer, welche einen maleriſchen Anblick gewährten. Dieſe Anhöhen ſtützten die Flügel des feindlichen Corps und jede wurde durch zwei Kanonen vertheidigt. Zwiſchen den beiden Dörfern hatte man Verſchanzungen aufgeworfen, hinter denen ſtarke Piquets lagen. Dieſe Soldaten waren ſämmtlich mit Gingohls bewaffnet, eine Muskete, die ſehr weit trägt, aber wegen ihrer Schwere nicht gut zu handhaben iſt, weshalb auch der Schütze nicht ohne Stütze zielen und abdrücken kann; die Waffe iſt von großem Caliber und mit einem Pfannenſchloſſe verſehen. Die Stärke des Feindes war nach Ausſage der Spione 20,000 Mann, alſo der unſeren fünffach überlegen. Dies konnte unſeren Sinn nicht trüben, wohl aber der Gedanke, daß der hier befehligende General ſeinem Poſten nicht gewachſen war. Der Mann hatte, außer auf dem Paradeplatze, noch kein Pulver gerochen und verdankte ſeinen hohen Rang nur ſeinen Ahnen. Ich will nicht beſtreiten, daß er ſonſt in jeder Hinſicht ein Biedermann war — zu ſeinem Behufe taugte er nicht und gehörte zu den Größen, die im milden Lichte der Gnadenſonne entſtanden und darin aufgewachſen ſind.

Obgleich Capitain Peel hier nicht den Befehl über unſere Seebrigade führte, kam er doch oft von Futtighure zu uns herüber, um unſere Arbeiten zu beſichtigen, weil er wohl einſah, daß wir ſeine Rathſchläge nicht entbehren konnten. In der erſten Nacht mußte auf ſein Geheiß ein Matroſe nach dem anderen Ufer hinüber ſchwimmen, um mittelſt zweier über den Fluß geſpannter Taue die Brückenarbeit zu erleichtern. Unſere Leute zimmerten ein Floß, welches 60—70 Mann und eine Kanone faßte, um auf dem Floſſe und den Böten 500—600 Mann auf einmal nach dem jenſeitigen Ufer hinüberführen zu können,

für den Fall, daß die Brückenarbeit zu viele Schwierigkeiten bieten würde. Die Böte lagen aber in ziemlicher Entfernung, und die ſtarke Strömung machte es ſchwer, über den Fluß zu kommen und einen paſſenden Landungsplatz zu finden.

In der zweiten oder dritten Nacht begrüßte uns der Feind mit einigen Kugeln, welche in das Lager niederſchlugen und einen Mann tödteten, wodurch wir belehrt wurden, daß wir die Tragweite ihrer Kanonen nicht hoch genug angeſchlagen und unſer Lager weiter zurück zu verlegen hätten. Wir waren in unſerer Batterie drei Officiere, welche abwechſelnd den Befehl hatten und darauf ſehen mußten, daß die Kanonen zur Antwort bereit ſeien. Mit jeder einbrechenden Morgen- und Abenddämmerung beſchoß der Feind unſere Batterie, wahrſcheinlich in der Meinung, daß wir die Dunkelheit zum Bau der Brücke benutzten, und wir blieben ihm keine Antwort ſchuldig. Der wachthabende Officier zog ſich während der Nacht in eins der kleinen Häuſer zurück, die erſt von uns mit einem Dache von Stroh und Zweigen verſehen worden waren. Wenn ich auf Wache war und mich davon überzeugt hatte, daß Alles in gehöriger Ordnung ſei, zündete ich gewöhnlich meine Pfeife an und machte einige Notizen in meinem Tagebuche. Als ich ſo eines Abends ruhig ſaß und ſchrieb, kam eine naſeweiſe Kugel daher geflogen, die das ganze Dach von meinem Hauſe fortriß und mir artig das Geſchriebene mit Sand beſtreute. Ich rächte mich bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich dadurch, daß ich zu meinen Kanonen eilte und das Feuer nicht eher einſtellte, bis ich die, welche das Lied angeſtimmt hatten, zum Schweigen brachte.

Eine unſerer größten Sorgen war der Mangel an Rauchtabak. In einem Clima, wie das oſtindiſche, iſt das Rauchen nicht allein ein angenehmer Zeitvertreib, ſondern eine Nothwendigkeit. Die dampfende Pfeife oder Cigarre iſt die einzige Waffe, welche die läſtigen Inſecten fürchten, und keins dieſer Thiere wagte ſich zu uns heran, ſo lange wir uns mit einer dichten Rauchwolke umgaben. Als eines Tages mein Taback und mit ihm meine gute Laune zu Ende war, brachte mir

ein Matroſe ein kleines Packet, welches mit meinem Namen und als Werthangabe mit: „25 Mohurs“ (eine indiſche Goldmünze von etwa 1½ Pfd. Sterl.) bezeichnet war. Ich öffnete dies eben ſo unerwartete als für mich unbegreifliche Packet, aber wer malt mein freudiges Erſtaunen, als ich darin 25 der feinſten Cigarren fand, welche mir von einem Freunde aus Futtighure, der von unſerer Tabaknoth gehört hatte, geſchickt waren. Der Leſer kann ſich denken, wie begehrt dieſe Waare war, wenn ich erzähle, daß ein Soldat, welcher eine Partie von 1000 Cigarren mit 40 Rupien bezahlt und ſie aufbewahrt hatte, dieſelben während der Belagerung von Lukhnau für 6 Rupien das Stück verkaufte, alſo eine baare Summe von 6000 Rupien dafür einſtrich.

Wenn wir Officiere, gleich dieſem Soldaten, die günſtige Gelegenheit zu kaufmänniſchen Speculationen benutzt hätten, ſo würde ich für meine Perſon leicht ſo viel zuſammen geſcharrt haben, daß ich nicht allein meine Reiſe bezahlt, ſondern für das ganze Leben ein reichliches Auskommen gehabt hätte; nur allein durch den Ankauf von Diamanten und anderen edlen Steinen zu den damaligen dortigen Preiſen hätte ich ein Vermögen ſammeln können.

Warum thateſt Du es denn nicht? höre ich einige meiner Leſer ausrufen. Ich will dieſe Frage aufrichtig beantworten. Erſtens hielt ich es für unſchicklich, daß Officiere, die der Mannſchaft zum Vorbilde dienen ſollen, denſelben das Beiſpiel der Gewinnſucht und des unzeitigen Erwerbtriebes gäben. Zweitens war es mir ein widerwärtiger Gedanke, meinen Vortheil auf Koſten Anderer zu ſuchen. Dritteus hätte ich immer eine größere Geldſumme bei mir führen müſſen, da bei dieſem Handel kein Credit gegeben wurde. Dazu kam ferner die Schwierigkeit, die Schätze mit ſich herumzuführen, die jeden Augenblick zu erwartende Möglichkeit, von der Hauptarmee detachirt und dann vom Feinde überfallen und geplündert werden zu können; ferner die unzarte, zweideutige Stellung, halb als Soldat, halb als Schacherjude, die ſchlecht mit den Dienſtpflichten übereinſtimmte; — alles Gründe, die, wenigſtens bei mir, hinreichten, allen Speculationsgeiſt,

alle Luſt zum Schätzeſammeln im Keime zu erſticken; und ſo dachten — mit wenigen Ausnahmen — die Officiere insgeſammt. Dennoch kehrte ich nicht mit leeren Händen nach England zurück; indeß beſchränkt ſich das, was ich mit in die Heimath brachte, auf einige ausgezeichnet ſchöne Waffen, verſchiedene indiſche Kleidungsſtücke, kleine Amulets und Talismane, Zeichnungen, Bücher und einige werthloſe Schmuckſachen.

Während wir mit dem Baue des Floſſes und der Brücke beſchäftigt waren, ſchlichen ſich oft einzelne feindliche Soldaten an den Strand, um uns zu beobachten. Als dieſe Kundſchafter jedoch anfingen uns läſtig zu werden, nahmen unſere Jäger ſie auf das Korn, um ſich ihrer zu entledigen, ſobald ſie ſich auf Schußweite näherten. Dies ſchreckte ſie aber keineswegs zurück, denn kaum war der eine beſeitigt, ſo ſtand ſchon wieder ein anderer da. So erinnere ich mich beſonders eines dieſer verwegenen Burſchen, der unter allerlei komiſchen Sprüngen an den Strand kam, wobei er die Arme und Beine wie ein arbeitender Telegraph bewegte. Ein neben mir ſtehender Scharfſchütze nahm ihn auf das Korn und ſandte ihm ſeine wohlgezielte Kugel ſo gründlich auf den Hals, daß er auf der Düne niederſank, und zwar, wie es uns dünkte, ohne Kopf. Es ſchien mir an das Wunderbare zu grenzen, daß eine Spitzkugel im Stande geweſen war, den Kopf vom Rumpfe zu trennen, und ich wollte den Schützen gerade wegen ſeines bewundernswerthen Schuſſes loben, als der Hindu aufſprang und nach einigen halsbrechenden Sprüngen einen wilden Tanz begann. Ermüdet ſank er endlich auf die Erde, ſetzte eine rieſige Schale, die ihm auf dem Rücken hing, vor ſich hin, fing an, mit einem Löffel darin zu rühren, und machte uns durch Zeichen verſtändlich, daß er in ſchönſter Ruhe vor unſeren Augen ſeine Mahlzeit einzunehmen gedenke, obgleich ſein Kopf neben ihm liege. Ich dachte unwillkürlich an den haſenherzigen Diener in dem „Verführer von Sevilla," der ſeinen durch das Schwert hingerichteten Herrn während des Gaſtmahles herein treten ſieht, um Theil an dem Eſſen zu nehmen, und entſetzt ausruft:

„Was, die Todten eſſen? Ha,
Mit dem Kopfe nickt er!“ —

Der Menſch hatte ſich mit dieſer Maske oder dieſem künſtlichen Haupte verſehen, um uns mit ſeinem Blendwerke zu täuſchen und in Schrecken zu ſetzen.

Jeden Morgen ſtieg ich mit Tagesanbruch auf einen Baum um mittelſt meines Fernglaſes die umliegende Gegend zu durchforſchen und zu ſehen, ob etwas geſchehen ſei, was dem General berichtet zu werden verdiene, welcher gewöhnlich am Vormittage die Runde machte. Eines Morgens bemerkte ich von meinem Obſervatorium aus, wie ſich am Thore des einen Dorfes eine Abtheilung Cavalerie zum Ausrücken ordnete. Ich eilte zu meiner Kanone, lud ſie mit Kartätſchen, richtete und feuerte ab, und ſah zu meiner Freude, daß eine große Verwirrung in dem Truppe entſtand, welcher ſich unbemerkt geglaubt und durch dieſen einen Schuß bedeutenden Schaden erlitten hatte. Man verfehlte nicht, mir mit mehreren Schüſſen zu antworten, wodurch ich zwei meiner Ochſen einbüßte, die an einen Baum gebunden waren, um mir näher zur Hand zu ſein. Die Hindu waren ſchlechte Artilleriſten, da ſie weder dieſe Wiſſenſchaft ſelbſt, noch ihre praktiſche Anwendung erlernt hatten; in der Kunſt, das Geſchütz zu maskiren, waren ſie uns jedoch überlegen; wir ſchoſſen oft lange Zeit, ehe wir die feindlichen Kanonen entdeckten, weshalb wir unſere Kugeln nur nach dem Blitze und Rauche abſchicken konnten.

Unſere freien Stunden waren leicht zu zählen und wurden größtentheils zu Ausflügen in die Umgegend oder zu kleinen Luſtbarkeiten im Lager angewandt, an denen unſere Matroſen und Soldaten theilnehmen konnten. So veranſtalteten wir eines Tages, als ich gerade vom Dienſte in der Batterie frei war, eine Parodie auf ein engliſches Wettrennen. Mehrere Officiere der Seebrigade geſtatteten ihren Ghaſiyáràs (Diener, welche die Mundvorräthe zu beſchaffen haben), ſich bei dieſer Gelegenheit ihrer Pferde zu bedienen, und ſchoſſen etwas Geld zuſammen, um für den Sieger einen Preis auszuſetzen.

Dieſes „Volksfeſt“ hatte ſchon im voraus große Theilnahme im Lager erregt. Alle Officiere und Soldaten, welche frei vom Dienſte waren, verſammelten ſich an der abgeſteckten Bahn, und auf ein gegebenes Zeichen begann das Rennen. Es war höchſt komiſch, dieſe ſchwarzen, halbnackten Geſtalten auf den feurigen Roſſen im Galopp über die Fläche dahin fliegen zu ſehen, wobei manche herabfielen und ſich im Staube wälzten. Die reiterloſen, ſcheugewordenen Pferde wurden eingeholt und der Ritt begann von Neuem. Nach beendetem Rennen wurde der Sieger feierlich zum Preisrichter geleitet, aus deſſen Händen er ſeine Belohnung mit ſichtlicher Freude in Empfang nahm. Einige meiner Kameraden, welche ſich zu Pferde eingefunden hatten, konnten ſich kaum enthalten, perſönlich an dieſem Lieblingsvergnügen der Engländer theilzunehmen; die anderen, welche nicht beritten waren, ließen es ſich nicht nehmen, die reiterloſen Pferde wieder einzufangen. Es wurden nicht unbedeutende Summen in Wetten umgeſetzt, und Alle theilten die Freude des Feſtes, bis auf Diejenigen, welche mit beſchädigten Gliedern in ihre Quartiere zurückkehrten.

Eines Abends, als ich in der Batterie auf Wache war, ſah ich einen Menſchen an den Kanonen vorüber gehen, welcher ſich Alles genau betrachtete, aber mit Niemand ſprach, weshalb er mir verdächtig vorkam. Ich ließ ihn ergreifen und nahm ihn ſelbſt in das Verhör. Er widerſprach ſich in ſeinen Ausſagen, ſeine Augen, die mich erſt offen und ruhig anblickten, wurden ſcheu und unſicher, was mich in der Vermuthung beſtärkte, daß ich einen Spion vor mir habe. Ich machte ihn auf das Schickſal aufmerkſam, dem die Spione bei uns anheim fielen, worauf er heilig verſicherte, kein ſolcher zu ſein, jede Verbindung mit den Hindu leugnete und vorgab, in das Lager gekommen zu ſein, um den Engländern ſeine Dienſte anzubieten, und ſich bereit erklärte, für uns als Spion in das feindliche Lager zu gehen. Ich ſagte ihm, daß ſeine Ausflüchte unnütz ſeien, da ich ihn durchſchaut habe, und daß nur ein vollſtändiges, offenes Bekenntniß ſeine Strafe etwas mildern könne. Da ſank ihm der Muth; zitternd am ganzen

BIBLIOTECA NAZIONALE "VITTORIO EMANUELE III" NAPOLI

Wettrennen im Lager der Seebrigade

Digitized by Google

Biblioteca Nazionale
NAPOLI

Körper bekannte er, daß er während der Nacht über den Fluß geschwommen und, ohne von der Schildwache bemerkt zu werden, an das Land gekommen sei, um unsere Stärke und Stellung auszukundschaften. Er sagte aus, daß die hier vereinigte Macht des Feindes sich auf 20,000 Mann belaufe, und daß die Hauptarmee hinter dem Walde läge, weshalb er rathe, den Uebergang nicht zu erzwingen. Meiner Pflicht gemäß sandte ich dem General einen Bericht von diesem Verhöre, den Burschen selbst aber in das Hauptquartier, wo kurzer Proceß mit ihm gemacht wurde.

Wir setzten unsere Schießübungen, durch die der Feind, nach Aussage der Spione, 70 Mann einbüßte und ihm zwei von seinen Kanonen demontirt wurden, noch volle vierzehn Tage lang fort. Es fiel uns Officieren auf, daß wir keinen Befehl zum Uebergange über den Strom und zum Angriffe erhielten, was, wenn es auch manche Opfer gekostet hätte, doch das Beste gewesen wäre. Wir erfuhren aber, daß der Generalgouverneur dem Sir Colin durch den Telegraphen von seinem Wunsche unterrichtet hatte, die Armee möge nicht in Rohilkhund einrücken, sondern die Reserve solle sich mit der Hauptarmee vereinigen, um nach Lukhnau vorzugehen und sofort die Belagerung dieser Stadt zu beginnen. Ich für meinen Theil konnte nicht die Weisheit dieses Beschlusses anerkennen, da wir die Zeit unbenutzt verstreichen ließen, in einer Jahreszeit, welche für kriegerische Unternehmungen besonders günstig war, was dem Feinde außerdem Veranlassung gab, sich zu rühmen, die britische Armee in Schach gehalten zu haben, wodurch sein Muth gestärkt und unser Ansehen geschwächt wurde.

Während dessen war Oberst Seaton mit seiner Brigade — lauter kerngesunden, vortrefflich ausgerüsteten Truppen — und 4000 Kameelen zur Hauptarmee gestoßen, und der Oberbefehlshaber sah sich hierdurch veranlaßt, mit einer Abtheilung Cavalerie von Furukhabád aufzubrechen und sich in Eilmärschen nach Cahnpur und Allahabad zu begeben, woselbst der Generalgouverneur von Calcutta angekommen war, um dem Ausgangspunkte unserer Unternehmungen näher zu sein.

Dieſe Eilmärſche waren wirkliche Prüfungen für die Truppen. Für die Infanterie mochte es noch gehen, für die Artillerie aber war es eine wahre Herkulesarbeit, in der brennenden Sonnenhitze, in Staubwolken gehüllt, auf ſchlechten, oft ungebahnten Wegen fortzukommen, beſonders wenn die Ochſen von der Hitze widerſpenſtig wurden und endlich vor Mattigkeit umſanken. Es war ein wahrer Jammer, dieſe armen Thiere hinſtürzen zu ſehen, und wie ſie durch ihre Blicke die Führer um Erbarmen anzuflehen ſchienen. Hätten wir immer Waſſer in der Nähe gehabt, ſo würden wir ſowohl unſere Lage, als die der armen Thiere durch häufige Abſpülungen haben erleichtern können. Ich geſtehe gern, daß ich bisweilen ſo erſchöpft war, daß ich, wenn ich in einem ſolchem Augenblicke von einem Hindu überfallen worden wäre, keinen Finger zu meiner Vertheidigung ausgeſtreckt hätte. Das Leben ſchien mir eine Laſt, von der ich, gleichviel auf welche Weiſe, befreit zu werden wünſchte, und wohin mein Auge fiel, ſah es nur Auflöſung, Verzweiflung und Muthloſigkeit.

Nach einigen Tagen erhielt das Corps, bei welchem ich ſtand, Befehl zum Aufbruche nach Cahnpur. Capitain Peel ging mit dem Reſte der Seebrigade und der übrigen Armee von Futtighure ab, ehe wir daſſelbe erreichten, ſo daß wir nur ein Regiment daſelbſt vorfanden, welches als Beſatzung in der Feſtung lag. Dieſelbe war jetzt vollkommen in Stand geſetzt, und der dichte Wald, der ſie umgab, auf eine Entfernung von 800 Yards gelichtet, um den angreifenden Feind dieſes Schutzes zu berauben und die Schußlinie für die Feſtung frei zu machen. — Wie ſchnell der Feind von Allem unterrichtet war, was in unſerem Lager geſchah, ſahen wir wieder daraus, daß wir nach dem Aufbruche vom Ramgunga noch nicht weit auf dem Wege nach Futtighure vorgerückt waren, als wir ſchon kleine Patrouillen Sowars (Reiterei) gewahrten, die uns auf den Ferſen folgten, um unſere Bewegungen zu beobachten. Daß wir unter unſeren einheimiſchen Soldaten Spione hatten, welche in ſteter Verbindung mit dem Feinde ſtanden, habe ich nie bezweifelt, obgleich ich nicht begreife, wie ſie dieſelbe

bewerkstelligten, da wir Officiere die beargwohnten Leute unter beständiger Aufsicht hielten. Sie statteten ihre Berichte wahrscheinlich in solchen Augenblicken ab, in denen wir uns am sichersten glaubten, oder auf dem Marsche, während dessen die Europäer so mit ihrer eigenen Persönlichkeit zu thun hatten, daß sie unmöglich noch darüber wachen konnten, daß nicht den Feinden, vielleicht durch gewisse Zeichen oder auf besondere, nur ihnen verständliche Weise hingelegte Baumzweige u. s. w., die gewünschten Mittheilungen gemacht wurden. Deutliche Beweise haben wir jedoch nie erlangt, und die Feinde suchten unser Mißtrauen auch dadurch einzuschläfern, daß sie diese Menschen, wenn sie in ihre Hände fielen, ebenso schonungslos behandelten, wie die Engländer.

Capitain Peel hatte die Zeit seines Aufenthaltes in Futtighure keineswegs unbenutzt gelassen. Die rastlose Thätigkeit dieses seltenen Mannes war fast unglaublich; ein neuer wichtiger Gedanke folgte dem anderen, und die Ausführung desselben war ihm eine Erholung. So hatte er die Uebungen der Truppen geleitet und erweitert und die dem Feinde abgenommenen starken Protzwagen so verbessern und ändern lassen, daß er sie zu seinen 68-Pfündern benutzen konnte, welche er mit Erlaubniß des Obergenerals von Allahabad hatte kommen lassen und die ihn nun in Cahnpur erwarteten.

Nach mehreren Tagemärschen erreichten wir Cahnpur am 11. Februar. In dieser Jahreszeit stellten sich die heftigen Winde ein, die den Sand so aufwirbelten, daß wir unsere Taschentücher vor das Gesicht binden mußten, und dessenungeachtet oft Augen, Nase, Ohren und Mund so voll von Sand und Staub hatten, daß uns der Athem stockte. Es muß einen eigenthümlichen Anblick gewährt haben, ein ganzes Corps als „Blindekuh" Spielende daherziehen zu sehen. Nena Sahib hätte dieses Vergnügen haben können, denn wir erfuhren, daß er vor 3 bis 4 Stunden mit einer Cavalerie-Bedeckung von 4 bis 500 Mann des Weges gekommen war. Wir unterschieden noch deutlich den Lagerplatz, wo er gerastet hatte, und die Spuren der Feuerstätten.

Wie ſchade, daß unſere Colonne nicht etwas früher ausgerückt war! — dadurch entging uns die beſte Gelegenheit, dieſem indiſchen Königstiger auf Schußweite zu nahen. Wäre es zu einem für uns ſiegreichen Gefechte mit ihm gekommen und er lebend in unſere Hände gefallen, von welchem unberechenbaren Einfluſſe auf den ganzen Krieg würde dies geweſen ſein! Ein ſolches Glück jedoch hätte uns ſchwerlich zu Theil werden können, da es allgemein bekannt war, daß dieſer Hauptleiter der Empörung immer Gift bei ſich trug und außerdem geſchworen hatte, daß wir ihn lebend nicht in unſere Gewalt bekommen ſollten. Man erzählte außerdem, daß ſein Leibdiener ihm Nacht und Tag wie ſein Schatten folgen müſſe und den Befehl habe, ihn in dem Augenblicke zu tödten, in welchem er in die Gefangenſchaft der Engländer gerathen würde.

Sechzehntes Capitel.

Cahnpur. — Abmarsch nach Lukhnau. — Der Uebergang über den Ganges. — Dschung-Bahadur. — General Havelock bei Onva. — Großes Weltrennen im Lager. — Vorurtheile der Hindu. — Ankunft in Allumbág. — General Sir James Outram. — Belohnung der Verdienste Capitain Peel's.

In Cahnpur wurde die ganze Seebrigade wieder unter Capitain Peel's Befehl vereinigt. Auf dem Marsche dahin gingen wir über die Brücke des Kálá Nadí, welche nun vollkommen gut im Stande war, und mußten auch über das Schlachtfeld, das mit Skeletten und Knochen überſäet war.

Wir fanden in Cahnpur 6 Stück der 68pfündigen 8zölligen Bombenkanonen vor, die, wie ſchon erwähnt, von Allahabad geſchickt waren, und die Zimmerleute arbeiteten unausgeſetzt an neuen Protzwagen für dieſelben.

In der Stadt herrſchte jetzt ein viel regeres Leben, als bei unſerem erſten Aufenthalte. Von allen Seiten ſtrömten Engländer herbei, welche ſich uns anſchloſſen. Unter ihnen befand ſich ein Geiſtlicher, der allen Anforderungen genügte, die man an ſeinen Stand zu machen berechtigt war. Er hatte von dem Baume, welcher den berüchtigten Brunnen beſchattete, kleine Kreuze verfertigen laſſen, mit einem Fuße aus dem Holzwerke des ſogenannten Schlachthauſes (the slaughter-house), die er zu hohem Preiſe an die Officiere verkaufte, um für die dadurch erhaltene Summe ein Denkmal an dieſem Orte zu errichten, was auch bereits zur Ausführung gekommen iſt. Ich verſäumte nicht, mich mit einigen Exemplaren dieſer kleinen Kreuze zu verſehen.

Hier in Cahnpur hörten wir von glaubwürdigen Perſonen (was ſich ſpäter auch als vollkommen wahr erwieſen hat), daß Nena Sahib's

Secretair und erſter Rathgeber während des Blutbades in Cahnpur und der Umgegend, ein junger, fähiger Mann, Namens Azimula Khan, zur Zeit des Feldzuges in der Krim eine Reiſe nach England unternommen hatte, um eine Klage gegen die oſtindiſche Compagnie einzureichen. Als er ſich auf der Rückreiſe einige Zeit auf Malta aufhielt, machte er daſelbſt die Bekanntſchaft eines engliſchen Officiers, gerade als dieſer den Befehl erhielt, nach der Krim abzugehen. Azimula Khan beſchloß, ihn dahin zu begleiten, unter dem Vorwande, ein neues Land und Volk kennen lernen zu wollen, von welchem er nur wußte, daß es mit den Engländern und Franzoſen kämpfe; ein ausreichender Grund, ſeine Neugierde zu rechtfertigen. Er blieb lange genug in dem engliſchen Lager, um ſich mit allen Verhältniſſen der Armee bekannt zu machen, und wußte Alles herauszufragen und zu erlauſchen, ohne daß Jemand geahnet hätte, welcher Verrath hinter dieſer Wißbegierde verborgen lag. Nachdem er Alles, was er gewollt, erfahren hatte, kehrte er nach Indien zurück, wo er Nena Sahib aufſuchte und mit ihm nach Lukhnau ging, um den Aufſtand vorzubereiten und zu ordnen. Als Pilger verkleidet wallfahrteten ſie nach dem Himalaya, nahmen alle Militairſtationen in Augenſchein, die auf dem Wege lagen, und verſuchten, das Volk aufzuwiegeln, ohne ihr eigentliches Vorhaben kundzugeben. Von den Bergen des Himalaya zog Azimula allein weiter nach Simla, um die Gürkhas zum Abfalle von der engliſchen Regierung zu bewegen, richtete hier jedoch nichts aus, weil er bei dieſem Volke weder beliebt noch geachtet war.

Cahnpur iſt wegen ſeiner ungeſunden Lage in ganz Indien bekannt, und wir kamen daſelbſt gerade in einer Jahreszeit an, welche die Wahrheit dieſer Behauptung beſtätigte. Es iſt nicht allein die drückende Hitze, über die man ſich beklagt, ſondern auch eine vergiftete Atmoſphäre, die langſam, aber ſicher die Geſundheit untergräbt. Was mir den Aufenthalt beſonders unangenehm machte, war das unaufhörliche Aufwirbeln von Flugſand, fein wie Knochenmehl und von übelem Geruche.

Biblioteca Nazionale V. E. III
NAPOLI

BIBLIOTECA NAZIONALE "VITTORIO EMANUELE III" NAPOLI

Der Uebergang über den Ganges

Am 12. Februar verließen wir diese Stadt, um nach Lukhnau zu marschiren und wieder Besitz von demselben zu nehmen.

Der Artilleriepark der Seebrigade war jetzt in vortrefflicher Ordnung und nahm auf dem Marsche eine Strecke von mehreren englischen Meilen ein. Er bestand aus 6 Stück 8zölligen 68pfündigen Bombenkanonen, die 3¼ Tons wogen, mit ihren Protzwagen, denen der 24-Pfünder ähnlich, doch von stärkeren Verhältnissen, die aber nicht, wie diese, auch zugleich die Munitionsvorräthe trugen, da besonders hierzu bestimmte Fuhrwerke mit gefüllten und ungefüllten Bomben, Kugeln und Pulver beladen waren; ferner aus 10 Stück 24-Pfündern von großem Caliber, welche 2½ Tons wogen, 4 Stück 24pfündigen und 4 Stück 12pfündigen Mörsern auf ihren Wagen und endlich aus einer 24pfündigen und einer 12pfündigen Feldkanone (Landungskanonen von dem Shannon). Diese Geschütze mit ihren Munitionswagen bildeten einen Park, welcher es wohl verdiente, gesehen und bewundert zu werden.

Ueber den unweit der Stadt fließenden Ganges schlugen wir eine Schiffbrücke, um vermittelst derselben das Königreich Aude zu betreten. Diese Brücke war schmal, und unsere Ochsen gaben sich unlenksamer als je, was die Hinüberschaffung der Artillerie wieder sehr erschwerte. Aber welch' ein Gemälde gewährte dieser Uebergang über den Fluß. Die Truppen sowohl als der Troß waren aus Angehörigen der verschiedenen indischen Völker zusammengesetzt, in deren Köpfen sich der Grundzug ihres Stammes scharf ausgeprägt zeigte. Die meisten waren Hindu aus Bengalen und den nordwestlichen Provinzen, die Stämme von Central-Indien dagegen weniger zahlreich vertreten, und Muselmänner fand man nur unter den dienenden Classen aus Oude. Der starkknochige Afghane, mit seinem mächtigen Turban und seiner helleren Gesichtsfarbe, der sein mit Obst beladenes Kameel vor sich hertrieb; der Sikh, der seinen Backenbart zusammengebunden und über dem Kopfe zusammengeknotet hatte und gewöhnlich ein Tuch um die Wangen trug, um jene Zierde vor Staub zu schützen; der wohlgenährte

Babu, der gleichgültig in seinem Tragsessel von Bambus saß und sich höchstens nach seiner Ehehälfte umsah, welche hinter ihm auf einem Maulthiere ritt, umgeben von Kindern und Gepäck; der schmächtige Bewohner von Madras, mit hohem Turban und einem Gewande von dem feinsten Mousselin oder anderem bunten Zeuge, mit dem Elephanten seines Herrn spielend; die Kulis oder Lastträger, welche alle Arten von Gepäck auf ihren Rotangs fortschaffen; Heerden von Milchziegen und Schafen und lange Züge von Kameelen, welche durch Stricke, die von dem Schwanze des vorderen bis zum Maule des folgenden Thieres liefen, an einander gebunden und stark beladen waren, dies Alles bildete den Stoff zu der reichsten, buntesten Mosaik.

Zu dem, was ich oben über unsere Seebrigade sagte, muß ich noch hinzufügen, daß allein zur Weiterbeförderung der Artillerie 800 Ochsen erforderlich waren. Jeder Officier hatte ein Dienstpersonal von 10 bis 12 Personen, und außerdem begleitete uns ein Gefolge von Handelsleuten, welche uns mit mancherlei unentbehrlichen Artikeln, wie z. B. Tabak, Seife, Futter für unsere Pferde u. s. w., versorgten.

Der Uebergang über den Fluß nahm mehrere Stunden in Anspruch, und da ich beauftragt war, den Transport der Artillerie zu beaufsichtigen, hatte ich die beste Gelegenheit, die ungeheueren Anstrengungen kennen zu lernen, die derartige Unternehmungen erfordern. Wer nicht selbst Augenzeuge gewesen ist, kann sich keinen Begriff von den Schwierigkeiten machen, mit denen eine Armee in Indien auf ihren Märschen zu kämpfen hat; und doch habe ich von Sachverständigen behaupten hören, daß es hier vor wenigen Jahren noch weit beschwerlicher war, sich mit einer größeren Truppenmacht fortzubewegen.

Nach einem Marsche von 14 englischen Meilen langten wir in Onoa an, wo wir 14 Tage rasteten, theils damit die zu diesem Zwecke ausgeschickten Abtheilungen unsere Fronte und Flügel von den Aufständischen säuberten, theils um nicht früher vor Lukhnau einzutreffen, bevor Dschung-Bahadur mit seinen Gürkhas zu uns stoßen konnte, um die Belagerung dieser Stadt mit uns zu beginnen. Der General-

gouverneur wünſchte, daß Sir Colin dem Dſchung-Bahadur Gelegenheit gäbe, ſeine Ergebenheit für England durch thätigen Antheil an dem Kampfe gegen die Aufrührer an den Tag zu legen.

Dſchung-Bahadur, der regierende Fürſt von Nepál, blieb den Engländern treu und unterſtützte ſie mit ſeinen Gúrkhas. Man erzählt, daß er ſich vor einigen Jahren, bei einem Beſuche in England, in eine Lady von hohem Range verliebt habe, die aber ſeine Liebe nicht erwiederte. Als er England verließ, überreichte er dieſer Dame einen Ring, mit der Bitte, ſie möge ihm denſelben zurückſenden, wenn ſie jemals einen Wunſch hege, zu deſſen Erfüllung er beitragen könne, und ſie möge überzeugt ſein, daß er alle ſeine Macht anwenden werde, demſelben nachzukommen. Als nun der Aufruhr ausgebrochen war, ſandte ſie ihm den Ring mit der Bitte, ihren Landsleuten Hülfe zu bringen und den Tod ihrer armen geopferten Schweſtern zu rächen. Er hat beides gethan und ſein Wort wie ein Edelmann gehalten!

Hier, bei Onoa, hatte General Havelock den Feind zweimal geſchlagen, und die Spuren der Kugeln in den Mauern und Wällen lieferten ſprechende Beweiſe von dieſen Gefechten. Die Dörfer ſind nämlich gewöhnlich von Wällen eingeſchloſſen, um den Feind und die Raubthiere von den Wohnungen fern zu halten. Die meiſten Häuſer in Onoa ſtanden leer, da die Eigenthümer, in der Vorausſicht, daß ein Zuſammentreffen mit uns nicht gut für ſie ausfallen werde, ſich demſelben wohlweislich durch die Flucht entzogen hatten. Ueberall fanden wir Kaufläden, was wir aber am meiſten bedurften, war friſches Trinkwaſſer. — Ich muß aufrichtig geſtehen, daß ich in der erſten Zeit oft daran dachte, daß das Waſſer vergiftet ſein könne, wenn mir der Trunk durch einen Waſſerträger von ſehr zweideutigem Ausſehen credenzt wurde; dennoch leerte ich meinen Becher ſo ruhig wie Sokrates, nur mit dem Unterſchiede, daß er Sieger über ſein Schickſal und ich Sclave des meinigen war.

Auch die ſchottiſche Brigade unter General Adrian Hope lag in Onoa. Mit dieſen Truppen ſtand unſere Brigade im beſten Einver-

nehmen. Die ſtolzen, biederen Schotten mit ihrer würdigen, achtunggebietenden Haltung gefielen mir ungemein. Als wir uns eines Tages mit unſerer Artillerie übten, kam General Hope zu uns und war höchſt erſtaunt über die Leichtigkeit, mit welcher wir dieſe 16 ſchweren Geſchütze fortbewegten; denn binnen 2 Minuten bildeten wir mit 68- und 24pfündigen Kanonen aus der Linie Quarré. Der General bezeugte dem Capitain Peel ſeine Anerkennung und erklärte, daß er dergleichen bisher nicht geſehen und es für Scherz gehalten habe, als man ihm davon erzählte. — Zu jeder Kanone gehörten 20 Mann, wenn ſie aber auf eine größere Entfernung fortgeſchafft werden ſollten, mußte die Reſerve Handreichung leiſten.

Zu unſeren größten Beluſtigungen während unſeres Aufenthaltes in Onoa gehörte ein Wettrennen, welches näher zu beſchreiben ich mir nicht verſagen kann, da das Endergebniß deſſelben eine angenehme Erinnerung für mich enthält. —

Einige Tage vor dem Rennen wurden die Bahn abgeſteckt und die Punkte bezeichnet, an welchen die Hinderniſſe angebracht werden ſollten. Die Bahn bildete einen Halbkreis und war ungefähr eine viertel Meile lang und 50 Ellen breit. Das erſte Hinderniß beſtand in einem Graben von 8 Ellen Breite und geringer Tiefe, deſſen jenſeitiger Rand etwas höher lag, als der diesſeitige; das zweite Hinderniß war eine Verzäunung aus Pfählen und Zweigen, von der Höhe unſerer Pfahlzäune; hinter derſelben lagen noch zwei eben ſolche Verzäunungen in einiger Entfernung von einander, und einige Schritte hinter der letzten ſtand ein Munitionswagen mit einer hohen Stange, von deren Spitze die engliſche Flagge herabwallte. Wer zuerſt bei dieſer Flagge vorüber gelangte, wurde als Sieger begrüßt und darauf die Flagge heruntergelaſſen.

Die erſten Male, als ich mein Pferd zwingen wollte, über dieſe Hinderniſſe zu ſetzen, war es durchaus unregierbar, was wohl größtentheils meiner eigenen Ungeſchicklichkeit zugeſchrieben werden mußte. Ich wandte alle freien Stunden dazu an, meinem Bucephalus begreiflich

zu machen, daß unserer beider Ehre von unseren gemeinschaftlichen Bemühungen abhinge, wobei wir uns gegenseitig mit unseren Kräften zu unterstützen und unseren Anforderungen zu genügen hätten.

Das Festprogramm lautete: 1. Wettrennen mit großen Pferden; 2. mit Ponies; 3. Wettlaufen der Officiere, auf der Bahn mit und ohne Verzäunungen; 4. Wettlaufen der Mannschaft; 5. Rennen der Matrosen auf Ochsen (wie die Abbildung zeigt); 6. Einfangen eines mit Seife bestrichenen Schweines.

Ich ließ mich als Theilnehmer an dem ersten Rennen einschreiben, mein Pferd unter dem Namen „Max" und mit der Bemerkung, daß es der Eigenthümer selbst reiten würde. Mehrere Kameraden wünschten mein Pferd zu leihen, unter dem Vorwande, daß ich zu schwer für dies junge, zarte Thier sei, da die anderen Officiere von meiner Größe ihre Pferde von Jokeys reiten ließen, welche von jungen Midshipmen in prächtigen Livreen dargestellt wurden. Ich hatte aber einmal meinen Entschluß gefaßt und wollte ihn auch unter allen Umständen ausführen. Die Preise bestanden nicht wie gewöhnlich in Gold- und Silbergefäßen, sondern in einer Summe Geldes, die im Lager zusammengeschossen worden war.

Endlich erschien der Tag, an dem wir die Proben unserer Geschicklichkeit ablegen sollten. Schon hatte sich eine zahlreiche Menge Zuschauer an der Bahn eingefunden. Die Bewerber um den ersten Preis wurden aufgefordert, ihren Platz einzunehmen, und auf das erfolgte Zeichen gaben wir den Pferden die Sporen und flogen davon wie die Pfeile. Ueber den Graben kamen wir alle glücklich hinüber, an der ersten Verzäunung aber zerstreuten sich die Pferde und jagten im Galopp nach allen Richtungen über das Feld. Sobald wir uns gesammelt und unsere Plätze wieder eingenommen hatten, begann der Ritt von neuem. Diesmal kamen nur ich und ein Kamerad glücklich über die erste Verzäunung; kaum waren wir aber hinüber, als ich fühlte, daß sich der Sattel lockerte und unter den Bauch des Pferdes rutschte. Ich versuchte jedoch, meinen Platz fest zu behaupten, peitschte mein wildes

Thier über die letzte Verzäunung und flog unter dem lauten Jauchzen der Menge zuerst an der Flagge vorüber. Bei dem zweiten Rennen gelang es mir insofern weniger gut, als mein Nebenbuhler anfangs einen unbedeutenden Vorsprung vor mir hatte, sodaß der Wettkampf nur noch zwischen uns beiden zu entscheiden war. Dies reizte mich zu neuer Kraftanstrengung, und ich hatte bei der vierten Verzäunung das Glück, daß mein Nebenbuhler vom Pferde fiel und ich zum zweiten Male als Sieger das Ziel erreichte. Nun blieb mir nur noch ein dritter Sieg übrig, um den bestimmten Preis zu gewinnen.

Als ich meinen schaumbedeckten Max wieder in die Bahn führte, um das Glücksspiel fortzusetzen, kam ein junger, bleicher, schottischer Officier zu mir heran und sagte mit matter Stimme: „Kennen Sie mich nicht wieder, den Verwundeten, zu dessen Rettung Sie in Allahabad beitrugen? Erlauben Sie mir, daß ich heute Ihnen einen Dienst erzeige; ich sehe, daß Ihr Sattel nicht paßt, nehmen Sie den meinen, ich rathe es Ihnen als Freund!"

Ich dankte ihm für sein freundliches Anerbieten, schlug es aber nichtsdestoweniger aus, schwang mich in den Sattel und gebrauchte Sporen und Reitpeitsche. Anfangs ging Alles nach Wunsch; ich erreichte die letzte Verzäunung vor meinem Wettstreiter, aber gerade, als mein Pferd anlief, um über dieselbe zu setzen, glitt der Sattel wieder unter den Leib des Thieres. Nun galt es, sich fest zu halten, und das gelang mir, Dank sei es Capitain Wahlfeldt's Unterricht im Reiten mit Verhängung. Endlich erreichte ich das ersehnte Ziel und wurde von einem tausendstimmigen Hurrah empfangen. Alt und Jung wünschten mir Glück, und ich empfing aus den Händen des Kampfrichters, Capitain Peel, den ausgesetzten Preis.

Mein armer Max stand tief athmend neben mir; Hals und Brust waren mit Schaum bedeckt, die Seiten blutig von den Sporen; er sah mich vorwurfsvoll an, als wollte er sagen: Herr, du hast heute deine Gewalt gemißbraucht und dankst doch mir allein deinen Sieg. Vergiß nicht, daß sich so ein Thier an seinem Unterdrücker rächt, und

laß dies dein Herz milder und beſſer ſtimmen! Ich ſtreichelte gerührt mein edles Thier und gelobte im Stillen, daß ich nie ſeine Kräfte unnöthiger Weiſe wieder ſo in Anſpruch nehmen wolle, und am allerwenigſten, um eine ebenſo rohe als grauſame Eitelkeit zu befriedigen. — Menſch und Thier hatten einander verſtanden!

Indeſſen hatte die Mißhandlung des armen Max doch das Gute mit ſich gebracht, daß er ſeine glänzenden Eigenſchaften an den Tag legte und zeigte, was er, ſelbſt unter den Händen eines ungeſchickten Reiters, vermochte. Das vor kurzem noch ſo wenig beachtete Thier war plötzlich ein Gegenſtand allgemeiner Bewunderung und Theilnahme geworden. Es wurden mir mehrere vortheilhafte Anerbieten gemacht, im Fall ich Willens ſei, es zu verkaufen, und namhafte Summen dafür geboten. Aber ich hatte eine große Schuld an das Thier abzutragen und konnte dies nur auf eine Weiſe: indem ich es behielt und mit aller Sorgfalt pflegte.

Hierauf folgte das Rennen der Ponies; dann das Wettlaufen, bei welchem unſere Matroſen ſich beſonders durch Gewandtheit und Ausdauer hervorthaten. Das Rennen der Ochſen war höchſt komiſch anzuſehen. Dieſe Thiere, deren Trägheit allgemein bekannt iſt, ſind nicht leicht aus dem gewöhnlichen Schritte zu bringen. Unſere Matroſen aber, deren mehrere auf einem Thiere ſaßen, verſtanden es, dieſelben durch den Gebrauch des Bambus und mittelſt Zerren und Reißen an den Schwänzen in eine Art Trab oder Galopp zu bringen, wahrſcheinlich der erſte und letzte, in den dieſe Thiere in ihrem Leben geſetzt worden ſind. Das Einfangen des geſeiften Schweines rief große Heiterkeit unter den Zuſchauern hervor, beſonders da ein Matroſe, nachdem es mehreren mißglückt war, den Schwanz deſſelben erfaßte und, als er ſah, daß er ihn nicht feſthalten konnte, raſch ein Stückchen davon abſchnitt und als Beweis ſeines Sieges in die Luft hielt. Mit dieſem Scherze endete das Feſt, und der Abend verſtrich unter fröhlichen Spielen und Plaudern.

Ein anderes Vergnügen für mich beſtand darin, mit den Ele-

phanten in den nahen Wald zu gehen, wohin sie geführt wurden, um in dem dortigen Teiche zu baden. Der Führer ritt das Thier in das Wasser und berührte den Nacken desselben mit seinem Bambus, worauf es sich langsam niederlegte, den Rüssel mit Wasser füllte und dieses dann in einem Strahle über den Rücken spritzte. Hierauf kletterte der Führer an den Seiten des Thieres, die aus dem Wasser hervorragten, hinab und säuberte sie mit einem Striegel von Unreinigkeiten.

Ich hatte während dieser 14 Tage mehrmals Gelegenheit, mich von den Vorurtheilen zu überzeugen, denen der Hindu in Folge seiner religiösen Begriffe unterworfen ist. So ging ich z. B. eines Tages an dem Orte vorbei, wo meine Pferde angebunden waren, und erblickte meinen Syce oder Reitknecht, welcher eben sein Mittagsessen (Khánâ) bereitete. Kaum war ich vorbei, als er die Schüssel aufnahm und den ganzen Inhalt derselben fortwarf; und warum? weil ein in seinen Augen verdammter Mensch die Speisen, die von seinen Göttern gesegnet waren, durch seinen Blick verunreinigt hatte! — Ein nicht weit davon entfernt sitzender Mhitar oder Eingeborener aus niederer Kaste fiel gierig darüber her und verschlang sie mit der Gefräßigkeit des Schakals.

Am Abend des 24. erhielten mir den Befehl, uns am folgenden Morgen zum Aufbruche bereit zu halten. Wir verließen Onoa ohne Bedauern. Auf dem Wege mußten wir abermals über eine Brücke, welche noch kürzlich in den Händen des Feindes gewesen und von demselben verbarricadirt worden war. In der Barricade selbst befand sich eine Oeffnung, die wahrscheinlich zum Durchgange für die Wagen bestimmt gewesen war Als wir daselbst ankamen, ließ mich Capitain Peel zu sich rufen und befahl mir, danach zu sehen, ob die Oeffnung weit genug sei für die Kanonen. Ich wußte, daß der Capitain sich in ähnlichen schwierigen Fällen nur auf seine eigenen Augen verließ, und ahnete sofort, daß er mich mit diesem Auftrage des Vertrauens prüfen wollte. Ich untersuchte die Oeffnung und erklärte meinem Vorgesetzten, daß wir ungehindert weiter gehen könnten, wohl wissend,

Baden der Elephanten

BIBLIOTECA NAZIONALE VITTORIO EMANUELE NAPOLI

Biblioteca Nazionale
NAPOLI

daß ich seine gute Meinung eingebüßt haben würde, wenn ich das Gegentheil behauptet hätte, und trotzdem das Geschütz glücklich durchgebracht worden wäre. Ich ließ eilig die Elephanten ausspannen und befahl meinen Matrosen, die Kanonen durch die Oeffnung zu ziehen; diese war freilich so eng, daß die Radnaben an die Mauern streiften, aber dennoch ging Alles glücklich von statten, und am Nachmittage schlugen wir unser Lager in Nauabgundsche auf. Am 26. marschirten wir von diesem Orte ab und erreichten an demselben Tage einen anderen Lagerplatz auf einer weiten Ebene, ¾ Meilen von Allumbág, welches die Unseren unter General Sir James Outram besetzt hielten. Dieser Feldherr war wiederholt von einem stark überlegenen Feinde angegriffen worden, hatte diese Prüfungen aber wie ein Held bestanden. Auch von dem nahegelegenen Lukhnau waren häufige Ausfälle gemacht worden, und zwar mit immer frischen Truppen, welche aber so gründlich von den englischen Bajouneten zurückgeworfen wurden, daß sie keinen Angriff mehr wagten. Wir hatten oftmals Kanonendonner gehört und schlossen daraus, daß unsere schwer geprüften Kameraden in Allumbág sich Tag und Nacht nach uns sehnten, nicht sowohl, um mit unserer Unterstützung den Feind in Schach zu halten, als vielmehr, um denselben in seiner stärksten Stellung, dem befestigten Lukhnau, anzugreifen, hinter dessen stark besetzten Verschanzungen eine Armee von 120,000 Sipoys lag, die den feierlichen Beschluß gefaßt hatten, für ihre Sache zu siegen oder zu sterben. Eigenthümlich war es, unsere eingeborenen Diener zu beobachten, die immer unruhiger und niedergeschlagener wurden, je mehr wir uns Lukhnau näherten, da sie es für ausgemacht hielten, daß wir daselbst geschlagen würden. Diese Ueberzeugung war ihnen von den Bewohnern der Dörfer aufgedrängt worden, in denen wir auf dem Durchmarsche einige Stunden Rast hielten, welche hinreichten, so schwache Charaktere gänzlich zu entmuthigen.

Als ich eines Abends von einem Spazierritte in das Lager zurückkehrte, hörte ich das Signal: „Antreten!“ — Jeder eilte an seinen

Platz, in der Meinung, daß wir von dem Feinde überfallen seien. Die Sache verhielt sich indessen anders. Unsere Ghasiyárás hatten sich, wie gewöhnlich bei einem längeren Halt, in die umliegende Gegend gewagt, um Gras für unsere Pferde zu schneiden, als sie plötzlich einen Trupp feindlicher Cavalerie (Sowars) gewahrten, der wahrscheinlich von Lukhnau ausgeschickt war, um unsere Stellung zu erkunden. Die erschrockenen Ghasiyárás waren zur nächsten Feldwache geflohen, deren junger Befehlshaber, ohne sich zuvor von der wirklichen Lage der Dinge zu überzeugen, sofort zum General eilte, mit dem Berichte, daß der Feind im Anmarsche sei. Wir erfuhren bald, daß wir von einem unerfahrenen Subalternofficiere in den April geschickt worden waren, der es freilich gut gemeint, aber seinen Diensteifer zur Unzeit an den Tag gelegt hatte. Wir wurden dadurch übrigens zu größerer Vorsicht und Wachsamkeit ermahnt. Ich habe mich mehrfach darüber gewundert, daß die feindliche Cavalerie die beste Gelegenheit unbenutzt ließ, uns in Massen anzugreifen, während wir auf dieser weiten Ebene, ohne alle Verschanzungen, lagerten. Die Anführer der Rebellen beharrten aber fest in ihrem Entschlusse, daß die Schlacht bei Lukhnau den ganzen Feldzug entscheiden solle, und daß sie sich nur da zum letzten Kampfe rüsten und stellen wollten.

Während wir noch hier in Bunthárah lagen, erhielten wir auf telegraphischem Wege aus Calcutta die Mittheilung, daß unser allgemein verehrter Führer, Capitain William Peel, von der Königin zum Commandeur des Bathordens und zum Adjutanten Ihrer Majestät ernannt worden sei. Alt und Jung, Hoch und Niedrig eilten sofort zu dem edlen Manne und tapferen Krieger, um ihm Glück zu einer Auszeichnung zu wünschen, die er so wohl verdient hatte. Auch ich bat, an der allgemeinen Freude theilnehmen zu dürfen, obgleich ich ein Fremdling sei, und erklärte, daß ich keinen Schritt vor den Engländern zurückwiche, wo es gelte, Liebe, Achtung und Vertrauen zu unserem Befehlshaber an den Tag zu legen. Ich sah deutlich, daß meine Worte einen angenehmen Eindruck auf ihn machten; er reichte mir lächelnd

die Hand, dankte für meine warme Theilnahme und fügte etwas ernster hinzu: „Da ich bis jetzt noch keine amtliche Mittheilung empfangen habe, die mir diesen Gnadenbeweis der Königin bestätigt, kann ich dem Gerüchte keinen vollen Glauben schenken; aber selbst wenn sich dasselbe als unwahr bewiese, habe ich Ursache, ihm zu danken, da es mir Gelegenheit gab, die wohlthuendsten Beweise der Achtung und Anhänglichkeit meiner Kameraden zu empfangen."

Nach den Gesetzen des Bathordens war unser Anführer als Post-Capitain nicht berechtigt, zum Commandeur desselben ernannt zu werden. Als die Königin der Admiralität ihren Entschluß mittheilte, die großen Verdienste Capitain Peel's mit diesem Ehrenzeichen zu belohnen, hatten die hohen Mitglieder des Rathes erwidert, daß es gegen die Verfassung streite, dasselbe einem Manne zu verleihen, der nicht den Rang eines Admirals bekleide, worauf die Königin entgegnete: „Wohlan, so machen Sie ihn zum Admiral!" — Die Admiralität erklärte abermals, daß solches unvereinbar sei mit den Queen's Regulations. — „Nun, so mache ich ihn dennoch zum Commandeur des Bathordens, und dabei bleibt es!" — entschied die Königin Victoria — und ganz England zollte dieser Handlung seinen Beifall. Unser erster Lieutenant war zum Commander in der Flotte und zum Ritter des Bathordens ernannt worden, was ebenfalls bis jetzt noch mit keinem Lieutenant geschehen war.

Siebzehntes Capitel.

Der Marſch nach Lukhnau. — Die Feſtung Dſchellalabad. — Ein heißer Ritt. — Lukhnau. — Aus meinem Tagebuche über die Belagerung von Lukhnau. — Einnahme von Dil-Khuſcha. — Die Paläſte von Lukhnau. — General Sir James Outram geht über den Gümti. — Gute That eines Hindu. — Die Breſche in der Martinière. — Sir William Peel wird verwundet. — Der Sturm auf die Martinière. — Ein zurückgeſchlagener Ausfall. — Die erſte Befeſtigungslinie des Feindes wird geſtürmt und genommen. — Tapferkeit der Sipoys.

Am Abend des 3. März erhielten wir den Befehl, von Bunthárah aufzubrechen und unmittelbar nach Lukhnau zu marſchiren, wohin Sir Colin Campbell ſchon vor einigen Tagen mit einer Abtheilung vorausgegangen war. — Nachdem wir einige engliſche Meilen zurückgelegt hatten, entdeckten wir in der Ferne die Umriſſe der Feſtung Dſchellalabad, welche an einem kleinen See gelegen und von einem dichten Gehölze umgeben war, der letzte feſte Punkt vor Lukhnau, der ſich noch in den Händen der Engländer befand, vertheidigt durch eine Abtheilung der Beſatzung von Allumbág. Als wir näher kamen, ſahen wir die Bajonnete über die Mauern hervorragen und im Mondlichte glänzen, und von den Zinnen des höchſten Thurmes winkte uns die engliſche Fahne ihr Willkommen zu. — Ich kann nicht ſagen, daß das Ausſehen dieſer Feſtung danach war, einen muthigen Feind zurückzuſchrecken, im Gegentheil, ſie ſchien ihn eher zum Sturme aufzufordern, wenn auch nur, um ihn von der Wahrheit des Satzes zu überzeugen, daß man Dinge nicht bloß nach ihrer Außenſeite beurtheilen dürfe. Die Hindu hatten mehrfach verſucht, dieſe Feſtung zu erſtürmen, aber innerhalb derſelben befand ſich ein Held — General James Outram — der aus dem Grunde verſtand, ſich den Feind vom Leibe zu halten, und ihn ſein gewagtes Spiel theuer bezahlen ließ. Wir ſahen die zerbro-

BIBLIOTHÈQUE NATIONALE

Aufbruch aus dem Lager zur Nachtzeit.

Bibliotheca Nationalis
V. E. III
Napoli

chenen Sturmleitern der Sipoys, welche ſie dort hingetragen hatten, um den Platz zu ſtürmen, und die Skelette ihrer dabei Gefallenen. Nachdem wir Dſchellalabad im Rücken hatten, zogen wir über ein großes Feld, eine Zuckerpflanzung, von wo aus wir in der Ferne Lukhnau entdeckten. Sobald wir daſſelbe erblickt hatten, machten wir Halt, ſowohl um die Colonnen zu ordnen, als auch weil wir unter den Bäumen und in dem hohen Graſe weiße Geſtalten und Turbane ſchimmern ſahen — ein deutlicher Beweis, daß der Feind in der Nähe war. Dieſer berittene Trupp gehörte zu den Feldwachen von Lukhnau und zog ſich bei unſerer Annäherung zurück. Zum Raſten war keine Zeit, obgleich der Marſch durch die ungebahnten Wege, die wir einſchlugen, bedeutend erſchwert wurde. Beſonders für die Artillerie war es ſehr hindernd, daß ſie über Mauern und Zäune, durch Moräſte und gefährliche Hohlwege vorwärts mußte. Es war mir unerklärlich, daß uns der Feind auch jetzt nicht angriff, da wir, gänzlich erſchöpft, nur einen ſchwachen Widerſtand hätten leiſten können. Er ließ uns ſtatt deſſen friedlich weiter ziehen, ſodaß wir uns nach einem 24ſtündigen Marſche am folgenden Mittag in der Nähe von Lukhnau befanden.

Von außen und innen mit Staub bedeckt, hungernd und vor Mattigkeit ſchwankend, ſuchten wir, in Ermangelung der Zelte, anderweitigen Schutz vor der Sonne und warfen uns auf die Erde, in Erwartung deſſen, was da kommen ſollte. Kaum hatte ich einen ſchattigen Platz eingenommen, als Lieutenant Vaughan zu mir kam und mir den Befehl ertheilte, ſofort Capitain Peel aufzuſuchen, um ihn von unſerer Ankunft in Kenntniß zu ſetzen und um Verhaltungsbefehle zu bitten. Im Nu ſaß ich im Sattel; wohin ich mich aber wenden ſollte, wußte mein Vorgeſetzter ebenſowenig, als ich ſelbſt. Da machte ein Kanonenſchuß meiner Ungewißheit ein Ende; ich wußte, daß ich Capitain Peel am ſicherſten da finden würde, wo mit feindlichen Kugeln bedient wurde, und ſprengte in vollem Galopp nach der Gegend, von welcher ich die Kanonade gehört hatte. Kaum hatte ich eine Strecke von 700 bis 1000 Ellen zurückgelegt, als ich Gewehrkugeln um mich

her pfeifen hörte. Bald darauf begegnete mir ein Officier, der mir rieth, den Reſt des Weges zu Fuße zurück zu legen, falls ich mein Ziel lebend zu erreichen wünſche. Ich dankte für Rath und Aufklärung, blieb aber dennoch im Sattel, da ich über ein weites Feld mußte und der Meinung war, daß ich um ſo ſicherer vor den Kugeln ſei, je raſcher ich darüber hin flöge. Schon hatte ich im Hintergrunde einige verfallene Mauern entdeckt, hinter welchen Capitain Peel's Batterien, die ein heftiges Feuer unterhielten, aufgefahren waren. Auch der Feind richtete auf dieſen Punkt ſeine Kugeln, von denen eine ſo dicht bei mir vorüber flog, daß ſie, wenn ich nur eine Elle weiter vorwärts geweſen wäre, meiner Theilnahme am indiſchen Kriege ein plötzliches Ende gemacht haben würde. Nun erblickte ich auch Capitain Peel, als er eben Befehle an die Mannſchaft ertheilte. Sobald er meiner anſichtig wurde, winkte er mir, abzuſteigen. Ich ſchwang mich aus dem Sattel, führte mein Pferd am Zügel und trat heran, um meine Meldung zu machen. Capitain Peel warf mir ſcherzend meine Verwegenheit vor, ſo „auf den Kugeln des Feindes zu reiten," wie er ſich ausdrückte; aber ein ſolcher Vorwurf aus ſeinem Munde hatte für mich den ſchönſten Klang. — Bald war ich wieder auf dem Wege und erreichte nach ſcharfem Ritte unverletzt unſere Brigade.

Da es nicht meine Aufgabe iſt, eine Geographie zu ſchreiben, will ich mich damit begnügen, über Lukhnau, die Hauptſtadt des Königreiches Aude, nur zu erwähnen, daß ſie an dem Fluſſe Gûmtî, über welchen zwei Brücken führen, liegt und gegen eine Million Einwohner hat. Genanntes Königreich wurde im Jahre 1856 dem engliſchen Reiche einverleibt und iſt einer der herrlichſten Edelſteine in der britiſch-indiſchen Krone. Was die Stadt Lukhnau betrifft, ſo möchte ich ſie, gleich einem anderen Fremden, welcher Indien beſuchte, in drei Theile theilen: in die Altſtadt, mit ihren engen, dunkelen Gaſſen, ihren alterthümlichen Gebäuden, prachtvollen Moſcheen und mit dem Perlenpalaſt Moti-Mahal, der wegen ſeiner Handſchriftenſammlung weltbekannt iſt, u. ſ. w.; ferner in die Neuſtadt, ſüdöſtlich vom Gûmtî,

in europäiſchem Style gebaut, mit dem königlichen Luſtſchloſſe Sara Bakſch, mit reizenden Gärten und wild-romantiſchen Parkanlagen; — und endlich in die dritte Stadt, nördlich vom Gûmtî, welche hauptſächlich aus Paläſten, Moſcheen und anderen, den Prieſtern gehörenden Gebäuden beſteht. Hier liegt auch das engliſche Reſidenzſchloß, in das ſich die Engländer beim Ausbruche des Aufruhrs zurückzogen. Bei unſerer Ankunft vor dieſer Stadt, der man nicht mit Unrecht den Namen des indiſchen Athens gegeben hat, herrſchte daſelbſt mit eiſernem Scepter ein launenhaftes, ſchlaues und rachſüchtiges Weib, deren Durſt nach britiſchem Blute nicht mit einem Weltmeere zu löſchen war. Sie hieß Huzrut Mahul, war Wittwe und die Mutter des 14jährigen Königs von Aude; ſie regierte im Namen ihres Sohnes und wurde darin durch ihren Vertrauten Mummû-Khan unterſtützt. Zum Anführer der Aufſtändiſchen hatten ſie gemeinſchaftlich einen muhamedaniſchen Prieſter Namens Moulvie gewählt, einen glühenden Glaubenseiferer, der den Hoffnungen, die man auf ſeine Grauſamkeit ſetzte, vollkommen entſprach, nicht allein aus Haß gegen die Chriſten, ſondern auch getrieben von dem Plane, dereinſt ſelbſt die Zügel der Regierung zu ergreifen.

Dicht vor der Stadt lag ein prächtiges Schloß, welches die königliche Familie als Sommerreſidenz benutzte und den dichteriſchen Namen Dil-Khuſcha oder „Herzensluſt" führte. Seine großartigen Parkanlagen waren niedergehauen, um die Schußlinien für die Artillerie zu öffnen; die Gärten waren in Gräben und Wälle und die Häuſer in Caſernen umgewandelt worden. Zwiſchen dieſem Schloſſe und der Stadt lag das ſogenannte Conſtantia oder die Martinière.

Um dem Leſer eine möglichſt klare Vorſtellung von den blutigen Auftritten zu geben, die nun dicht aufeinander folgten und dem Falle von Lukhnau vorausgingen, und um zu zeigen, wie wir jeden Zoll des Bodens erkämpfen und mit unſerem Blute tränken mußten, ehe wir Beſitz von dieſer Stadt nehmen konnten, laſſe ich hier einige Blätter

aus meinem Tagebuche folgen, in welchem die täglichen Unternehmungen gegen den Feind aufgezeichnet sind.

Den 4. März. Nachdem unsere Truppen von verschiedenen Richtungen her aufmarschirt waren und ihre Stellungen eingenommen hatten, wurden in Eile einige Angriffscolonnen gebildet, um Dil-Khuscha sogleich zu stürmen. Dieser Punkt war von der größten Wichtigkeit für uns, da er einen Theil des Flusses beherrschte und unsere eigene Sicherheit es erforderte, die Befestigungsarbeiten daselbst zu unterbrechen. Mit einem lauten »England for ever!« rückten unsere Colonnen vor; sie wurden von einem heftigen Kugelregen empfangen, aber nach wenigen Stunden wehte die englische Fahne auf der Zinne von Dil-Khuscha. Das Schloß war durch einen Handstreich genommen worden. Der Feind hatte es sich nicht träumen lassen, daß es einer Armee nach einem so angreifenden Marsche in brennender Sonnenhitze einfallen könne, sofort einen befestigten Platz zu stürmen, ehe sie weder etwas geruht, noch Erfrischungen zu sich genommen hatte. Hierauf wurden unsere Kanonen bei Dil-Khuscha aufgefahren und auf die erste verschanzte Linie des Feindes gerichtet. Zwischen uns und der Stadt befand sich ein breiter Canal, an welchem wir Brustwehren für einige unserer Batterien aufwarfen; das schwere Geschütz wurde an das Ufer des Gûmtî hinunter gebracht, welcher an der Stadt vorbei fließt. Es galt, das Feuer der Martinière zum Schweigen zu bringen, welches stark mit Kanonen besetzt und von ebenfalls stark bewaffneten Erdwällen und im Zickzack angelegten Laufgräben umgeben war, von denen ein wohl unterhaltenes Gewehrfeuer prasselte. Kaum war das Feuer von beiden Seiten eröffnet, als eine Kanonenkugel in unsere Batterie schlug, einem Matrosen die Lende wegriß und einem anderen den Kopf zerschmetterte, sodaß das Gehirn auf die Lafette meiner Kanone spritzte.

Von dem platten Dache Dil-Khuscha's hatte man die herrlichste Aussicht über Lukhnau. Da das Schloß aber von mehreren Generalen mit ihrem Stabe bewohnt war, und man dasselbe schonen

BIBLIOTECA NAZIONALE VITTORIO EMANUELE III
NAPOLI

Plan
der Kämpfe in und bei
LUKHNAU

wollte, um es ſpäter zum Lazareth einzurichten, wurde es nicht einem Jeden geſtattet, auf das Dach zu gehen und ſeine Neugierde zu befriedigen, weil der Feind, falls er mehrere Perſonen daſelbſt bemerkte, ſogleich einige Kugeln dahin geſandt haben würde und leicht das Gebäude hätte in Brand ſchießen können. Es flogen ohnehin ſchon einige Bomben im Bogen über den Palaſt, die in der Nähe unſeres Lagers niederſchlugen und zerplatzten, ſodaß daſſelbe weiter zurück verlegt werden mußte.

Den 5. März. Unſere Ingenieure erhielten Befehl, eine Brücke über den Fluß zu ſchlagen, während die Batterie, in welcher ich den Dienſt verſah, die Aufgabe hatte, das Geſchütz der Martinière zu demontiren, das die Brücke beſtrich, um den Bau derſelben unter dem heftigen Kugelregen unmöglich zu machen. Unſer Bemühen wurde von dem ſchönſten Erfolge gekrönt, wobei ich aber faſt von einer Kugel getroffen worden wäre, die zu meinen Füßen niederſchlug und mich über und über mit Sand bedeckte.

Nachdem ich frei vom Dienſte war, begab ich mich nach Dil-Khuſcha, um auf das Dach zu ſteigen, da ich noch nicht wußte, daß dies verboten ſei. Ich wollte eben in das Haus hineingehen, als der Poſten vortrat, um mich daran zu hindern; zu gleicher Zeit nahte auch General Adrian Hope. Er ſchien meine Verlegenheit zu bemerken, von ihm in einem Augenblicke angetroffen zu werden, in welchem ich im Begriffe ſtand, obwohl unbewußt, gegen den Befehl zu handeln, grüßte mich freundlich und ſagte: „Kommen Sie mit mir; ich gehe gerade hinauf, um mit Sir Colin zu ſprechen; Sie werden eine entzückende Ausſicht finden und können zugleich ſehen, was der Feind drüben treibt.“ — Ich folgte meinen vornehmen Begleiter, und in wenig Augenblicken ſtand ich auf der erſehnten Stelle, dem platten Dache, wo mehrere hohe Officiere verſammelt waren. Hier ſah ich auch zum erſten Male Herrn Ruſſel, den Correſpondenten der Times, welcher vor kurzem in Indien angekommen war, um das genannte Blatt mit den neueſten Nachrichten vom Kriegsſchauplatze zu verſorgen.

Ich würde vergeblich verſuchen, das Rundbild zu malen, welches ſich hier meinen Augen darbot. Ein entzückender Palaſt nach dem anderen feſſelte meine Blicke. Hingeriſſen von ſo viel Schönheit und geblendet von einer nie geahneten Pracht, frug ich mich unwillkürlich, ob dies Traum und Täuſchung oder lebende Wirklichkeit ſei? Die Antwort blieb nicht aus; aber ſie offenbarte ſich nicht in Worten, ſondern in Sonnenſtrahlen, die ſich in allen Farben des Regenbogens brachen, und in Naturwundern, die wie die lieblichſte Dichtung zu uns redeten! — Warum ſind doch die Menſchen hier ſo unglücklich? Sie leben in einem Paradieſe und ſcheinen nicht zu ahnen, welche unerſchöpfliche Reichthümer die Natur mit verſchwenderiſcher Hand über dasſelbe ausgeſtreut hat! Iſt dies eine abermalige Beſtätigung der Wahrheit, daß der Menſch, je mehr er ſchon in der Wiege mit Reichthümern geſegnet wird, deſto weniger den Werth derſelben kennt und ſie zum Nutzen der Mitwelt anzuwenden und zu verwerthen weiß?

Man würde ganze Bände füllen können mit der Beſchreibung Lukhnau's und der morgenländiſchen Pracht, welche daſelbſt herrſcht, dergleichen man in der ſogenannten geſitteten Welt nicht mehr findet. Ich überlaſſe dies jedoch einer geſchickteren Feder und begnüge mich damit, die Gegenſtände anzuführen, welche meine Aufmerkſamkeit durch ihre auffallenden oder luftigen Formen oder ihren eigenthümlichen Charakter am meiſten in Anſpruch nahmen.

Dil-Khuſcha zunächſt liegt das ſchon erwähnte Conſtantia oder die Martinière, ein prachtvolles Schloß, deſſen Dächer und Wände mit Menſchen- und Thiergeſtalten, welche der indiſchen Götterlehre entlehnt zu ſein ſcheinen, geſchmückt ſind. Der Palaſt iſt von einem franzöſiſchen Abenteurer, Claude Martin, gebaut, der als gemeiner Soldat nach Lukhnau kam, aber, nachdem er ungeheuere Reichthümer geſammelt hatte, als Generalmajor ſtarb. Aus einem vor dem Schloſſe befindlichen Waſſergraben erhebt ſich ein Denkmal, deſſen Inſchrift bezeugt, daß der Staub des erſten Beſitzers darunter ruht. Hinter der Martinière lagen zu beiden Seiten ſehr ſorgfältig gebaute und ſtark bewaffnete

Biblioteca Nazionale V. E. III
NAPOLI

BIBLIOTECA NAZIONALE VITTORIO EMANUELE
III 267

Sir W. Peel lässt seine Kanonen bei Dil-Khuschah aufführen.

Schanzen. Dil-Khuſcha gegenüber, etwas zur Linken, führt ein ſteiler Pfad nach einem zweiſtöckigen Hauſe, Bank's Bungalow, hinunter, welches mit der eigentlichen erſten Befeſtigungslinie in gleicher Richtung liegt. Etwas hinter demſelben befindet ſich das ſtark befeſtigte Begum's Kothie oder der Palaſt der Königin, hinter welchem man das kleine Imaum-Barah und eine Menge vergoldeter Dome und Thürme, Minarets und ſtattlicher Privathäuſer mit Arcaden und Verandas ſieht. Links von dieſem Stadttheile liegt der Kaiſerbág; hinter demſelben an der rechten Seite Tora-Kothie und an der linken das Reſidenzgebäude, Chuttur Munſil, Moti-Mahal, das große Imaum-Barah, und dieſem gegenüber die Badſchabág u. ſ. w., alles wahre Prachtgebäude.

Als ich von meinem hohen Standpunkte in die feindlichen Laufgräben hinabblickte, ſah ich die weißen Turbane in ſteter Bewegung, während hier und da ein Lauf über die Mauer erhoben und auf die Unſeren angelegt wurde, welche ſich auf der zwiſchen Dil-Khuſcha und den Laufgräben gelegenen Ebene zu weit hinaus wagten. Unter dieſen entdeckten wir auch Sir William Peel, welcher die Kugeln gar nicht zu bemerken ſchien, ſondern ruhig den Platz für ſeine Batterie bezeichnete. Als er bald darauf zu uns kam, machte ihm Jemand Vorwürfe darüber, daß er ſich ſo leichtſinniger und unnützer Weiſe der Gefahr ausſetzte. Capitain Peel entgegnete ruhig: „Die Gewehre der Feinde tragen nicht weiter als 400 Yards; da ich mich aber in einer Entfernung von 500 Yards hielt, war ich außer dem Bereiche ihrer Kugeln.“ — Wir machten aber alsbald die Erfahrung, daß er ſich in ſeiner Berechnung geirrt hatte. Sobald der Feind uns bemerkte, beehrte er uns mit Kanonen- und Gewehrkugeln, von denen mehrere in die Fenſter des Gebäudes einſchlugen.

Den 6. März. Als ich heute den Dienſt in der Batterie hatte, rief es plötzlich von allen Seiten: „Da kommen ſie aus der Stadt und wollen uns beſuchen! Schnell zu den Kanonen!“ Ich eilte, die Urſache dieſer Ausrufungen zu ergründen, die von Mund zu Mund flogen und überall Unruhe und Bewegung hervorbrachten, und ſah einen Zug ſich

aus der Stadt bewegen, an deſſen Spitze ſich ein Mann in prunkendem Gewande auf einem reich geſchmückten Elephanten befand. Er war umgeben von einer zahlreichen Dienerſchaft und einer berittenen Schutzwache, die unter dem Befehle eines Anführers mit grünem Turban und in goldgeſtickter Uniform zu ſtehen ſchien. Die Reiter ſchwangen ihre Säbel unaufhörlich in der Luft; wir hielten dies für eine Herausforderung, beantworteten dieſelbe mit unſeren Kanonen und empfahlen unſerer Feldwache, die hohen Gäſte mit einem warmen Feſteſſen zu empfangen. Geſagt, gethan! — Sobald aber die erſten Schüſſe krachten, verſchwand die feierliche, gemeſſene Haltung des prächtigen Zuges; die Säbel flogen in die Scheiden, die Pferde wurden herumgeworfen und zur Eile angetrieben, und Hals über Kopf ſprengte Alles dem Thore zu, ohne ſich um die Unglücklichen zu kümmern, die, von unſeren Kugeln getroffen, ſich verſtümmelt auf dem Boden wälzten.

Die Brückenarbeiten wurden an dieſem Tage beendet, das Feuer aber auf beiden Seiten mit Lebhaftigkeit unterhalten. Der Feind führte immer friſches Geſchütz vor, von welchem jedoch vieles durch unſere ſchweren Kanonen demontirt wurde. Wir hatten heute mehrere Todte zu beklagen und außerdem eine nicht unbedeutende Anzahl Vieh eingebüßt. Ein Kameel wurde, dicht neben mir, von einer Kanonenkugel zu Boden geſtreckt; es war ſchwer verwundet und ſtieß ein klägliches Geſchrei aus, weshalb ich ſeinen Leiden mit einem Piſtolenſchuſſe ein Ende machte.

Am 7. März ging General Outram Morgens 4 Uhr mit einem Corps von 4000 Mann aller Waffengattungen über den Gûmti. Er machte einen Umweg, um nicht in den Bereich der Batterien der Martiniére zu kommen. Kaum war der Uebergang bewerkſtelligt, als wir von Cavalerie und Infanterie angegriffen wurden. Die engliſchen Soldaten bildeten eine undurchdringliche Mauer und empfingen die Stürmenden mit Gewehrſalven, während die Artillerie ihre Flanken beſchoß. Die Glieder der Feinde wurden zerſprengt; ſie verſuchten mehrmals, ſich wieder zu ſammeln, da dies aber mißglückte, entſchloſſen ſie ſich zum

Rückzuge. Kaum hatten ſie denſelben angetreten, als das 2. Dragonerregiment wie ein Sturmwind über ſie kam und große Verheerungen unter den Fliehenden anrichtete. Der Anführer deſſelben, Major Percy Smith, fiel leider gleich zu Anfang des Angriffes, und ungewöhnlich viele Reiter wurden aus dem Sattel geworfen und büßten ihre Pferde ein. General Outram ſchlug nun ſein Lager auf dem Platze auf, den er mit einer ſo glänzenden Waffenthat eingeweiht hatte, und zwar ſo, daß er die Befeſtigungslinien flankiren (von der Seite beſtreichen) konnte, während wir mit der Hauptarmee die Fronte beſchäftigten. Wir verſuchten wiederholt, die Leiche des Major Smith in unſere Hände zu bekommen, doch vergebens; am folgenden Tage fanden wir den Rumpf ohne Kopf, welcher wahrſcheinlich als Siegeszeichen mit fortgeſchleppt worden war.

Heute wurde ein kleines Mädchen — Miß Orr — von einem Eingeborenen zu uns in das Lager gebracht. Der Hindu hatte die Kleine während des Blutbades gerettet, ſie verborgen und wie ſein eigenes Kind gepflegt. Er machte außerdem die Mittheilung, daß er noch zwei engliſche Damen verborgen halte, die er jedoch, um kein Aufſehen zu erregen, noch nicht habe mitbringen können. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſer Mann nach Verdienſt belohnt wurde.

Den 8. März. Die Kanonade war von beiden Seiten heftiger und hartnäckiger. General Outram befahl ſeiner Artillerie, mit der Beſchießung zu beginnen und dabei die Befeſtigungslinien, ſowie den Kaiſerbág zu flankiren. Ich ging mit einigen Kameraden nach der Matinière zu, um zu recognoſciren; wir waren noch nicht ſehr weit gekommen, als wir in einem bis dahin unbemerkten, ſich lang hinziehenden Laufgraben eine Menge weißer Turbane entdeckten, weshalb wir es für das Vernünftigſte hielten, uns zurück zu ziehen. Das war aber gegen die Berechnung des Feindes, welcher wahrſcheinlich nur ſein Pulver geſpart hatte, um uns beſſer vor die Büchſen zu bekommen. Nun ſandte er uns Kugel auf Kugel nach, von denen aber glücklicher Weiſe keine ihr Ziel erreichte.

Digitized by Google

Den 9. März traf General Franks mit seinem Armeecorps und mit der Nachricht ein, daß Dschung-Bahadur mit seinen Gürkhas in der Nähe von Lukhnau stände. Wir hatten am Morgen Befehl erhalten, die Martinière zu stürmen. Die Nacht war dazu angewandt worden, die Stellung unserer 68-Pfünder so zu ändern, daß wir mit Tagesanbruch anfangen konnten, die Außenwerke zu beschießen, welche dies Gebäude umgaben. Kaum graute der Tag, als das Feuer begann. Zuerst wurden einige Raketen und gefüllte Bomben geworfen, und nachdem dieselben mit der berechneten Wirkung niedergeschlagen waren und an mehreren Stellen gezündet hatten, kamen die Kanonenkugeln an die Reihe. Es brach ein Feuerregen über die Martinière ein, wie einst über Sodom. Jetzt erschien General Napier und bezeichnete uns die Stelle, wo er Bresche geschossen wünsche, um den Sturm zu unternehmen. Die Mauer war sehr dick, von Sand und durch Cement zusammengefügten großen Steinen erbaut, welches Gemisch mit der Zeit hart wie Granit geworden war; aber trotz dieser Schwierigkeit erreichten wir, was wir wollten. Als die Hindu unsere Absicht erkannten, stellten sie an den anderen Orten das Feuer ein und vereinigten ihre ganze Kraft, um das unsrige zum Schweigen zu bringen. Weder Zeit noch Bodenbeschaffenheit hatten erlaubt, für gehörige Deckung unserer Batterien zu sorgen, sodaß die unermüdlichen Bemühungen des Feindes uns vielen Schaden und Verdruß verursachten, besonders da seine Kugeln unsere Ochsen und Kameele am besten zu finden wußten. Zu unserem Glücke hatten wir es mit einem Gegner zu thun, der die Entfernungen nicht zu berechnen wußte, weshalb seine gefüllten Bomben, anstatt zwischen uns, in der Nähe der weit hinter uns liegenden Dienerschaft, die mit der Pflege und Aufsicht des Viehes beschäftigt war, einschlugen und platzten.

Während wir uns bemühten, Bresche zu schießen, ging Capitain Peel kaltblütig bei der Batterie auf und nieder, um die Wirkung unserer Schüsse zu beobachten. Bisweilen wagte er sich soweit hinaus, daß wir fürchteten, er möge von einer der Gewehrkugeln getroffen

werden, welche aus einem Laufgraben unmittelbar auf ihn abgeschossen wurden. Ich sah sogar, wie eine Kanonenkugel so dicht vor ihm niederschlug, daß seine weiße Kopfbedeckung ganz mit Sand überschüttet wurde. Ihn kümmerte es nicht, — aber bald sollte unsere trübe Ahnung sich erfüllen.

Nach mehreren vergeblichen Versuchen, die oberste Steinschicht der Mauer zum Weichen zu bringen, bohrten sich einige größere Kugeln in die Fugen, so daß die Steine zersprangen und herausfielen. Diese glücklichen Schüsse wurden mit lautem Hurrah begrüßt. — Capitain Peel, der mit diesem Erfolge nicht weniger zufrieden war, kehrte nun um und war eben im Begriffe, in die Batterie zu gehen, um einige Befehle zu ertheilen, als er von einer Gewehrkugel in die rechte Lende getroffen wurde und zu unserer Aller Entsetzen und Verzweiflung schwankte und niedersank. Die zunächst Stehenden eilten hinzu, um ihm aufzuhelfen, da er selbst unvermögend dazu war. Er rief einem der Matrosen zu: „Zieht mir die Uniform aus und gebt mir Euer blaues Hemd, damit der Feind nicht die Freude hat, zu sehen, daß ein Officier verwundet worden ist!" — In dieser Kleidung wurde er unter heftigem Kugelregen nach Dil-Khuscha gebracht, wo die Aerzte nach Untersuchung der Wunde versicherten, daß wir unseren verehrten Befehlshaber nach 6 Wochen wieder in unserer Mitte sehen würden. Aber — der Arzt denkt, Gott lenkt! —

Nachmittags 2 Uhr war die Bresche geschossen, und unsere Batterien schwiegen. Kaum war ihr Donner verhallt, als das laute „Vorwärts! Vorwärts!" der anrückenden Sturmcolonnen ertönte. An ihrer Spitze schritt ein stolzes Regiment Hochländer, dem ein einheimisches vom Pandschâb folgte; diese Vorhut, welche, unterstützt durch das 38., 53., 90. und 93. Regiment, das ebenfalls aus Hochländern bestand, die festen Stellungen durchbrechen und diesen nachfolgenden Kerntruppen den Weg bahnen sollte, durfte nur das Bajonnet gebrauchen. In kurzer Zeit hatten unsere Krieger sich den Weg durch die Bresche und durch die innerhalb derselben aufgestellten Vertheidiger

erzwungen, welche erſchreckt die Flucht ergriffen und ſich vor den engliſchen Bajonneten zu retten ſuchten, die ſchon, roth vom Blute der Hindu, rauchten. — Nachdem die Colonnen geordnet und die Anweiſungen ertheilt waren, wurde Kette gebildet, um ſich in dieſer wegen ihrer Ausdehnung hier beſonders paſſenden Schlachtordnung den Mauern bis auf 50 bis 80 Schritte zu nähern, wo ſich auf ein gegebenes Zeichen die Reihen ſchließen und den Sturm beginnen ſollten. Während dieſe Bewegung ausgeführt wurde, drängten wir unſer Feuer auf gewiſſe Punkte der Martinière zuſammen, nicht ſowohl, um damit Schaden anzurichten, als vielmehr, um die Aufmerkſamkeit des Feindes von dieſem Vorſpiele des Sturmes abzulenken. Diesmal ließen die Hindu ſich aber nicht irre machen. Sie ahneten, daß es heiß hergehen würde, und fingen an, ſich aus den Laufgräben zurückzuziehen, ohne ein Gewehr abzufeuern. Die Sikhs und Hochländer wetteiferten mit einander, zuerſt durch die Breſche einzudringen, und als dies gelungen war, erhob ſich von allen Seiten der Ruf: „kein Pardon!“ In wenigen Stunden war die Martinière nach wildem Kampfe und vielem Blutvergießen in unſeren Händen.

Erſt als unſere Sturmcolonnen ſich in Bewegung ſetzten, hatten die Batterien auf Bank's Bungalow ihr Feuer eröffnet. Sie ſchoſſen über unſere Truppen weg, richteten aber große Verheerung unter unſeren Dhoolie-Trägern an, welche den Regimentern in einiger Entfernung folgten. Wir ſchafften von unſeren ſchweren Geſchützen einige in die eben eroberten Gebäude, um dieſe Feuerſchlünde zu demontiren. Während der Nacht machte der Feind einen Ausfall, um die verlorene Stellung wieder zu nehmen, wurde aber mit Verluſt zurückgeſchlagen.

Den 10. März eröffneten wir früh Morgens das Feuer auf die erſte Befeſtigungslienie des Feindes, warfen einige Bomben und Granaten in Bank's Bungalow und die umliegenden Plätze, während eine andere Batterie Breſche in die Mauern ſchoß, die dies Gebäude umgaben. Daſſelbe wurde mit Sturm genommen, und hiermit waren wir Herren der ganzen erſten Befeſtigungslinie — ein großer Vortheil,

den wir hauptſächlich der klugen Taktik des Generals Outram verdankten, welcher den Feind zu gleicher Zeit in der Flanke angegriffen hatte.

In einem Hauſe jenſeits des Fluſſes, Tſchutterwollah-Kothie genannt, vertheidigte ſich ein Trupp Sipoys mit einem Muthe und einer Todesverachtung, die die größte Anerkennung und Bewunderung ſelbſt des Feindes erregen mußten. Sie ſchlugen einen Angriff der Unſerer nach dem Anderen, obwohl mit großem Verluſte, zurück. Auch wir hatten viele Todte und unter ihnen einen Officier der Sikhs; deshalb zogen ſich dieſe zurück und gaben alle Hoffnung auf, das Haus erobern zu können. Es wurde daher beſchloſſen, dasſelbe ſammt der Beſatzung gehörig mit Kanonenkugeln zu bedienen, und nachdem es ſo in einen Schutthaufen verwandelt worden war, ſtürzten die Sikhs hinein, um zu morden, was ſie noch am Leben fanden. Das letzte Opfer ſchleppten ſie lebendig heraus und warfen es zu Boden; unter wildem Geheul wurden ihm Hände und Füße mit dem Bajonnet durchſtochen und das Fleiſch von den Knochen geriſſen. Dann zündeten ſie ein Feuer an, um den Unglücklichen bei langſamer Gluth zu verbrennen. Es gelang ihm, ſich loszureißen und halbverbrannt einige Schritte fortzuſchleppen; doch nach wenigen Minuten wurde er ergriffen und in die Flammen geworfen. — Und bei dieſer Greuelſcene waren mehrere engliſche Officiere gegenwärtig! — Sie entſchuldigten ſich damit, daß ſie der Wuth der Sikhs keinen Einhalt zu thun vermocht hätten, welche den Tod eines geliebten Führers rächen wollten.

Achtzehntes Capitel.

Fortsetzung des Tagebuches während der Belagerung von Lukhnau. — Der Obergeneral empfängt Dschung-Bahadur. — Ein Kamerad wird von den eigenen Kanonen erschossen. — Der Sturm auf Begum's Kothie. — Der Sturm auf Imaum-Barah. — Die Einnahme des Kaiserbág und die Plünderung daselbst. — Ein Besuch bei dem verwundeten Sir William Peel. — Wir dringen bis an die Trümmer des Residenzgebäudes vor. — Proclamation des Generalgouverneurs, Lord Canning. — General Sir James Outram. — Die Anzahl der Todten und Verwundeten bei der Einnahme von Lukhnau.

Den 11. März. Die Batterien der Seebrigade hatten während der ganzen Nacht Begum's Kothie (den Palast der Königin) beschossen, worin sie von der königlichen Artillerie unterstützt worden waren, und noch bei Tagesanbruch wurde dies Werk der Zerstörung mit Erfolg fortgesetzt. Nachdem ich in der Batterie abgelöst worden war, begab ich mich in das Lager, um zu frühstücken und mich durch das oft erwähnte Abspülungsverfahren zu erfrischen, was nach einer Nacht wie diese, in der der Wind den trockenen Sand um uns her aufgewühlt und der anstrengende Dienst uns ermüdet hatte, durchaus nothwendig war. Lieutenant Garvey, einer meiner Kameraden, war gerade im Begriffe, nach der Batterie, die ich so eben verlassen hatte, zurückzukehren; ehe er sich jedoch in den Sattel schwang, bat ich ihn, mir den Schlüssel zu einem Kasten zurückzulassen, der uns gemeinschaftlich gehörte und mit allerlei Leckereien, Sardinen, Pickels, Fleisch- und Fischsaucen u. s. w., gefüllt war, die in Calcutta gekauft und uns nachgesandt worden waren. Scherzend entgegnete er: „Dazu habe ich jetzt keine Zeit; warte, bis Du nach der Batterie zurückkommst, da giebt es Sauce genug!“ — gab dann seinem Pferde die Sporen und flog davon. — Er ahnete nicht, was seiner wartete, und mit welchem Schmerz und unheimlichen Grauen ich ihn nach wenigen Stunden wiedersehen würde! —

V.E. III
Biblioteca Nazionale
NAPOLI

Türken vom 66. Regimente in ihrer Interimsuniform

Nachdem ich meinen Thee genommen und meine Toilette beendet hatte, kehrte ich neugestärkt in die Batterie zurück, welche Begum's Kothie gerade gegenüber lag. Hier sah ich zum ersten Male General Wilson (den Eroberer von Delhi), welcher, von mehreren Officieren, unter denen ich besonders den Ingenieurgeneral Napier erwähne, umgeben, beschäftigt war, eine Karte zu studiren, die auf einer Lafette lag. Nachdem er abwechselnd die Karte und die umliegende Gegend gemustert, bezeichnete er die Stelle, an welcher Bresche geschossen werden sollte, was auch — freilich nicht ohne Verlust auf unserer Seite — ausgeführt wurde, da der Feind ein wohlgerichtetes Feuer auf uns unterhielt, während er hinter den Schanzen vor dem unseren geschützt war.

An diesem Tage traf auch der schon erwartete Maharadschah Dschung-Bahadur mit seinen 10,000 Gürkhas ein. Der Fürst erschien mit ungeheuerer Pracht und war ganz mit Edelsteinen bedeckt, als er dem Obergeneral seinen Besuch machte, der ihn in seinem schlichten Dienstrocke freundlich empfing. Viele unserer Officiere hätten gewünscht, daß Sir Colin den eingeborenen Fürsten mit mehr Feierlichkeit und Glanz empfangen haben möchte; das war aber nicht nach dem Geschmacke des alten Kriegers, der sich am liebsten in seiner anspruchslosen Einfachheit zeigte. — Gegen Mittag, als man die Bresche für groß genug hielt, und die Regimenter, welche zum Sturme bestimmt waren, ihre Colonnen in einem nahe liegenden Garten geordnet hatten und auf das Zeichen zum Angriffe warteten, kam ein Matrose von der Batterie Vaughan zu mir, mit einem Befehle vom Brigade-Commandanten, mich sofort bei ihm einzufinden (Capitain Vaugham war dem Capitain Peel im Befehle über die ganze Seebrigade gefolgt, versah aber bei dieser Gelegenheit den Dienst eines Batterie-Commandanten). Auf dem Wege dahin regnete es Kugeln um uns her, von denen einige die Erde aufrissen. Ich ermahnte meinen Wegweiser zur Vorsicht und wollte den Schutz benutzen, den die Bodenbeschaffenheit uns gewährte; er meinte jedoch, diese Traufe könne uns nichts anhaben. Kaum war diese spottende

Antwort über seine Lippen, als ihm von einer Musketenkugel der Arm zerschmettert wurde. — Dicht bei Capitain Vaughan's Batterie kam ich an einem Platze vorbei, wo mehrere Mörser aufgepflanzt waren, die ihr Geschoß über eine Mauer weg in die feindlichen Verschanzungen warfen, und sah Lieutenant Garvey in gestrecktem Galopp, und zwar dicht vor den Feuerschlünden, dahergesprengt kommen; der in der Batterie befehligende Lieutenant rief ihm zu, sich mehr seitwärts zu halten, aber Garvey, welcher dies entweder nicht hörte, oder sein feuriges Roß nicht bändigen konnte, setzte seinen Weg fort und wurde von einer Bombe getroffen, die ihm den halben Kopf wegriß; der Körper beschrieb einen Bogen in der Luft und stürzte zur Erde, während das erschreckte Thier querfeldein jagte und im Pulverdampfe verschwand. Wir beeilten uns, den entstellten, blutigen Leichnam in unsere Hände zu bekommen und ihm sein Grab zu bereiten. So endete in der ersten Blüthe seines Lebens einer meiner Freunde, welcher der Zukunft so heiter und muthig entgegenblickte und allgemein beliebt war durch sein offenes Wesen, seinen biederen Charakter und sein gutes Herz, so rein, wie der Stahl, mit dem er sich umgürtet hatte, um seinen Namen mit Ruhm zu bedecken! —

Capitain Vaughan befahl mir, den Dienst in seiner Batterie zu übernehmen, da er zu Sir Colin beschieden sei. Die Kanonen dieser Artillerieabtheilung standen in Linie hinter einer hohen Mauer, in der man Schießscharten angebracht hatte. Wir sollten Bresche in das Serailgebäude schießen, welches in einer Entfernung von 150 Schritten gerade vor uns lag. Gegen 4 Uhr sammelten sich die Regimenter, um das Zeichen zum Sturme zu erwarten, bei dem General Hope den Befehl führen sollte. Capitain Hodson, den ich bereits in einem früheren Capitel erwähnte, kam in die Batterie und ersuchte den General um die Erlaubniß, den Sturm als Freiwilliger mitmachen zu dürfen, was ihm sofort bewilligt wurde.

Nachdem die befestigten Plätze zwischen der ersten und zweiten Linie beschossen und die Breschen in den Wällen vom Begum's Kothie

gangbar waren, ſchwiegen unſere Batterien, und um 4½ Uhr Nachmittags begann der Sturm. An der Spitze der ſtürmenden Colonnen befand ſich General Hope mit einem Regimente Hochländer, und einer der Erſten, welche in die Oeffnung drangen, war Capitain Hodſon, der aber auch ſofort, von einer Kugel getroffen, tödtlich verwundet in der Breſche niederſank. Jetzt kam General Napier eiligſt in die Batterie, um zu fragen, ob ich eine leichte Kanone vor die Fronte ſchicken könne; ich bejahte und zeigte auf unſere 68-Pfünder. Der General lächelte und befahl, mit einem derſelben vorzurücken und der Sturmcolonne in einiger Entfernung zu folgen. Zugleich erſchienen auch Capitain Vaughan und Lieutenant Young in derſelben Abſicht. Wir rückten alle drei mit einer Kanone aus und führten ſie unter lautem Hurrah und dichtem Kugelregen vor die Fronte und ſo ſchnell als möglich vor die Mauern, die wir eben beſchoſſen hatten, drangen hindurch und warfen uns in die befeſtigte Linie des Feindes. Dieſe Bewegung hatte aber, um zu glücken, mit ſolcher Haſt ausgeführt werden müſſen, daß wir nicht im Stande geweſen waren, uns mit hinreichender Munition zu verſehen. Capitain Vaughan, welcher dies ſogleich bemerkte, ſchickte einen Mann ab, um neue Zufuhr zu verlangen; als derſelbe aber nicht wiederkehrte, wurde ich mit einigen Leuten zu demſelben Zwecke abgeſandt. Nach einigem Suchen war ich ſo glücklich, einen ſchwer beladenen Munitionswagen anzutreffen; da derſelbe aber zum Fortſchaffen für uns zu ſehr belaſtet war, warfen wir einen Theil der größeren Kugeln herab, die wir mit den Füßen vorwärts ſtießen, während wir den dadurch erleichterten Wagen weiter ſchoben. Auf dieſe Weiſe erreichten wir denn auch unſere Geſchütze — freilich mit wunden, geſchwollenen Füßen und gänzlich erſchöpft, aber unſer Zweck war erfüllt und wir konnten den bis jetzt ſo wohl gelungenen Angriff fortſetzen.

Bald war der Sturm ſiegreich beendet, und nun begann eine Metzelei, die ſich nicht beſchreiben läßt. Kein Pardon! war die Loſung auf beiden Seiten, und die engliſchen Bajonnete häuften Berge von Leichen auf, von denen das Blut in Strömen herabfloß. Die Sipoys

ſtanden anfangs im Schutze der Mauern und Bruſtwehren; ſie empfingen uns kaltblütig und vertheidigten ſich tapfer. Wir mußten den Boden Zoll für Zoll theuer erkaufen, aber dennoch zwangen wir die Feinde, ihre vortheilhafte Stellung zu verlaſſen. — Nachdem ſie aus ihren Verſchanzungen hinausgetrieben waren, zogen ſie ihre Flügel zuſammen, um in dichtgeſchloſſenen Reihen unſere, hinter ihrer Mitte aufgeſtellte Plänklerkette zu durchbrechen. Dieſe wurde ſofort verſtärkt und dadurch ihr Plan vereitelt. Nun blieb ihnen nur die Wahl, ſich zu ergeben und ſämmtlich niederhauen zu laſſen, oder mit dem Schwerte in der Hand für ihre Sache zu ſterben. Sie wählten das letztere, und der Leſer wird ſich einen Begriff von dem Blutbade machen können, welches nun begann, wenn ich ſage, daß allein in dem kleinen Palaſte die Leichen von 700 Sipoys gefunden wurden, und daß ein ſchottiſcher Officier mit eigener Hand deren elf tödtete.

Als unſere Colonnen die Breſche ſtürmten, wurden ſie einige Zeit durch einen breiten Graben aufgehalten, über den ſie hinüber mußten. Unter den Erſten, denen dies gelang, befand ſich ein ſchottiſcher Sackpfeifer, welcher, ſobald er wieder ſicher auf den Füßen ſtand, die Pfeife an den Mund ſetzte und eine ſchottiſche Volksmelodie ſpielte, obgleich die Kugeln um ihn her pfiffen. Als die Schotten dieſe wohlbekannten Klänge aus den heimathlichen Bergen vernahmen, ſtimmten ſie begeiſtert in das Lied ein und warfen ſich ſingend auf den Feind. — Dies war einer der herrlichſten und feierlichſten Augenblicke meines Lebens.

Während des Handgemenges beſtand ich einen Zweikampf mit einem Sipoy. Wild und gewandt wie ein Tiger, ſtürzte er mit greulichem Gebrüll und hochgeſchwungenem Säbel auf mich ein, aber ſchon, als ich den erſten Hieb parirt hatte, wußte ich, daß ich ihm in dieſer Waffe überlegen ſei. Die Sache war bald abgethan; der Hindu fiel, und ich nahm ihm ſeine Waffe, die ich noch heutigen Tages bewahre. Nun vertiefte ich mich in die inneren Gänge des eroberten Palaſtes. Der Weg war mit Leichen bedeckt, von denen einige entſetzlich verſtümmelt waren und in ihrem Fleiſche noch Splitter von unſeren Bomben

trugen. Alle Gegenstände von Werth, welche fortgeschafft werden konnten, wurden von den Soldaten und Matrosen weggeschleppt; ich fand ein paar Dolche, die ich zu mir steckte; alle anderen Sachen, wie kostbare Spiegel, Vasen und sonstige Kunsterzeugnisse, wurden zertrümmert. In einem der Prunkgemächer der Königin lag auf einem reichverzierten Sopha ein todter Hindu ausgestreckt.

Der Feind hatte sich nun in die nächste oder vielmehr in die zweite Befestigungslinie zurückgezogen, von welcher aus er uns mit Geschossen von allen Größen überschüttete. Den ganzen Abend und die folgende Nacht hindurch wurde das Feuer von beiden Seiten unterhalten. Unsere Artillerie befand sich hinter den Verschanzungen, welche der Feind so eben verlassen hatte.

Am 12. März rückten wir bei Tagesanbruch mit unseren Kanonen vor. Ich wurde mit meiner Batterie, welche nun aus zwei 68-Pfündern und einem 24-Pfünder bestand, hinter einem Wall von Schanzkörben aufgestellt, den unsere Sappeurs in der Straße, in welcher der Palast der Begum lag, aufgeworfen hatten. Unsere Truppen waren auf meinem linken Flügel. General Wilson hatte mir befohlen, nicht allein die drei feindlichen Kanonen, welche, mir gegenüber, am anderen Ende derselben Straße standen, zum Schweigen zu bringen, sondern auch soviel wie möglich den Erdwall zu rasiren, durch welchen diese Geschütze gedeckt waren. Unser, jetzt erster, Lieutenant Young, stieg von Zeit zu Zeit auf das Dach eines nahegelegenen Hauses, wo er gänzlich dem Gewehrfeuer des Feindes ausgesetzt war, um sich von der Wirkung der Schüsse unserer 8zölligen Kanonen zu überzeugen. Er frug mich, ob ich zur Abwechselung für einige Zeit mit ihm tauschen wolle, setzte aber hinzu, daß er mir die Entscheidung ganz überlasse, da er mich, der Beschaffenheit seines Beobachtungsortes wegen, nicht dazu befehligen wolle. Ich dankte ihm für sein Anerbieten und war kaum oben angelangt, als mir ein mit Sand gefüllter Sack, auf den ich die Hand stützte, um mit meinem Fernglase die Gegend zu überblicken, unter derselben weggeschossen wurde. Der

Officier, deſſen Platz ich eingenommen hatte, war der kaltblütigſte Menſch, den ich je geſehen. Es kam mir bisweilen vor, als ob er die Gefahr, in die er ſich tollkühn hineinſtürzte, gar nicht kenne; er hatte von uns Allen die meiſte praktiſche Erfahrung, war der Ruhigſte und Unerſchrockenſte in bedenklichen Augenblicken, ſcheute weder Waſſer noch Feuer und hatte ſeine Luſt daran, Gefahren zu trotzen oder zu überwinden, bei denen oft nichts zu gewinnen war; beim Angriffe immer der Erſte, wurde er doch nie verwundet. Er hatte als Lieutenant am Bord des Linienſchiffes „Agamemnon" an der Beſchießung Sebaſtopols Theil genommen.

Wir befanden uns alſo innerhalb der erſten Vertheidigungslinie des Feindes und mußten uns nun durch Höfe und Einfriedigungen nach den Paläſten Imaum-Barah und Kaiſerbág hinarbeiten. Man ſah aus der zweiten Vertheidigungslinie, daß der Feind uns in die Straßen locken wollte; Sir Colin Campbell aber, welcher ſeine Truppen ſtets ſoviel als thunlich ſchonte, ſchlug Umwege ein, um den Straßenkampf möglichſt zu vermeiden.

Die Nacht vom 12. auf den 13. März war die ſchönſte, die ich je geſehen. Der Mond hatte ſeinen prächtigſten Silberglanz ausgegoſſen, der aber doch vor der Gluth unſerer unzähligen Bomben und Raketen zu erbleichen ſchien. In Bewunderung dieſes Schauſpieles und in ernſte Gedanken vertieft, wurde ich plötzlich durch ein Pfeifen und Knattern, welches mich davon unterrichtete, daß wir uns in der Schußlinie des Feindes befanden, in die Gegenwart zurückgerufen. Eine Salve folgte der anderen, und alle ausſchließlich auf die Batterie gerichtet, in welcher ich den Befehl führte, weshalb ich auch nichts Anderes erwartete, als daß dieſe Muſik mit einem Bajonnetangriffe enden würde. Nachdem ich meine Leute hart an den Fuß der aufgeworfenen Bruſtwehr und in die nahegelegenen Häuſer verlegt hatte, ſchickte ich Bericht an meinen Brigade-Commandanten und bat um Verſtärkung. Dieſe erſchien ſofort — aber auf den Angriff warteten wir vergebens. Statt deſſen kamen einige Officiere aus den anderen

Batterien zu mir, um bei einer Cigarre und einem Glaſe Grog die Zeit zu verplaudern, und da das oben beſchriebene Pfeifen und Praſſeln bald darauf von Neuem begann, ſo waren meine Kameraden mehrere Stunden lang verhindert, auf ihre Poſten zurückzukehren.

Während dieſer Tage, d. h. den 12. und 13. März, hatten unſere Ingenieure verſucht, ſich durch die Mauern der Häuſer und eingefriedigten Höfe einen Weg nach dem Imaum-Barah zu bahnen. Auch unſere achtzölligen Bombenkanonen beſchoſſen dieſe Mauern, und man kann ſich denken, mit welcher Wirkung, da ſie bisweilen in einer Entfernung von nur 45 Schritten ſtanden. Am 14. wurde Imaum-Barah geſtürmt. An der Spitze der Colonne war ein Regiment Sikhs, welches im Sturmſchritt durch die Breſche drang, während unſere Artillerie, die durch Wollſäcke gedeckt war, die feindliche Stellung ſo mit Bomben und Granaten verſorgte, daß die Hindu ſich nach dem Kaiſerbág zurückziehen mußten und wir ohne großen Widerſtand von Imaum-Barah und der zweiten befeſtigten Linie Beſitz nehmen konnten.

Wir verſäumten nicht, die Fliehenden zu verfolgen, um ihnen den Rückzug abzuſchneiden, mußten aber dieſe Verwegenheit theuer bezahlen, indem mehrere vom Feinde unterminirte Punkte in die Luft geſprengt wurden, während die Unſeren dieſelben überſchritten, wobei beſonders unſere Ingenieurabtheilung großen Verluſt erlitt.

Ein anderer Unfall ereignete ſich in einem Hauſe, welches dem Feinde als Munitionsmagazin gedient hatte. Der Ingenieurhauptmann Clark ließ die Munition aus demſelben fortſchaffen und in einen nahegelegenen Brunnen werfen, der noch ein wenig Waſſer enthielt, wobei ein Pulverfaß an das oberſte Steinlager ſtreifte, ſich in Folge der Reibung entzündete und eine gewaltige Exploſion verurſachte, durch die Hauptmann Clark, ein Subalternofficier und mehrere Soldaten das Leben verloren. In ein anderes Haus waren 200 Sipoys gejagt und daſelbſt niedergehauen worden, worauf man es in Brand ſteckte und ſeinem Schickſale überließ. — Ehe noch der Befehl zum Sturme auf den Kaiſerbág, der von der dritten Befeſtigungslinie umgeben war, er-

folgte, hatten ſich unſere Truppen ſchon in den Beſitz einiger Vorhöfe des Palaſtes geſetzt, wozu ſie theils durch Rachſucht, theils durch Beutegier getrieben worden waren. Eine Menge eingeborener Fürſten und Häuptlinge hatten ihre Koſtbarkeiten hierher geſchleppt, in der feſten Ueberzeugung, daß alle Reſidenzen der Welt eher genommen werden könnten, als dieſe. Das prachtvolle Schloß beſtand aus einer Menge Gebäuden, die, miteinander zuſammenhängend, ein Ganzes bildeten. Mr. William Ruſſell, der Correſpondent der Times, ſagt ſehr treffend: „Wenn man die Tuilerien, das Louvre, Verſailles, Scutari und den Winterpalaſt neben einander ſtellte und dazu einige Gruppen von Hütten, wie man ſie in Gallipoli findet, und Gärten, wie die von Kew, ſo würde dies zuſammen genommen einen Begriff von der Größe des Kaiſerbág mit ſeinen Gärten geben können."

General Sir James Outram, der dieſe Gebäude von der anderen Seite beſchoß, hatte Befehle vom Obergeneral erhalten, welche ihm gänzlich die Hände banden. Er ſollte nämlich über die eiſerne Brücke gehen und den Feind in der Flanke angreifen, während wir den Palaſt erſtürmten; dieſe Bewegung dürfte jedoch nicht geſchehen, wenn bei dem Uebergange auch nur ein Mann geopfert werden müßte. So lautete der Befehl, und General Outram blieb demgemäß, wo er war, da ihm berichtet wurde, daß der Feind am äußerſten Ende der Brücke eine Batterie aufgefahren habe, und deshalb der Uebergang nicht ohne Verluſt an Mannſchaft möglich ſei. Die natürliche Folge davon war, daß der Angriff in der Flanke unterblieb, und daß dadurch den Sipoys der Rückzug nach dem Kaiſerbág erleichtert wurde.

Man ſagt, daß das Vernehmen zwiſchen den beiden großen Generalen von dem Tage an ziemlich erkaltet ſei.

Der Obergeneral ſchien ſehr angenehm überraſcht zu ſein durch die Mittheilung, daß wir, ohne ſein Wiſſen, die Vorhöfe des genannten Palaſtes genommen hatten. Er kam bald ſelbſt zu uns herauf und wurde mit lautem Jubel und gebührenden Ehrenbezeugungen empfangen. General Franks, welcher dieſe Bewegung mit außer-

ordentlicher Geſchicklichkeit geleitet hatte, erhielt ein wohlverdientes Lob, und auch an Officiere und Mannſchaft wurden einige Worte der Anerkennung gerichtet. Es iſt nicht zu leugnen, daß das von uns ausgeführte Unternehmen großen Einfluß auf die Eroberung von Lukhnau hatte, was viel ſagen will, da der Kaiſerbág für Lukhnau dasſelbe war, was dieſes für ganz Indien.

Wir führten nun unſere Kanonen in die Außenwerke und Vertheidigungslinien, die wir noch vor kurzem beſchoſſen hatten, wo dieſelben größtentheils unthätig ſtehen blieben, während die Soldaten weiter vordrangen und ſich in die verlaſſenen Häuſer einquartirten.

Ich verließ mit mehreren Kameraden die ſtummen Batterien, um den Kaiſerbág näher in Augenſchein zu nehmen. Der enge und krumme Weg dahin führte über eingeſtürzte Häuſer und Bruſtwehren zu mehreren größeren und kleineren Höfen, durch welche wir die königliche Burg erreichten. Bei dem erſten Anblicke ſo vieler Pracht verſtummte ich. — Nicht in meinen ſüßeſten Kinderträumen von den Wundern der Feenwelt hatte ich ſolch' blendenden Glanz geahnet, noch viel weniger in der Wirklichkeit etwas geſehen, was ſich damit vergleichen ließe. Die Sagen von der Inſel der Circe und der Grotte der Kalypſo, von dem Kryſtallſchloſſe und den hängenden Gärten der Semiramis erſchienen hier verdunkelt. — Was meinem Entzücken zuerſt Grenzen ſetzte und mich warnte, nicht eine Wolke für die Juno zu halten, waren die dunklen, unheimlichen Geſtalten, welche vorüber ſchlichen, beſonders unſere Sikhs, die raubgierig und mit Blut bedeckt ſich längs der Häuſer hinſtahlen, mit der einen Hand mordeten und mit der anderen Alles nahmen, was an Farbe und Glanz edlen Metallen oder Steinen ähnlich war.

Während wir dieſe Herrlichkeiten anſtaunten, begegnete uns ein Unterofficier, der uns warnte, nicht weiter vorzugehen, da die Sipoys auf den Dächern und hinter den Mauern mit ihren Gewehren auf uns lauerten, und ſchon mehrere von den Unſeren ihre Neugierde ſchwer gebüßt hätten. Wir glaubten, hinreichend mit Gefahren aller Art ver-

traut zu sein, und setzten deshalb unsere Wanderung fort, ohne den wohlgemeinten Rath zu berücksichtigen. Ich gestehe gern, daß ich besonders von dem Wunsche getrieben wurde, einige Gegenstände zu finden, die wegen ihres Kunstwerthes oder geschichtlichen Interesses verdienten, vor der Zerstörungslust unserer wilden Soldaten gerettet zu werden. In einem der Seitenpaläste wurden wir jedoch durch einen Anblick überrascht, der nicht geeignet war, uns zu ermuthigen, da der ganze Fußboden des einen Zimmers mit Pulver bestreut war. Wir zogen uns schleunigst zurück — und kaum 10 Minuten später flog das ganze Gebäude mit entsetzlichem Krachen in die Luft, — wie man sagte, durch die Hand einer Hindu. Vor dem Palaste begegneten wir einem Trupp Soldaten, die mit reicher Beute, goldenen und silbernen Gefäßen, Kleinodien, indischem und chinesischem Porzellan, einer Partie Kaschmirshawls u. s. w., beladen waren. Ich erinnere mich eines Matrosens, welcher zehn Stück dieser kostbaren Shawls um den Leib gewunden hatte. Alle diese werthvollen Gegenstände wurden für eine Kleinigkeit verkauft, doch nur gegen baare Bezahlung. Ich verlor die günstige Gelegenheit, mir einige derselben anzueignen, da ich unglücklicher Weise meine Börse nicht zu mir gesteckt hatte; dennoch frug ich einen von Pulver geschwärzten, blutigen Matrosen, welcher eben einen prachtvollen Säbel, dessen Griff mit Gold und Edelsteinen reich verziert war, erbeutet hatte, ob er mir denselben verkaufen wolle? — „Da haben Sie das Ding für ein paar Pfund!" rief er schmunzelnd; aber als ich darauf höchst vergnügt die schöne Waffe ergriff und den Mann bat, am Abend zu mir in das Lager zu kommen, um sein Geld zu empfangen, nahm er sie mir sogleich wieder aus der Hand und meinte höhnisch: „Heute Abend brauchen Sie vielleicht ebensowenig meine Waffen, als ich Ihr Geld!" — worauf er lachend davon ging. Einer meiner Kameraden kaufte einen Kaschmirshawl und eine Schnalle mit Rubinen für eine Flasche Rum, und solche Fälle kamen nicht selten vor. In einem anderen Palaste schien die Rüstkammer gewesen zu sein. Hier kam ich früh genug, um mich eines Gewehres und

BIBLIOTECA NAZIONALE VITTORIO EMANUELE NAPOLI

Plünderung des Kaiserhofs.

Biblioteca Nazionale V. E. III
NAPOLI

einiger Dolche zu bemächtigen, um die ich freilich erſt einen Streit beſtehen mußte.

Zwei der ſchönſten Paläſte hatte der Feind in Brand geſteckt und zur Hälfte in Aſche gelegt, ehe wir ſie erreichten. Sie waren durch eine Marmorbrücke, unter welcher ein durch Kunſt hierher geleitetes Waſſer floß, mit einander verbunden. Zwiſchen den rauchenden, halbverkohlten Wohnungen ſtanden herrliche Marmorſtatuen und große mythologiſche Bildſäulen, die, nun geſchwärzt vom Rauche, der Zerſtörungswuth anheim fielen. Auf einer kleinen Inſel in einem der Gärten befand ſich ein allerliebſter Kiosk, der für die Bewohnerinnen des Serails beſtimmt geweſen zu ſein ſchien, und wir waren ſo glücklich, einige der Frauen zu ſehen, welche hier vergeſſen worden waren und nun unter Begleitung einer Sicherheitswache nach der Martinière geführt wurden. Sie waren in gold- und ſilbergeſtickte Stoffe gekleidet und mit allerlei Schmuckſachen behangen — ob aber die Sicherheit, die dieſen, zum Theil ſehr ſchönen Damen verſprochen war, ſich auch auf die Unantaſtbarkeit ihrer Kleinodien ausdehnte — vermag ich nicht zu ſagen.

Als ich am folgenden Morgen, den 15. März, im Lager geweſen war und nun mit meinen Leuten wieder nach der Batterie marſchiren wollte, machte ich einen Umweg, um mich nach dem Befinden meines verwundeten Befehlshabers zu erkundigen, welcher in Dil-Khuſcha lag, das nun zum Hoſpital eingerichtet und voll verwundeter Officiere war. Ich machte vor dem Schloſſe Halt und ließ die Mannſchaft auf dem Hofe zurück, die mit großer Theilnahme auf Nachrichten von ihrem geliebten Anführer wartete. Bei meinem Eintritte in einen der Gänge erblickte ich Sir William Peel's Stewart, rief ihn zu mir und frug, ob er glaube, daß ich bei ſeinem Herrn vorgelaſſen werden könne? Kaum hatte ich die Frage geäußert, als ich von einer matten, wohlbekannten Stimme meinen Namen rufen hörte. Ich folgte dem Klange derſelben und fand meinen edlen Vorgeſetzten bleich und abgezehrt auf einem Bette liegend. Sobald er mich ſah, reichte er mir freundlich

lächelnd die abgemagerte Hand, welche ich tief gerührt faßte. Er bemerkte meine Bewegung und sagte mir, daß es ihn freue, mich zu sehen; erkundigte sich, ob ich gute Nachrichten aus meinem Vaterlande habe und ob meine Verwandten und Freunde mit meiner Betheiligung an den kriegerischen Ereignissen einverstanden seien — kurz, er beschäftigte sich so ausschließlich mit mir, daß ich fast die Ursache meines Besuches hätte vergessen können. Endlich fand ich Gelegenheit, derselben zu erwähnen, und als ich hinzufügte, daß die Mannschaft ungeduldig auf Antwort warte, erklärte er, daß er bedeutend besser sei und seine Kräfte zurückkehren fühle. Darauf bat er mich, ihm die Ereignisse der letzten Tage mitzutheilen und besonders über die Wirkung seiner 68-Pfünder einen ausführlichen Bericht zu erstatten. Obgleich es mir zum Vergnügen gereichte, ihm diese Freude machen zu können, hätte ich demselben doch gern entsagt, als ich bemerkte, in welche Aufregung ihn schon der Gedanke an diese Kanonen versetzte und wie bedeutend diese Aufregung seine schwachen Kräfte erschöpfte.

Es schien mir unerklärlich, daß ein Mann sich in einigen Tagen so sehr verändern konnte, aber die Operation des Herausziehens der Kugel war langwierig und sehr schmerzhaft gewesen; was noch besonders dazu beitrug, seinen Zustand zu verschlimmern, war die Ungeduld im Krankenbette und seine Unruhe und Unzufriedenheit darüber, unsere Gefahren nicht theilen und für sein Vaterland thätig wirken zu können. — Als ich bemerkte, daß meine Anwesenheit ihn angriff, erhob ich mich, um Abschied zu nehmen. Er reichte mir abermals die Hand und bat mich, seine Waffenbrüder und seine Kanonen zu grüßen, indem er hinzufügte: „Gott sei mit Ihnen, junger Mann! und lasse Sie gesund zu den Ihrigen zurückkehren. Was mich selbst betrifft, so hoffe ich, binnen kurzem wieder in Ihrer Mitte sein und Wohl und Wehe mit Ihnen Allen theilen zu können!“ — Der erste Wunsch sollte in Erfüllung gehen, der zweite — leider nie!

Die Infanterie rückte noch immer nach dem Kaiserbág vor; die Plünderung war streng untersagt und an allen Thoren waren Posten

aufgestellt, um Jeden, der die Burg verlassen wollte, zu durchsuchen. Ich folgte den ersten besten Truppen, um mich weiter in dem Labyrinthe umzusehen, da unser Geschütz bis auf Weiteres in Unthätigkeit blieb. Der Feind war noch keineswegs aus allen Häusern verdrängt und that uns aus seinem Hinterhalte vielen Schaden. Als ich mit einem Handvoll Matrosen auf einen Trupp Sipoys stürzte, welche hinter einem Hause versteckt lagen, hörte ich hinter mir eine Kugel pfeifen und sah meinen Nebenmann zu Boden stürzen. Vergeblich schaute ich mich nach meinem Feinde um, und schwang mich daher, gefolgt von einem Matrosen, auf einen Balcon, um einen besseren Ueberblick über die Umgebungen zu gewinnen. Statt des Feindes fand ich hier eine Zeichnung auf dem Boden liegen, und während ich mich, den gespannten Revolver in der Rechten, bückte, um dieselbe aufzunehmen, krachte es wieder über mir und eine Kugel flog mir unter dem linken Arme durch. Nun erblickte ich auf dem nächsten Dache meinen Schützen, drückte meine Pistole ab — und sah ihn getroffen zusammenbrechen. — Sowohl die Zeichnung, als die mir zugedachte Kugel habe ich als Andenken bewahrt.

Obgleich wir uns in der Nähe der schönen Gärten befanden, in denen zahllose Blumen und Früchte ihre fast betäubenden Wohlgerüche aushauchten, hatten wir doch nicht den geringsten Genuß davon, da die große Anzahl halb verwester Leichen die Luft verpestete und mit dem unerträglichsten Geruche erfüllte. Ein Officier, welcher den Auftrag hatte, diese leblosen Körper durch einen Trupp Kulis in den Gâmti werfen zu lassen, erzählte, daß bei einer Menge Leichen alle Glieder ausgerissen, ja, daß sogar junge Frauen darunter gewesen seien, die sich augenscheinlich selbst gemordet hätten. Mehrere Häuser und Höfe waren mit der Beute angefüllt, die im Namen der Behörden gesammelt wurden; dieses mit Blut erkaufte Eigenthum sollte in öffentlicher Versteigerung verkauft und die daraus gelöste Summe zu Belohnungen in der Armee verwandt werden. Als ich aus einem dieser, bis an die Decke mit prachtvollen seidenen und goldgewirkten Stoffen gefüllten

Säle hinaustrat, hörte ich im angrenzenden Raume ein ſtarkes Klopfen und Hämmern; ich blickte durch die Thüre und fand einige unſerer Matroſen, welche damit beſchäftigt waren, die goldenen Beſchläge und ſilbernen Radſchienen von den königlichen Wagen herunter zu nehmen.

Jetzt ging der Bericht ein, daß der Feind aus der Stadt zu fliehen begänne. Als ich an dieſem Tage eben meine Abendmahlzeit beendet und mich zur Ruhe begeben hatte, hörte ich meinen Namen rufen. Es war Capitain Vaughan, welcher mir befahl, ihm ſofort mit vier Raketenwagen zu folgen. Nachdem wir etwa eine Stunde in voller Dunkelheit und auf ſchlechten Wegen marſchirt waren, langten wir bei einer Mörſerbatterie unſerer Artillerie an, welche Befehl hatte, Bomben in einen Theil der dritten Vertheidigungslinie und in das Reſidenzgebäude zu werfen. Ich ſollte nun alle zehn Minuten eine Rakete in die dem Schloſſe zunächſtliegenden Gebäude ſchleudern. Wir warfen abwechſelnd Raketenkugeln und Raketenbomben und hatten die Genugthuung, dieſelben zünden und die Flammen aus den Dächern aufſchlagen zu ſehen. Da ich dieſes Feuerwerk bis Tagesanbruch fortſetzen ſollte, legte ich mich nach jedem Schuſſe auf die Erde, um auszuruhen. Ungefähr gegen ein Uhr entdeckte ich, daß ſich neben mir im Graben etwas regte, worauf gerufen wurde: „Wo iſt die Seebrigade?“ Nachdem die Frage noch einmal wiederholt worden war, erkannte ich die Stimme des Lieutenants Stirling vom Seeſoldatencorps, welcher unſerer Brigade gefolgt war. Ich hieß ihn willkommen und bat ihn, bei mir zu verweilen, damit er nicht in der Dunkelheit irre gehe oder in einen Hinterhalt falle. Lieutenant Stirling war ein unternehmender junger Mann, welcher aus eigenem Antriebe ausgegangen war, um zu recognoſciren; er war in einem Gefechte verwundet worden, hatte aber aus Liebe zu ſeinem Berufe und getrieben von dem Wunſche, ſich perſönlich auszuzeichnen, das Krankenhaus verlaſſen, ehe er völlig wiederhergeſtellt war. Er legte ſich nun einige Ellen von mir ebenfalls auf die Erde nieder, konnte aber wegen des Ziſchens der Raketen und des dumpfen Rollens der Bomben nicht einſchlafen. Wir

wurden beide durch einen übelen, unerträglichen Geruch geplagt, deſſen Urſache wir vergeblich zu ermitteln ſuchten; erſt mit dem anbrechenden Tage bemerkten wir zwiſchen uns den blutigen, halbverweſten Leichnam eines erſchoſſenen Sipoy.

Sobald der Tag graute, kletterte ich auf ein Dach, von welchem aus ich den Feind in geſchloſſenen Reihen abziehen ſehen konnte. Oberſt Campbell vom 2. Dragonerregiment (der Commandant von Allahabad) hatte Befehl, die fliehenden Truppen mit Cavalerie und Infanterie zu verfolgen; dieſer Auftrag wurde aber mit ſo geringem Eifer ausgeführt, daß der Plan, dem Feinde den Rückzug abzuſchneiden und ihn niederzuhauen, gänzlich vereitelt worden wäre, wenn nicht General Sir Hope Grant demſelben an der Spitze von 1000 Reitern nachgeſetzt und dem Nachtrabe bedeutenden Schaden zugefügt hätte. Er hatte ſeine Cavalerie gerade an den Stellen aufgeſtellt, an welchen die Hindu, nach ſeiner ſehr richtigen Berechnung, ſich Bahn zu brechen verſuchen würden, im Falle ſie Lukhnau aufgeben und verlaſſen müßten.

Nun rückten wir mit unſerer ſchweren Artillerie abermals weiter, und ich hatte bei dieſen mühſeligen Märſchen auf erbärmlichen Wegen abermals Gelegenheit, die unerſchütterliche Standhaftigkeit und Ausdauer und den Muth des engliſchen Soldaten zu bewundern. Nach unſäglichen Anſtrengungen erreichten wir die Trümmer des Reſidenzſchloſſes, wo ich meine Geſchütze aufſtellen mußte. Ich hatte von hier aus eine vortreffliche Ausſicht über die Stadt und konnte außerdem alle Bewegungen des Feindes beobachten. Wir erhielten nun Befehl, das Feuer einzuſtellen, und gleichzeitig verbreitete ſich das Gerücht, daß der Obergeneral ſich gegen Auszahlung einer feſtgeſetzten namhaften Summe verpflichtet habe, die Stadt vor dem gänzlichen Untergange zu bewahren. Ich bezweifle die Richtigkeit dieſer Angabe, obgleich der größte Theil von Lukhnau — wunderbar genug — der Verwüſtung entging; wenn ein Löſegeld bezahlt worden wäre, ſo würde es der Armee zu Gute gekommen ſein, wovon aber nie etwas verlautete.

Es geſchah nicht ſelten, daß infolge der häufigen Pulverentzündungen verbrannte Soldaten unter entſetzlichem Geheul in unſere Batterien ſtürzten und uns um Hülfe anflehten. In einem derſelben glaubte ich einen Wahnſinnigen vor mir zu haben; er war gänzlich nackt, ſprang, weinte, jammerte und fluchte, als ob er vom böſen Geiſte beſeſſen ſei. Bei näherer Beſichtigung fanden wir den Unglücklichen in dem erbarmenswertheſten Zuſtande; Haare und Haut waren verkohlt und Bruſt und Rücken eine einzige Brandwunde. Nur wenige dieſer armen Menſchen blieben am Leben, die meiſten gaben unter herzzerreißendem Angſtgeſchrei den Geiſt auf.

In der Nähe des Reſidenzgebäudes befand ſich ein runder Wachtthurm, von welchem man eine herrliche Ausſicht über die ganze umliegende Gegend hatte und von dem ich, als Batteriecommandant, Beſitz nahm. Eines Tages wurde mir ein Herr gemeldet, welcher in Begleitung einiger Eingeborenen zu mir kam, um mich zu erſuchen, ihm einige Matroſen zu leihen, damit ſie ihm beim Ausgraben eines Schatzes behülflich wäre, der nach Ausſage zweier Spione in dieſer Gegend verborgen ſein ſollte. Ich erfüllte ſeinen Wunſch und ſchloß mich ſelbſt dem kleinen Zuge an. Der Mann, welcher die Arbeiter von mir verlangte, war der bekannte Cavanagh. Als Eingeborener verkleidet, hatte er ſich, während das Reſidenzgebäude von den Sipoys belagert wurde, unbemerkt aus dem Palaſte geſchlichen und zu dem zum Entſatze angelangten Sir Colin Campbell begeben, ihm Nachrichten vom General Havelock gebracht und ihm gezeigt, auf welchem Wege und auf welche Weiſe er ſeine ausgehungerten, eingeſchloſſenen Landsleute am beſten befreien könne, alſo zur Rettung dieſer heldenmüthigen engliſchen Beſatzung weſentlich beigetragen. Er ſtand nun im Stabe des Obergenerals und hatte von dieſem den Auftrag erhalten, die vergrabenen Schätze der eingeborenen Fürſten aufzuſuchen — ein Unternehmen, welches oft über Erwarten glückte. Auch unſer Vorhaben wurde mit Erfolg gekrönt, indem wir nach einigen Stunden eine Kiſte mit Gold und Silber an das Tageslicht brachten.

Digitized by Google

In der folgenden Nacht wurde ich durch ein Geräusch in meinem Schlafe gestört, welches ich mir vergeblich zu erklären suchte, und deshalb hinaus eilte, um die Runde um meine Batterie zu machen. Gleich außen vor dem Lager stieß ich auf einen Trupp Matrosen, die von der Schatzgräberei angesteckt worden waren und nun in einem Steingerölle nach Kleinodien suchten. Ein Unterofficier, der zur Stelle war, bat mich, den Leuten zu erlauben, ihre Arbeit fortzusetzen, was ich natürlicher Weise bewilligte. Das Ergebniß dieser Arbeit beschränkte sich aber auf einen halbverfaulten Menschenkörper, den ich wieder in die Grube werfen und mit Erde bedecken ließ und damit dem nächtlichen Abenteuer ein Ende machte.

Die Gúrkhas hatten unter Dschung-Bahadur ein Gefecht mit dem Feinde bestanden und denselben aus den Verschanzungen vertrieben, wobei 10 Stück Geschütz in ihre Hände gefallen waren. Man erzählt, daß der Obergeneral bei dieser Gelegenheit scherzend geäußert habe: „Wir haben 10 Kanonen erobert, die uns vom — Feinde überlassen worden sind."

Beide Brücken über den Gúmti waren nun in unseren Händen, und General Outram befand sich mit seinem Corps in dem Residenzgebäude, nachdem er den Feind durch einen großen Theil der Stadt gejagt hatte.

Man ließ demselben überhaupt keine Ruhe. Unsere Truppen verfolgten ihn durch Häuser, Höfe, Straßen und Gänge und waren dabei nicht selten einem mörderischen Feuer ausgesetzt. Die Gabe der Hindu, sich einer fast unvermeidlichen Gefahr zu entziehen, grenzt an das Wunderbare; weder die Vögel in der Luft, noch die Fische im Wasser übertreffen sie an Gewandtheit und Schnelligkeit.

Am 19. März wurde der Müsabág mit Sturm genommen. Wir fanden dort zwei aufgesteckte Köpfe, in denen wir die Ueberreste zweier junger Officiere erkannten, die am Tage vorher auf eigene Hand ausgeritten waren, um zu recognoscirеn, wahrscheinlich zu weit vordrangen und in die Hände der Empörer fielen.

Dicht vor dem eigentlichen Lukhnau lag zur Linken, nahe am Ufer des Gûmtî, dieser große, von prächtigen Gärten umgebene Palaſt Mûſabâg und daneben Hoſſeinabad, die ſchöne Sommerwohnung des Ali Nucky Khan, letzten Premierminiſters von Aude, der nun in Calcutta gefangen ſaß. Im Mûſabâg waren unermeßliche Schätze angehäuft, darunter auch große Vorräthe von Lebensmitteln und Munition. Die Beſatzung beſtand aus gegen 8000 der Aufſtändiſchen, die ſich — wie die Bienen um ihre Königin — um die herrſchſüchtige, muthige Begum Huzrut Mahul verſammelt hatten, welche hier mit ihrem Sohne, Bridſcheis Kuddr, reſidirte, der den Titel des Königs von Aude trug, und dem ſich mehrere Anführer der Rebellen, z. B. Mummû Khan u. ſ. w., angeſchloſſen hatten. Ich begreife nicht, wie dieſe hohen Häupter es wagen konnten, dort zu bleiben und uns zu erwarten, nachdem ſie alle Hoffnung auf die Wiedererlangung Lukhnau's aufgegeben haben mußten. Sir Colin ließ den Platz angreifen, der auch keinen langen Widerſtand leiſtete, worauf unſere Cavalerie die Fliehenden verfolgte. Ströme von Blut bezeichneten den Weg, auf dem unſere Reiterei vorgedrungen war, doch waren alle Verſuche, die Königin oder den Ex-König gefangen zu nehmen, mißglückt.

Dieſe Beſchreibung der Eroberung Lukhnau's dürfte manchem Leſer zu ausführlich erſcheinen, doch habe ich nur die Hauptpunkte des blutigen Dramas, welches vor meinen Augen geſpielt wurde, aufgezeichnet.

Nachdem die Stadt vom Feinde gereinigt und gänzlich in unſeren Händen war, wurde überall eine Bekanntmachung angeſchlagen, die uns vom Generalgouverneur, Lord Canning, aus Allahabad zugegangen war. Dieſelbe lautete folgendermaßen:

„Die Armee Sr. Excellenz des commandirenden Generals-en-Chef hat Lukhnau eingenommen, und dieſe Stadt befindet ſich ſomit in engliſcher Gewalt, gegen die ſie ſich volle neun Monate lang aufgelehnt hat.“

„Die Einwohner der Stadt und der Provinz Aude haben dieſen Aufſtand, welcher mit der Meuterei der Truppen begann, kräftig unterſtützt. Manche, die der britiſchen Regierung ihren Wohlſtand verdankten, haben ſich mit denen, welche ſich

durch dieſelbe gekränkt glaubten, an der ungerechten Sache betheiligt. Sie haben ein grobes Verbrechen begangen und ſind dadurch einer wohlverdienten Strafe verfallen."

„Die Hauptſtadt des Landes iſt, wie geſagt, in den Händen der britiſchen Truppen und wird von jetzt an eine Beſatzung erhalten, die jedem Angriffe zu widerſtehen vermag, wie auch die Macht der Regierung bis in die entlegenſten Gegenden der Provinz ihr Anſehen behaupten wird."

„Es iſt nun an der Zeit, daß der Generalgouverneur von Indien erkläre, wie er mit den Talukdaren, Häuptlingen und Grundbeſitzern in der Provinz Aude und mit deren Anhängern und Untergebenen verfahren wird."

„Die erſte Sorge des Generalgouverneurs wird ſein, Diejenigen zu belohnen, welche den britiſchen Beamten thätige Hülfe leiſteten, zu einer Zeit, wo der Macht der Regierung die gebührende Anerkennung verſagt wurde. Der Generalgouverneur erklärt deshalb den Drigliejdſchie Singh, Radſchah von Bulrampore, Külwunt Singh, Radſchah von Pudnaha, Rao Hurdeo, Bukſch Singh von Kutiari, Kaſchiperſchaud, Talukdar von Siſſaindi, Zuhr Singh, Zemindar von Gopaul Kheir, und Tſchundiloll, Zemindar von Moraon (Baiswarah) in Zukunft für einzig rechtmäßige, erbliche Beſitzer desjenigen Gebietes, welches ſie beſaßen zur Zeit, als Aude ſich der britiſchen Gewalt unterwarf; ferner werden dieſe loyalen Männer nur einen geringen Tribut zu zahlen haben und außerdem auf eine Weiſe belohnt werden, die der Generalgouverneur mit Rückſicht auf ihre Dienſte und ihren Rang näher zu beſtimmen ſich vorbehält."

„Alle Anderen, welche ähnliche Anſprüche an die Zufriedenheit der Regierung zu haben vermeinen, werden angemeſſene Belohnungen und Auszeichnungen empfangen."

„Ferner thut der Generalgouverneur dem Volke in Aude kund, daß alle Ländereien, mit Ausnahme der oben erwähnten, für Rechnung der britiſchen Regierung mit Beſchlag belegt werden und daß dieſelbe nach ihrem Gutdünken darüber verfügen wird."

„Der Generalgouverneur ſichert den Talukdaren, Häuptlingen und Grundbeſitzern und deren Anhängern, welche ſich ſofort dem Statthalter in Aude unterwerfen, ſeinen Befehlen nachkommen und ihre Waffen ausliefern, Leben und Rang zu, ſofern ſie keinen Mord an Engländern begangen haben. In allen anderen Angelegenheiten und Beziehungen haben ſie ſich der Gnade und Gerechtigkeit der britiſchen Regierung zu unterwerfen."

„Es wird ferner Nachſicht mit allen Denjenigen geübt werden, welche ſich ſofort bei der britiſchen Obrigkeit melden und derſelben zur Wiederherſtellung der Ruhe und Ordnung behülflich ſind, und der Generalgouverneur wird ihre Anſprüche auf die Wiedererlangung früher beſeſſener Gerechtſame mit Großmuth prüfen."

„So gewiß, wie Alle, die ſich der Theilnahme an dem Morde engliſcher Männer und Frauen ſchuldig gemacht haben, von jeder Gnade ausgeſchloſſen ſind,

ebenſo gewiß ſollen Diejenigen, welche das Leben der Engländer gerettet oder geſchützt haben, unſerer beſonderen Nachſicht und Milde empfohlen ſein."

„Gemäß dem Befehle des Generalgouverneurs von Indien."

Allahabad, den 14. März 1858.

G. F. Edmonſtone,
Secretair der indiſchen Regierung.

Weder die Armee, noch das engliſche Volk billigten den Inhalt dieſer Bekanntmachung. Man fühlte ganz richtig, daß die ganze Anſprache einen höhnenden Uebermuth und eine Härte athmete, die mehr ſchaden als nützen werde und überdies weder des „alten Englands," noch ſeiner tapferen Krieger würdig ſei; es war weder vorſichtig, noch klug, ſo zu verfahren, während man die Ruhe Indiens und die Wiederherſtellung des britiſchen Anſehens bezweckte. Die Beſchaffenheit der Bekanntmachung berechtigt zu der Annahme, daß der Generalgouverneur, in ſeiner Freude, das Herz von Indien wieder in ſeinen Händen zu haben, ſich damit im Beſitze des ganzen Königreiches Aude glaubte, was aber keineswegs der Fall war.

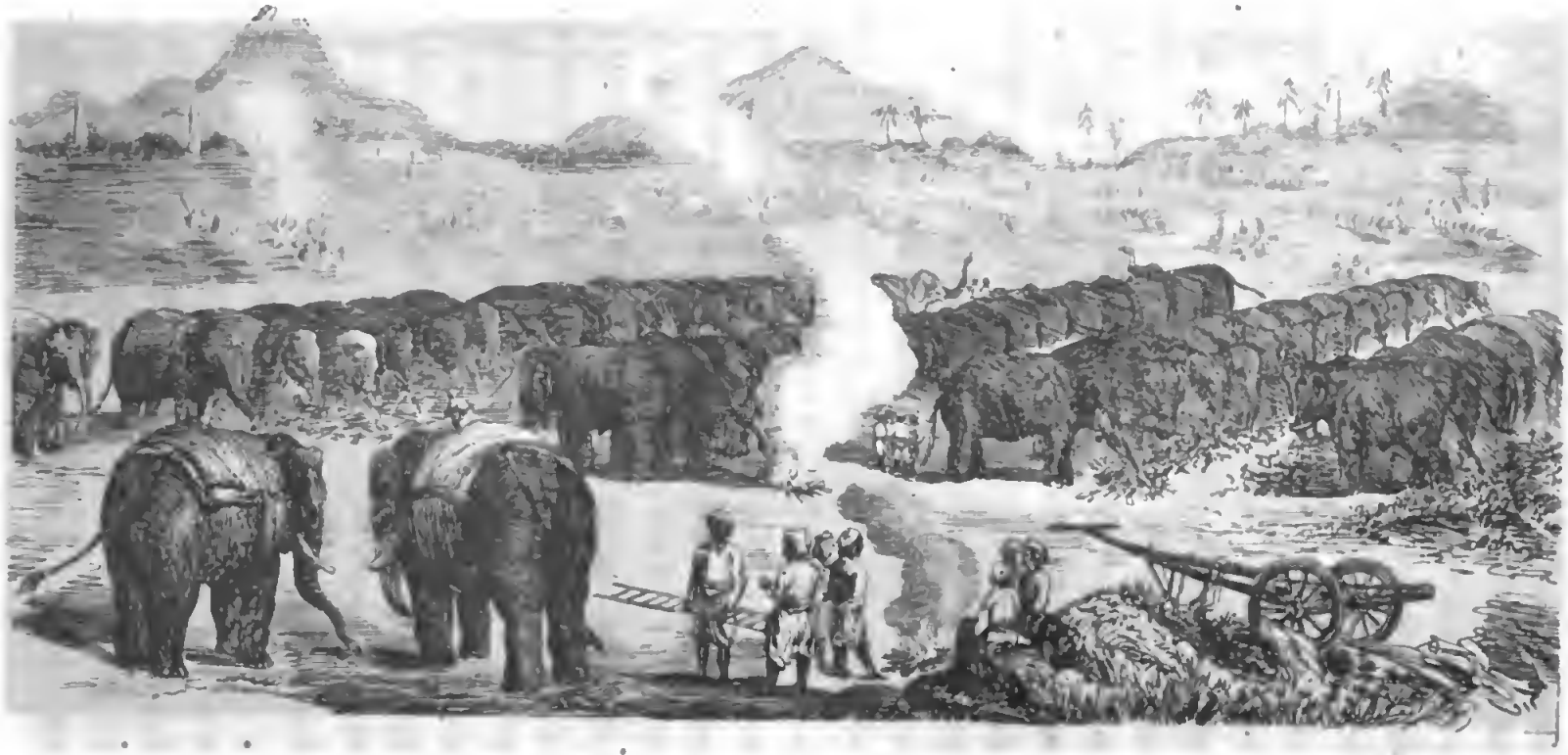
Nun begann man, die Verhältniſſe zu ordnen und die Stadt in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. Die Armee wurde in Brigaden und Diviſionen getheilt, und dieſe in die verſchiedenen Theile des Landes abgeſchickt. In Lukhnau ſelbſt blieb nur eine Brigade.

Die Zahl der an dieſen Tagen eroberten Kanonen belief ſich auf 117, mit Ausnahme derer, welche ſich von veralteter Einrichtung oder ſonſt untauglich erwieſen. Viele derſelben waren jedoch neu, aus engliſchen Fabriken und ſehr gut im Stande; von den kleineren waren mehrere von den Eingeborenen ſelbſt nach eigenem Entwurfe gegoſſen. Sir Colin ſchickte Sir William Peel einen der kleinen eroberten Mörſer zum Geſchenk, der mit zwei Fiſchen (dem Wappen des Königreiches Aude) verziert war.

Auf einem meiner täglichen Spazierritte begegnete ich den ſchon erwähnten engliſchen Damen Mrs. Orr und Miß Jackſon, welche in einem von Ochſen gezogenen Wagen ſpazieren fuhren. Ich zog in tiefſter Ehrerbietung und mit der lebhafteſten Theilnahme und Bewunde-

Biblioteca Nazionale V. E. MARCI

NAT. MUS.



Elephantenlager

Digitized by Google

rung den Hut vor dieſen Dulderinnen, welche in ihren abgezehrten Zügen und in dem Spiegel ihrer verweinten Augen noch den Abglanz einer ergebenen und ſchönen Seele trugen.

Jeden Morgen wurden unſere zahlreichen Viehheerden von eigens dazu beſtellten Beamten beſichtigt. Wenn meine Zeit es erlaubte, pflegte ich oftmals Theil an dieſer eigenthümlichen Revue zu nehmen. Die Elephanten waren gewöhnlich in ein oder zwei Gliedern aufgeſtellt. Wenn man die Reihen derſelben durchſchritt, pflegte man das wohlklingende »Salám« (guten Tag) auszuſprechen und die Hand an die Kopfbedeckung zu führen. Die klugen Thiere beantworteten dieſen Gruß, entweder aus eigenem Antriebe oder auf Anmahnen der Führer, dadurch, daß ſie ihre freundlichen, verſtändigen Augen auf die des Vorübergehenden richteten und den Rüſſel an die Stirne führten, in welcher Stellung ſie einige Augenblicke verharrten.

Nachdem Ordnung und Ruhe wieder hergeſtellt waren, kehrten viele arme Hindu in die Stadt zurück, um ihre verlaſſenen Wohnungen wieder aufzuſuchen, wurden aber von den uns treu gebliebenen Bewohnern arg gemißhandelt. Was unſere Diener betrifft, ſo waren dieſelben zu Anfang der Belagerung ſehr ſchwer zum Gehorſam zu bewegen, und faſt unmöglich war es, ſie während des Kanonendonners in die Batterien zu bringen. Sobald ſie aber Zeuge unſerer erſten Erfolge geweſen waren, änderte ſich ihr Benehmen, und beim Plündern waren ſie die Erſten und Geſchickteſten. Was ſie an Goldmünzen fanden, wurde ſogleich geſchmolzen und zu Ketten umgearbeitet, von denen einige mehrere um Hals und Oberkörper trugen. Mein Diener reihte meine Schlüſſel auf eine ſolche Kette und trug ſie beſtändig an ſeinem Körper.

General Outram hatte ſchon vor einigen Jahren in Lukhnau bei der Einverleibung des Königreiches Aude eine bedeutende Rolle geſpielt, von welcher Zeit an er als Miniſterreſident in Lukhnau angeſtellt geweſen war. Es iſt bekannt, daß und wie viel er zur Einnahme der Stadt beigetragen hatte. Jetzt wurde er dazu erſehen, das politiſche Syſtem

Lord Canning's in Anwendung zu bringen, welches er jedoch keineswegs gebilligt haben soll. Er begann damit, eine neue und veränderte Auflage der obenerwähnten Bekanntmachung zu erwirken, da er die erste für zu gewaltherrscherisch hielt; bald darauf aber wurde Sir James nach Calcutta versetzt und daselbst zum Mitgliede des Rathes von Indien gewählt.

General Outram war ohne Widerrede einer der ausgezeichnetsten Feldherren in diesem Kriege; muthig und entschlossen, rasch im Entwurfe seiner Pläne und unermüdlich in deren Ausführung, verstand er die schwere Kunst, Officiere und Mannschaft zu begeistern. Er hatte während seines langjährigen Aufenthaltes in Indien Land und Leute kennen gelernt, und wollte die Bekanntmachung dahin geändert wissen, daß sie eine allgemeine Amnestie verspräche, von der nur solche Persönlichkeiten ausgeschlossen seien, die des Mordes überführt wären. Dem gewaltsamen Beschlusse des Generalgouverneurs, beinahe das ganze Land für die Regierung in Beschlag zu nehmen, widersetzte er sich mit Ernst, und ehe er seinen Posten verließ, war es ihm gelungen, eine mildere Behandlung für diejenigen Stämme auszuwirken, welche sich der englischen Gewalt aus eigenem Antriebe wieder unterworfen hatten.

Die Danksagungsadresse des Parlaments an die englisch-indische Armee wurde unserem Corps bei der Parade vorgelesen. Auch der Obergeneral erließ einen Tagesbefehl, worin er dem ehrenvollen Streben der Armee, das von England auf sie gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen, ein wohlverdientes Lob spendete. Die Brigadeführer erhielten Befehl, ihre Listen der während der Einnahme von Lukhnau Getödteten und Verwundeten einzureichen; diese betrugen im Ganzen 70 Officiere und 1100 Unterofficiere und Gemeine, ausschließlich der auf unserer Seite verwundeten und getödteten Eingeborenen, von denen etwa 60,000 Mann in unseren Reihen kämpften. Die Hindu verloren nach amtlichen Berichten und nach den in den Häusern und auf den Straßen gefundenen Leichen zu urtheilen 4000 Mann. Die

fliehenden Feinde boten den Reſt ihrer Kräfte auf, um aus unſerem Geſichtskreiſe zu verſchwinden; ſie verſpürten keine Luſt, fernere Bekanntſchaft mit den engliſchen Bajonneten zu machen, und ſuchten eine Freiſtatt in den undurchdringlichen Wäldern und Bergſchluchten, ſowie in Barélly, Feyzabád und anderen Plätzen.

So endete eins der großartigſten, blutigſten Dramen der neueren Zeit!

Neunzehntes Capitel.

Abmarsch von Lukhnau. — Rückkehr nach Cahnpur. — Mittagsgesellschaften im Lager. — Ein Mittagsmahl beim Generalgouverneur in Allahabad. — Die Bajaderen. — Der Mann, welcher die Festung Allahabad davor schützte, in die Hände der Rebellen zu fallen. — Marsch von Allahabad nach Benares. — Der Ritt auf dem Elephanten bei einem Besuche in der Stadt Benares. — Tempel, Schulen und Erziehungsanstalten in Benares. — Marsch von Benares nach Sassaram.

Wir warteten mit Ungeduld auf den Befehl, der es entscheiden sollte, ob wir auf unser Schiff zurückkehren oder ferner zur britisch-indischen Armee gehören sollten. Ich gestehe aufrichtig, daß ich, für meinen Theil, vollkommen genug von diesem Lande hatte; meine Neugierde und mein Wissensdurst waren beide hinlänglich befriedigt, und ich sehnte mich, das blutige Theater zu verlassen, auf dem ich selbst mitgespielt hatte. Diese Sehnsucht mochte zum Theil von der großen Hitze und den Unannehmlichkeiten des Climas herrühren, welche täglich zunahmen. Endlich traf der erhoffte Befehl für unser Corps ein, mit einer Division der Armee nach Cahnpur aufzubrechen.

Ehe wir abzogen, begaben sich alle Officiere der Seebrigade nach Dil-Khuscha, um vom Capitain Peel Abschied zu nehmen. Er war zu unserer Freude so weit wieder hergestellt, daß er das Bett verlassen konnte. Als er uns Lebewohl sagte, richtete er an jeden Einzelnen einige Worte, die vom Herzen kamen und zum Herzen gingen, und äußerte schließlich, daß er vor uns am Bord des Shannon zu sein hoffe und sich freue, uns Alle daselbst willkommen zu heißen. — Gott hatte es anders beschlossen, denn unser geliebter Führer sah weder den Shannon, noch uns wieder!

Wir verließen Lukhnau am letzten März Morgens 2 Uhr und erfuhren unterwegs, daß diese Division über Cahnpur nach Barélly

marschiren solle, wo der Feind sich wieder gesammelt hatte. Ob die Seebrigade denselben Weg einschlagen oder unmittelbar an Bord zurückkehren würde, wußte man nicht.

Die große und immer noch zunehmende Hitze und die heißen Winde, die den Sand aufwirbelten, machten unseren Marsch sehr beschwerlich.

Als wir durch das Lager der verschiedenen Brigaden zogen, hörten wir manches „Hurrah!", manches »Farewell Jack*)!« von den Soldaten, mit denen wir mehrere Monate zusammen gelagert hatten und die nun so früh aufgestanden waren, um in leichter Nachtkleidung Abschied von uns zu nehmen. Selbst die, welche in den Zelten lagen, sandten ihre lauten, herzlichen Grüße, welche ebenso von uns beantwortet wurden. Einige unserer schweren Kanonen waren der Besatzung verblieben, die anderen nahmen wir mit nach Cahnpur, von wo aus sie über Indien vertheilt wurden.

Nach einigen schweren Tagemärschen waren wir noch ungefähr neun Meilen von Cahnpur entfernt, als plötzlich Halt gemacht wurde. Wir glaubten, daß die Vorhut vom Feinde angegriffen worden sei, da die Sipoys noch immer in der Gegend umherschwärmten. Der Commandant von Cahnpur, General Sir John Inglis, war an der Spitze seiner Brigade aus- und uns entgegen gezogen, weil ihn seine Spione benachrichtigt hatten, daß der Feind sich in der Nähe aufhalte.

Dieser General hatte den Befehl über die Besatzung von Lukhnau geführt, als General Havelock zu seinem Entsatze herbeieilte, und sich durch Muth und Entschlossenheit ausgezeichnet, obgleich er noch sehr jung für Generalsepauletten war. — Sir John Inglis sandte nun Streifcorps von seinen und unseren Truppen ab, um die Gegend zu recognosciren; auch von der Seebrigade folgte denselben eine Abtheilung, der ich mit zwei schweren Kanonen zugetheilt wurde. Nachdem wir einige Stunden auf schmalen Landstraßen und Fußsteigen und

*) Jack ist ein allgemeiner Beiname der englischen Matrosen.

durch Wälder von Bananen und Mangobäumen marſchirt waren, erreichten wir das von den Spionen bezeichnete Dorf, hinter deſſen Mauern noch ungefähr 100 Sipoys verſteckt lagen, nachdem die anderen ſich aus dem Staube gemacht hatten. Das Dorf wurde umzingelt und angegriffen und der Feind nach einem tapferen Widerſtande niedergehauen; er unterlag nur der Uebermacht und kämpfte bis zum letzten Athemzuge. Wir traten noch denſelben Tag den Rückmarſch an und erreichten Cahnpur am 4. April. Dieſe Stadt war bedeutend lebhafter geworden, ſeitdem wir ſie zuletzt verlaſſen hatten, und diente einer großen Anzahl engliſcher Beamten zum Aufenthalte.

Nachdem wir hier zwei Tage geraſtet hatten, marſchirte die Seebrigade weiter nach Calcutta, während die übrigen Truppen nach Barélly aufbrachen. Ehe die beiden Brigaden ſich trennten, gaben die Officiere des zurückbleibenden Corps uns ein glänzendes Mittagseſſen, welches unter freiem Himmel auf einem gewaltig großen Tiſche aufgetragen war, der unter der Laſt aller erdenklichen Leckerbiſſen des Landes zu brechen drohte. Als wir uns ſpät in der Nacht trennten, ritten die Meiſten nach Hauſe; die Anderen fuhren in Wagen, die von Kulis gezogen wurden. Ich bediente mich meines Arabers und ſaß infolge des frohen Mahles etwas unſicher im Sattel, ſodaß ich ohne mein kluges Thier ſchwerlich den Weg in mein Quartier gefunden hätte.

Bei ſolchen Mittagsgeſellſchaften herrſchte die eigenthümliche Sitte, daß jeder Gaſt in Begleitung ſeines Kitmiga erſchien, welcher Meſſer, Gabeln und Löffel bei ſich trug. Während wir in der Nähe von Futtighure lagen, vergaßen dieſe Diener ſelten, Bier für ihre Herren mitzubringen, ſofern es zu bekommen war, wie denn überhaupt jeder zu Mittag geladene Gaſt, wenn ihn nach dieſem Getränke gelüſtete, ſich ſelbſt damit verſorgen mußte, da es ſehr theuer und ungemein ſchwer zu beſchaffen war.

Die Seebrigade ſollte, laut Befehl, theils auf Wagen, theils auf der Eiſenbahn von Cahnpur nach Calcutta befördert werden, in welcher Anordnung wir Officiere einen Wink ſahen, uns unſerer Pferde

zu entäußern. Ich ſchenkte das eine meiner Pferde meinem treuen Syce, meinen Araber aber verkaufte ich unter ſehr vortheilhaften Bedingungen und gegen das feierliche Verſprechen, daß er gut behandelt werden ſolle. Ich trennte mich ſchwer von dieſem edlen Thiere, das ſo manche Gefahr mit mir getheilt und mir ſo manchen beſchwerlichen Weg erleichtert hatte.

In der Nacht vom 7. auf den 8. April reiſten wir ab, und zwar in jenen, ſchon früher beſchriebenen, viereckigen Kaſten, die auf Räder geſetzt und von eigenſinnigen, unlenkſamen Ochſen gezogen wurden. Auf dem Wege von Cahnpur nach Allahabad befanden ſich keine eigentlichen Stationen, weshalb nur dann Halt gemacht wurde, wenn die brennende Sonne uns zwang, unter dem Schatten großer Bäume Schutz zu ſuchen und einige Stunden zu raſten.

Die letzten 60 engliſchen Meilen bis Allahabad wurden auf der Eiſenbahn zurückgelegt; die letzte Hälfte der Brigade, zu welcher ich gehörte, erreichte dieſe Stadt erſt am 10. April. Während der ſechs Tage, die wir in Allahabad verweilten, gab der Generalgouverneur, der daſelbſt ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen hatte, eine glänzende Mittagsgeſellſchaft, zu welcher auch die Officiere der Seebrigade geladen waren. Engliſcher und orientaliſcher Glanz ſuchten ſich auf der Tafel den Rang ſtreitig zu machen, und ich wage zu behaupten, daß an keinem europäiſchen Hofe bei ähnlicher Gelegenheit mehr Pracht und Aufwand entfaltet werden kann.

Wir hatten unſere Zelte außerhalb der Feſtung aufgeſchlagen, nicht weit von der Stadt, die ich oft beſuchte. An einem Nachmittage ſah ich die »Nautch girls« (Bajaderen) ihre verführeriſchen Tänze aufführen. Es waren ſechs faſt nackte junge Mädchen von vollendeten Formen, denen die Göttin der Schönheit ihren Stempel aufgedrückt zu haben ſchien. Der eigentliche Tanz beſchränkte ſich auf plaſtiſche Stellungen und ein langſames Biegen und Neigen des Körpers, wobei das lebhafte Mienenſpiel dem Angeſichte einen ſtets wechſelnden

Ausdruck verlieh. Ihre Kleidung beſtand einzig in einem durchſichtigen bunten Schleier, der bald in anmuthigem Faltenwurfe um die ſchöne Büſte geſchlungen, bald als Schmuck in das mit wohlriechendem Oele geſalbte und bis an das Knie hinabwallende glänzende Haar geflochten wurde. Die Muſik zu dieſem Tanze beſtand aus einem ſchleppenden, eintönigen Geſange, der von den ſchrillenden Tönen einer Zither und denen einer Trommel begleitet war; das erſtere dieſer Inſtrumente wurde von einem alten Manne, das zweite von einem Knaben gemißhandelt. Hätten dieſe Tänzerinnen ſich ihres indiſchen Schmuckes entäußern und ihre gelbbraune Hautfarbe in die zarte weiße unſerer nordiſchen Damen verwandeln können, ſo würden ſie alle Frauen der Chriſtenheit durch ihre Anmuth und Schönheit verdunkelt haben; aber ihr gemaltes Geſicht, ihre vom Gebrauche des Betel gefärbten Lippen und Zähne, ihre mit Schmuckſachen behangenen und überladenen Naſen, Ohren, Arme, Beine und Zehen raubten ihnen alle natürliche weibliche Anmuth. Das Beſtreben dieſer Prieſterinnen des Vergnügens, das Leben von einer Seite darzuſtellen, welche ſie durch ihre lächelnden und koſenden Blicke verdeutlichen wollten, ſchien mir gänzlich verfehlt; denn hinter der durchſichtigen Verſchleierung dieſer Künſte verbarg ſich tiefe Verderbniß; ſie konnten kein Beifallszeichen, nur inniges Mitleid erwecken.

In der Feſtung Allahabad traf ich verſchiedene Bekannte, von denen ich beſonders einen Officier nennen will, welcher jetzt den Dienſt als Adjutant des Commandanten der Feſtung verſah und der außerdem die Aufſicht über das Zeughaus hatte; der Name dieſes Mannes war Ruſſel.

Obgleich nur ein einfacher Subalternofficier, hat er ſeinen Namen durch eine glänzende That verewigt, ohne welche, wenigſtens nach meiner Anſicht, die Schwierigkeiten bei der Wiedereroberung Indiens vielfach vermehrt worden wären. Dem Muthe und der Entſchloſſenheit dieſes Lieutenants verdankte man es, daß ein Platz in den Händen der Engländer geblieben war, den ich als das Herz unſerer kriege-

riſchen Unternehmungen bezeichnen möchte. — Die Erzählung dieſer ehrenvollen Handlung möge hier in aller Kürze folgen.

Lieutenant Ruſſel befand ſich unter den Officieren, welche den Dienſt in der Feſtung zu verrichten hatten, als der Aufruhr in der Stadt Allahabad ausbrach; die Beſatzung beſtand zum großen Theile aus Eingeborenen, die begreiflicher Weiſe mit den Aufwieglern in der Stadt einen freundſchaftlichen Verkehr unterhielten. Es galt nun, raſch und entſchloſſen zu handeln, um dieſe Verbindungen abzuſchneiden und alle verrätheriſchen Pläne zu zerſtören oder wenigſtens die Ausführung derſelben zu verhindern. — Lieutenant Ruſſel war der Mann, eine ſo wichtige und mit ſo großen Gefahren verknüpfte Aufgabe zu entwerfen und auszuführen. Er beſann ſich nicht lange, ſondern faßte einen kühnen und kräftigen Entſchluß. Er ließ nämlich unter die Baracken innerhalb der Feſtung gefüllte Pulverfäſſer legen und verband dieſe durch Schwefelfäden mit einander, welche er nach einem Punkte leitete, an welchem er ſelbſt Wache hielt und von dem aus er die umliegende Gegend überſehen konnte. Nachdem er dieſe Mine in aller Stille gelegt und ſich mit einer hinreichenden Anzahl von Lunten verſehen hatte, zündete er eine der letzteren an und ließ nun durch ſeine Vertrauten bekannt machen, daß er bei dem erſten Zeichen von irgend welcher Verbindung der Garniſon mit der Bevölkerung der Stadt oder bei der erſten feindlichen Kundgebung derſelben die ganze Feſtung in die Luft ſprengen würde.

Lieutenant Ruſſel war als ein Mann von Wort bekannt, weshalb auch ſeine Drohung die gewünſchte Wirkung hatte. Er verharrte auf ſeinem Poſten, bis die erwartete Verſtärkung anlangte. Bis dahin blieb alle Verbindung mit der Stadt unterbrochen; ſelbſt die gefürchteten Sipoys legten einen ſo großen Dienſteifer und eine ſolche Ergebenheit an den Tag, daß minder vorſichtige Anführer dadurch leicht hätten beſtochen und irre geführt werden können. — Das gewagte Unternehmen war ſomit gelungen und hat dem Namen dieſes jungen Mannes in den Annalen des indiſchen Krieges einen unver-

gänglichen Glanz verliehen. Dieſer Charakterzug ſteht übrigens nicht vereinzelt da; der britiſche Muth fand und benutzte manche Gelegenheit, ſich in ſeiner ganzen Größe kund zu geben und zu beweiſen, daß das Leben und die Wohlfahrt Vieler oft von der Entſchloſſenheit und Geiſtesgegenwart des Einzelnen abhängt.

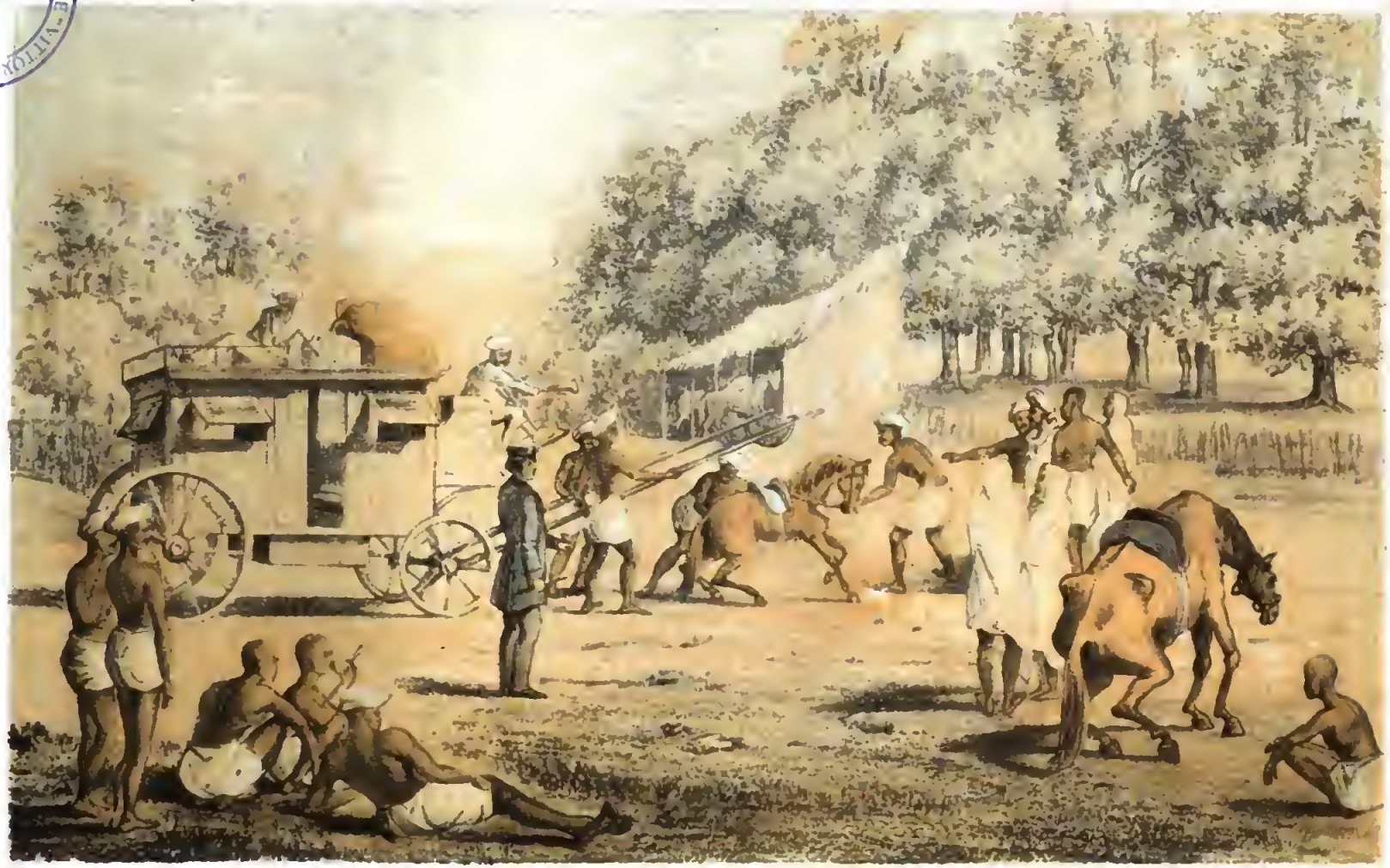
Der Feind hatte die Gegend noch keineswegs verlaſſen; er ſtreifte umher, um zu ſengen und zu brennen, und veranlaßte dadurch die Verlängerung unſeres Aufenthaltes in Allahabad. Die heißen Winde waren immer heftiger geworden; man konnte kaum geradeaus gehen, ohne eine Strecke ſeitwärts fortgetrieben zu werden; die Luft war ſo voll von Sand, daß wir Mund und Augen zuhalten mußten, und zu unſerem größten Verdruſſe vermochten auch unſere Zelte dem Sturme nicht zu trotzen, ſondern wurden ganz einfach umgeweht.

Die Brigade wurde abermals in drei Detachements getheilt, welche Allahabad nach einander verließen. Man war zu dieſer Maßregel gezwungen, weil ſich auf den Stationen nicht ſo viele Ochſen und Wagen befanden, als zur Weiterbeförderung der ganzen Brigade auf einmal nothwendig waren. Je länger überhaupt die Marſchcolonne war, deſto ſchwerer fiel es, dieſelbe zuſammen zu halten, was aber wegen der vielen feindlichen Streifcorps, die im Lande hauſten, unbedingt nothwendig war. Jedes Detachement gebrauchte zwiſchen zwanzig und dreißig Wagen nebſt den dazu gehörenden Geſpannen.

Von unſeren jüngeren Officiren wurden Krankheits halber drei in ſogenannten horse-dawks (Wagen, mit einem Pferde beſpannt) nach Calcutta geſchickt, weil das Schütteln und Stoßen in unſeren Wagen — von dem ſich Niemand einen Begriff machen kann, der es nicht ſelbſt empfand — für ſie eine Qual geweſen wäre, welche ihrem Leben leicht hätte ein Ende machen können.

Am 16. April Nachmittags verließen wir Allahabad und erreichten am folgenden Vormittage, nachdem wir drei Mal, von 12 zu 12 engl. Meilen, die Ochſen gewechſelt hatten, eine Station, wo wir bis

BIBLIOTECA NAZIONALE VITTORIO EMANUELE III NAPOLI



Wechsel der Pferde auf dem Grand Trunk Road.

Biblioteca Nazionale
NAPOLI
V. E. III

Digitized by Google

zum Abend raſten ſollten. Auf dieſe Weiſe wurden jede Nacht gegen 36 Meilen zurückgelegt.

Dieſe oftgenannten Stationen beſtanden theils aus kleinen, eigens dazu aus Bambus und Mörtel gebauten Häuſern, welche Schutz gegen die brennende Sonne gewährten, theils aus wirklichen Poſtſtationen oder ſogenannten Dawk-Bungalows. — Unſere erſte Sorge bei der Ankunft an ſolchen Ruheplätzen war, nach den Speiſevorräthen zu ſchicken und den Koch in Thätigkeit zu ſetzen, welcher, in Ermangelung der Hühner oder ſonſtigen Geflügels, aus dem immer vorräthigen Schaaffleiſche einen Curry zurichten und den in dieſem Clima ſo erfriſchenden Thee bereiten mußte. Während der Vorbereitung zur Mahlzeit wurde dann der Bhiſté gerufen, der mit einer mit Waſſer gefüllten Schweinshaut herbeieilte, um den mit Sand und Staub bedeckten Körper ſeines Herrn abzuſpülen. Nach eingenommener Mahlzeit zündeten wir die Cigarren an, und jeder ſuchte ſein Lager und überließ ſich dem Gotte der Träume, unbekümmert um Alles, was beim Erwachen ſeiner wartete.

Der Weg, auf welchem wir einherzogen, war der ſchon früher beſchriebene Grand Trunk Road, die Landſtraße, welche durch den größeren Theil von Indien führt, und die beſtändig von Jung und Alt, Männern und Weibern wimmelte. Die ganze Ausrüſtung dieſer Eingeborenen beſtand oftmals aus einem Stabe in der Hand und einem zweiten auf der Schulter, an deſſen einem Ende ein Bündel, an dem anderen ein meſſingenes Gefäß hing, das oft das ganze Hausgeräth ausmachte und bald zum Waſſerholen, bald zum Eſſenkochen diente.

Auch Frachtwagen mit den Erzeugniſſen des Landes zogen an uns vorüber, und Truppen, die entweder zur Verſtärkung oder zur Ablöſung anderer Regimenter weiter in das Land geſchickt wurden. Je näher wir einer Stadt kamen, deſto lebhafter würde der Verkehr, und beſonders war dies vor Benares der Fall. Der Anblick dieſer Stadt iſt ſowohl von der Land- als von der Flußſeite von ſo hinreißender Schönheit, daß der Beſchauer zu träumen glaubt. Der geiſtreiche

Berichterstatter der Times, der die große Gabe hat, selbst von den am schwierigsten zu beschreibenden Gegenständen ein wohlgetroffenes, gefälliges Bild zu entwerfen, sagt von Benares: „Wenn der Rhein längs der Mauern des alten Edinburg flösse und sich von dem Schlosse her durch die Eisenbahnschlucht nach Holyrood fortwälzte, könnte man sich einen Begriff von dem Anblicke machen, den Benares in der Ferne gewährt.“ — Ich habe manche schöne Gegend gesehen, manche herrliche Aussicht genossen, aber keine, die mich durch ihre wunderbar liebliche Schönheit so gefesselt und bezaubert hätte. Die Natur hat sich hier nicht in Kraftanstrengungen erschöpft, welche uns durch ihren gewaltigen Eindruck erschüttern; sie offenbart sich vielmehr in einer reizenden, bilderreichen Idylle, welche Frieden und stille Freude in jede fühlende Menschenbrust flößt. Die Braminen nennen Benares „die heilige Stadt“ und halten sie für ein Himmelreich auf Erden, ja, sie behaupten, daß ein Europäer, welcher daselbst stirbt, ebenso gewiß der ewigen Seligkeit theilhaftig würde, als wenn er in Dschagannât seinen Geist aufgäbe. Obgleich die Bewohner von Benares für die gebildetsten von ganz Hindostan angesehen werden, steht doch die Abgötterei in großem Ansehen bei ihnen. Für den Unterricht der heranwachsenden Jugend werden ungeheuere Summen ausgegeben. Die Einwohnerzahl der Stadt, einschließlich der Vorstädte und Pilger, beträgt 700,000 Seelen. Benares treibt ansehnlichen Handel und ist weit und breit bekannt als Stapelplatz für die aus Bundelkhund kommenden Seidenwaaren und Diamanten. Als der Aufruhr in Indien ausbrach, befürchtete man, daß auch die Bewohner dieser Stadt sich demselben anschließen würden, aber die reichen Hindu ließen sich nicht verleiten; sie wußten zu gut, daß sie im Schutze der britischen Regierung viel ungestörter und gesicherter ihren Geschäften nachgehen konnten, als unter dem der eigenen Landsleute.

Wie oft sehnten wir uns jetzt nach unseren Pferden, um Ausflüge in die Umgegend machen zu können. Es gelang mir, ein Gig und ein Pferd zu leihen; als ich aber mit demselben in die Stadt hinein-

fahren wollte, waren die Straßen so schmal und so volkreich, daß ich auf dieses Vergnügen verzichten mußte. Auf unser Ansuchen bei den Beamten des Commissariats erhielten wir Officiere einen Elephanten, um auf demselben in die Stadt zu reiten und ihre Schönheiten von diesem erhöhten Standpunkte aus in Augenschein zu nehmen. Wir erreichten unter Anderem eine Anhöhe, auf welcher eine kleine Festung mit englischer Besatzung lag. Von dort aus wollten wir uns hinab an das Ufer des Flusses begeben, an welchem die Tempel erbaut sind; wir mußten aber den Weg zu Fuße zurücklegen, weil man diesen geweihten Ort nur als Pilger betreten darf; auch waren die Straßen so eng und mit Fußgängern angefüllt, daß es unmöglich gewesen wäre, mit einem Thiere durch dieselben zu kommen, auf dessen Rücken wir in gleicher Höhe mit den Dächern der Häuser saßen. Wir sahen auf unserer Wanderung keinen einzigen Europäer, nur Hindu jeden Alters und Standes, und darunter mehrere vornehme Frauen in kostbaren Gewändern, von welchen die meisten, sobald sie die Fremden erblickten, verschwanden; einige warfen auch nur den Schleier über das Gesicht und wandten uns den Rücken. Die Männer blieben stehen und begafften die unwillkommenen Gäste, die sie lieber als verstümmelte Leichen unter die Füße getreten hätten. Wir begegneten auch einem jungen Radschah (Sohn eines Fürsten), einem ungefähr 14jährigen Knaben, welcher in einem kleinen Wagen fuhr und von einer Leibwache mit gezogenen Säbeln begleitet wurde.

Wir versäumten nicht, einige der Tempel näher zu beschauen, die sich durch reinen, edlen Styl und dauerhafte Bauart auszeichneten. Die Meisten dieser heiligen Gebäude waren mit kostbaren Götzenbildern, Reliquien und sonstigen, zu religiösen Gebräuchen erforderlichen oder üblichen Gegenständen ausgestattet. Von jedem Tempel führte eine breite steinerne Treppe nach dem Flusse, an deren beiden Seiten riesig große Bäume standen, die ihre dichten Kronen zu einem schützenden Dache vereinigten. Bei unserer Ankunft saßen mehrere fast nackte Männer und Frauen auf diesen Treppen, welche mit den gebräuchlichen

Abwaschungen beschäftigt waren, wobei sie den Körper auf alle mögliche Weise verrenkten und neigten und eine eintönige Hymne absangen, in der man vergeblich eine Melodie aufzufinden suchte. Der Gottesdienst der Hindu hat für uns nichts Erbauliches oder Befriedigendes, es müßte denn die fromme Einfalt sein, mit der diese halbwilden Menschen einer heuchlerischen Priesterkaste anhängen, deren eigener, materieller Vortheil es erheischt, das Volk in der Finsterniß zu erhalten, um es ihrer Herrschsucht und Willkür um so sicherer zu unterwerfen. Auf dem Rückwege kamen wir an einem Manne vorüber, welcher an einer Straßenecke von einem erhöhten Platze aus an die umstehende, aufmerksame Versammlung eine ergreifende Ansprache zu richten schien. In der Haltung dieses Mannes lag etwas, was an unsere Frömmler erinnerte; die Worte, die von seinen beredten Lippen flossen, schienen übrigens von einem lebendigen Glauben eingegeben zu sein und gleich einem, verdorrte Blumen erfrischenden Thau in die Herzen seiner Zuhörer zu fallen.

Die Anstalten für Erziehung stehen dort im Verhältnisse zu anderen in großem Ansehen. Ich besuchte mehrere Schulen, welche sich durch Ordnung und Sauberkeit vortheilhaft auszeichneten. Man bemerkte sofort, daß daselbst nicht allein für die Entwickelung der geistigen Anlagen, sondern auch für die Pflege des Körpers Sorge getragen wurde. Die Lehrer behandelten die Schüler mit vielem Ernste, doch ohne jeden Anstrich von peinlicher Schulfuchserei. Körperstrafen und sonstige rohe Behandlung waren streng verboten und die Schulräume sehr geräumig, luftig und kühl, durch dicht geschlossene Jalousien vor der brennenden Sonne geschützt und durch Zuglöcher mit frischer Luft versorgt. Es waren keine Treibhäuser, in denen die zarten Pflanzen zu schnell vergänglichen Blüthen getrieben werden, wie es nicht selten in den Ländern des gesitteten Europa's der Fall ist, sondern warme, sonnige Gärten, in denen man sie zu kräftigen Stämmen von blühendem Aeußeren und kerngesundem Inneren bildet.

Die Seebrigade wurde theils in ein geräumiges Gebäude, theils

in ein Privathaus oder Bungalow einquartirt. In letzterem hatte ein Engländer ein Wirthshaus eingerichtet und mit dem Betriebe desselben schon ein ansehnliches Vermögen erworben. In diesen Gegenden ein ordentliches, sauberes Gasthaus zu finden, war für uns dasselbe, was der Fund einer Goldgrube für den sein würde, welcher am Rande eines unvermeidlichen Banqueroutes steht.

Bald war die ganze Brigade wieder versammelt, und wir verbrachten die angenehmsten Abende in unserem „Meß," theils mit munterem Gesange bei der dampfenden Bowle, theils mit Erzählungen unserer Erlebnisse. Schon der Gedanke, daß wir bald wieder am Bord des Shannon sein würden, versetzte uns in die heiterste Stimmung. Jeder Seemann, der seinen Beruf liebt, sehnt sich zurück auf das Meer, ihm ist nur wohl auf den schwankenden Wogen, wo sich ihm der Ernst und die Güte der Allmacht tausendfältig offenbaren.

Während unseres Aufenthaltes in der Nähe von Benares ging die Meldung ein, daß ein eingeborener Fürst, Koër-Sing, die zerstreuten Rebellen gesammelt habe und mit seinen Heerhaufen die Gegend durchstreife. — Der Mangel an Ochsen und Fuhrwerken zwang uns wieder, die Brigade in drei Abtheilungen verschiedene Wege einschlagen zu lassen, um das Ziel ihres Marsches zu erreichen.

Mein Detachement, welches das vorletzte war, verließ Benares am Abend des 24. April. Kurz vor unserem Aufbruche und auf dem Marsche selbst liefen häufige Berichte von den Greuelthaten der Hindu ein, die in der Umgegend hausten, Indigofactoreien verbrannten, Privathäuser plünderten und ansteckten u. s. w.

Als wir am folgenden Tage eine Station erreichten, auf welcher wir Schutz gegen die brennende Mittagssonne suchten, wurde ich von einem Officiere, der daselbst den Dienst als Commissar hatte, gewarnt, meinen Weg weiter fortzusetzen, da er vom Feinde unsicher gemacht werde, und ersucht, lieber als Verstärkung an diesem Orte zu bleiben, welcher ernstlich von einem Ueberfalle bedroht sei. Der Mann war mit Waffen aller Art behangen und stets zum Handgemenge be-

reit, worüber man ſich jedoch nicht zu wundern braucht, da er von feindlichen Spionen und feigen, rachſüchtigen Eingeborenen umgeben war. Ich theilte ihm meine Befehle mit, aus denen er ſah, daß ich nicht ſelbſt über mein Gehen oder Bleiben zu entſcheiden habe, was ihn noch niedergeſchlagener machte. Ich ſetzte am Nachmittage meinen Marſch fort und erreichte am folgenden Mittage, nach einer ſchlafloſen Nacht, aber ohne vom Feinde beunruhigt worden zu ſein, die größere Station Saſſaram.

Zwanzigſtes Capitel.

Aufenthalt in Saſſaram. — Meine Bekanntſchaft mit dem dortigen Befehlshaber. — Die Feier des 1. Mai. — Zuwachs der Beſatzung. — Der Häuptling eines benachbarten Stammes giebt ſich für todt aus, um ſeine aufrühreriſchen Pläne deſto beſſer ausführen zu können. — Nachricht von dem erfolgten Hinſcheiden des Capitains Peel. — Nachricht von dem Tode des Generals Sir Adrian Hope. — Falſcher Alarm. — Ankunft eines Regimentes, welches durch Krankheit aufgerieben wird. — Abmarſch nach Dehri. — Der dortige Befehlshaber und deſſen Gemahlin. — Familienleben in Indien. — Die Sikhs und ihre Morgenberichte. — Die Expedition nach Dſchugdespur. — Ereigniſſe während unſeres Aufenthaltes in Dehri. — Abmarſch nach Schiraghoti.

Saſſaram iſt eine der bedeutenderen Zwiſchenſtationen auf dem Grand Trunk Road. Es lag augenblicklich eine anſehnliche Zahl Truppen daſelbſt, welche, mit Ausnahme einiger Sikhs, aus lauter Recruten beſtanden.

Nachdem ich, um mit meinen Leuten unter Dach zu kommen, den Commiſſar aufgeſucht und Mundvorräthe hatte herbeiſchaffen laſſen, begab ich mich zu dem Befehlshaber des Platzes, der früher Oberſter eines anglo-indiſchen Regiments und jetzt Brigade-Commandant war, um ihm meine Aufwartung zu machen, unſere Ankunft zu melden und weitere Befehle hinſichtlich des weiter einzuſchlagenden Weges und des zur Sicherheit der mir anvertrauten Abtheilung ferner zu Beobachtenden zu erbitten. Er nahm mich ſehr freundlich auf, ließ mich aber auch gleich merken, daß er mich mit meinen 60 Mann hier feſtzuhalten gedenke. Ich berief mich auf meinen Befehl, laut welchem ich den Marſch ohne jeglichen Aufenthalt fortzuſetzen habe, und erklärte, demſelben unbedingt Folge leiſten zu wollen, wenn nicht eine ſchriftliche Ordre mich zum Bleiben nöthige. Der Befehlshaber wies hierauf eine telegraphiſche Depeſche vom Regierungsſecretair in Calcutta vor, durch die er

bevollmächtigt wurde, die durchziehenden Truppen nach eigenem Gutachten hier zu behalten, wenn ſie zur Sicherheit des Ortes nothwendig ſeien.

Nun blieb mir keine Wahl; ich mußte ſchweigen und gehorchen. Wir Officiere wurden in ein Bungalow einquartirt, welches einem öffentlichen Wirthshauſe glich, da jeder Officier oder angeſehene Reiſende, der des Weges kam, ſich für berechtigt hielt, ſeinen Wohnſitz in demſelben aufzuſchlagen. Die Mannſchaft lagerte unter einer Art zu dieſem Zwecke erbauter Schuppen, die ſie einigermaßen vor Sonne, Regen und den unvermeidlichen Sandwolken ſchützten.

Am folgenden Tage traf Lieutenant Hay mit dem letzten Detachement ein, welcher ebenfalls bleiben und mit den Seinen außerhalb der Station unter Zelten lagern mußte. Die Hitze war ſehr drückend und das Clima ein in jeder Hinſicht ungeſundes, da der Ort von hohen Bergen eingeſchloſſen und jedem friſchen Luftzuge unzugänglich war. — So kam der 1. Mai, — aber nicht mit „Roſen in den Locken," ſondern mit Staubwolken auf den Wegen und feuchten Dünſten aus den nahegelegenen Sümpfen. Ich verſammelte am Vorabend meine Kameraden und beſchrieb ihnen, wie man dieſen Tag in Schweden zu begehen pflegt, worauf allgemein beſchloſſen wurde, daß auch wir uns „Mark in die Knochen" zu trinken verſuchen ſollten. Es wurde ſogleich eine Bowle gemacht, bei welcher wir die Nacht mit fröhlichen Liedern und Scherzen zubrachten. Unter den Gäſten, welche unſer Feſt beehrten, befanden ſich zwei Officiere der indiſchen Flotte, welche hieher befehligt waren.

Bald hatten ſich die nach und nach eintreffenden verſchiedenen Detachements zu einem Corps von 800 Mann angeſammelt. Der Platzcommandant ließ dasſelbe häufig die Revue paſſiren und beſchäftigte uns täglich damit, alle möglichen Bewegungen auszuführen, um zum Ausrücken gegen den Feind bereit zu ſein, welcher ſich in Dſchugdespur, einer Stadt in der Entfernung einiger Tagemärſche, verſchanzt hatte. Der Mann, welcher ſich an der Spitze dieſer Bande befand,

Digitized by Google

verstand es, seine Landsleute in jeder Hinsicht aufzureizen und zu seinen Werkzeugen zu machen. Unter verschiedenen Mitteln, welche er anwandte, unsere Wachsamkeit einzuschläfern, um dann, einer platzenden Bombe gleich, in unsere Reihen niederzuschlagen, war auch das, daß er sich für todt ausgab und ein feierliches Begräbniß sich zu Ehren veranstaltete. Dies glückte ihm in der That insoweit, daß die Nachricht von dem Todesfalle und dem Begräbnisse in unser Lager geschmuggelt und daselbst geglaubt wurde. Der Betrüger war der schon früher erwähnte Koër-Sing. Unsere Leichtgläubigkeit hatte indeß, außer dem Verdrusse, von diesem Barbaren überlistet worden zu sein, während wir am meisten hätten auf unserer Hut sein sollen, keine weiteren Folgen.

Plötzlich erhielten wir durch einige Officiere, welche von der Hauptarmee kamen und nach Calcutta gingen, um neue Kräfte zu sammeln, die durch kaum geheilte Wunden oder die dort herrschenden Krankheiten erschöpft waren, die traurige Nachricht, daß Sir W. Peel das Zeitliche gesegnet habe. Dieser Mann war uns so theuer, und der Gedanke, daß wir ihn verlieren könnten, so neu, daß wir die Wahrheit dieser Mittheilung bezweifelten und den Schlag, der uns vom Schicksale bereitet war, abzuwehren suchten, bis uns von einem Officiere der Beweis geliefert wurde, daß er selbst dem Begräbnisse des zu früh dahingeschiedenen Helden beigewohnt habe. Da sank der Muth in dem ganzen Corps, und ein Jeder bemühte sich, eine Blume der Erinnerung in den unverwelklichen Lorbeerkranz des Heimgegangenen zu flechten. Nach einigen Tagen erhielten wir die amtliche Mittheilung, daß Capitain Peel, nachdem er von seinem Wundfieber hergestellt war, in einem Zustande großer Mattigkeit nach Cahnpur gebracht worden, daselbst sogleich an den Blattern erkrankt und daran gestorben sei. Es war rührend, den Eindruck zu beobachten, den diese Nachricht auf unsere abgehärteten Matrosen machte. Unvergeßlich bleiben mir die düsteren Gestalten, die sich meinen Blicken darstellten, als ich zum ersten Male nach diesem harten Schlage vor meine Compagnie trat und die Trauerbotschaft verkündete. Keine Klage, kein Seufzer wurde laut, aber auf allen

Geſichtern zeigte ſich ein tiefer Schmerz, und Jeder ſchien in ſich gekehrt, um ſich die Züge des angebeteten Mannes, welcher ihnen Allen als ein Muſter von Tugend und Heldenmuth gegolten hatte, und deſſen Andenken ungeſchwächt in ihren Herzen fortleben wird, zu vergegenwärtigen und unvergänglich in das Gedächtniß zu prägen.

Was meinen perſönlichen Verluſt betrifft, ſo will ich darüber nicht viele Worte machen, doch legt mein Herz mir die Pflicht auf, offen zu bekennen, daß, wenn mich irgend etwas in der Welt zum Stolz berechtigt, es das Bewußtſein iſt, mir die Achtung und Freundſchaft dieſes ausgezeichneten, reichbegabten, ritterlichen Befehlshabers gewonnen und unter ihm kämpfen und ſiegen gelernt zu haben!

Ein glänzendes Vorbild der Ausdauer, der Selbſtbeherrſchung, der Ordnungsliebe und Fürſorge für ſeine Untergebenen, Allen, die mit ihm in Berührung kamen, ſowohl an Vielſeitigkeit der Kenntniſſe und Erfahrungen, als in dem richtigen Gefühle bei der Anwendung derſelben überlegen, groß in der Kunſt, ſeiner Umgebung Vertrauen einzuflößen und ihr von ſeinem Geiſt mitzutheilen, tapfer bis zum Uebermaße, unwiderſtehlich im Angriffe, gewandt in ſeinen Bewegungen und immer der Erſte da, wo die Gefahr am größten war, menſchlich gegen den überwundenen Gegner, — das waren, nach meiner Auffaſſung, kurzgeſagt die Eigenſchaften des Mannes, den England noch jetzt betrauert!

Welchen Ruhm, welche Siege würde das Land von dieſem würdigen Sohne haben erwarten können, wenn es denſelben an die Spitze ſeiner Geſchwader geſtellt hätte! Eine der erſten Zeitungen Englands äußerte bei der Nachricht von dem Tode Sir William Peel's: „Wenn er Nelſon's Flotte gehabt und mit derſelben dem Feinde gegenüber geſtanden hätte, ſo würde er hinter dieſem Helden im Tempel des Ruhmes um keinen Schritt zurückſtehen!“ — Sehr wahr! Ich möchte indeß dieſen Satz dahin ändern, daß er hieße: Wenn Capitain Peel am Leben geblieben und gegen den Feind gerückt wäre, ſo würde er eine

Flotte geschaffen haben, wie Nelson sie hatte, und wäre selbst ein zweiter Nelson geworden! —

Mit dem Tode meines Führers war die Sonne am Himmel meiner Freude untergegangen. Ich sehnte mich nach dem Tage, an dem ich Indien verlassen würde, während das Bild des Verschiedenen, mit stillem Kummer in den bleichen, verklärten, mir so unaussprechlich theueren Zügen, mir immerdar vor Augen stand. War es vielleicht der Kummer, einer schleichenden Krankheit erlegen zu sein, statt auf dem Wahlplatze unter dem Donner seiner feuerspeienden Batterien und dem Siegesgeschrei seiner treuen Schaar zu enden?! —

Capitain Sir William Peel war Gentleman in jeder Beziehung des Wortes. Der Sohn des Premierministers Sir Robert Peel, wuchs er unter den Augen dieses berühmten Mannes auf und erhielt eine eben so gründliche als vielseitige Bildung. Seine Neigung zum Seewesen offenbarte sich schon sehr früh, und als er mit Bestimmtheit erklärte, sich diesem Fache widmen zu wollen, wurde es ihm gestattet, seine Anlagen zu diesem Berufe zu prüfen, obgleich er damals noch sehr jung war. Gleich einem jungen Seeadler, versuchte er seine Schwingen, kämpfte mit den Wogen und suchte auf alle Weise seinen Durst nach Wissen zu befriedigen. Mit den Kenntnissen wuchs aber auch die Lust, „auf den Wogen zu leben und zu sterben."

Der junge Mann hatte die Prüfung glänzend bestanden, vielleicht gegen den Wunsch Sir Robert's, welcher in der Stille gehofft haben mochte, der Sohn würde die politische Laufbahn einschlagen, mit ihm für dieselbe Idee kämpfen und dereinst das Staatsruder aus seinen altersschwachen Händen empfangen. Diese Pläne scheiterten aber an dem festen Charakter des Jünglings, wodurch für England vielleicht ein Staatsmann verloren ging, aber ein Seeheld gewonnen ward, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte.

Der indische Krieg liegt uns noch zu nahe, als daß die Geschichte schon ihr Urtheil darüber hätte fällen können. Ein Ereigniß von so ungeheueren Verhältnissen ist schwer zu überschauen und zu beurtheilen,

und der Geſchichtsſchreiber, welcher dies zu unternehmen wagt, darf nicht unterlaſſen, die Urſachen des glücklichen Ausganges dieſes Krieges gehörig zu unterſuchen. Capitain Peel's hervorragende Begabung als Befehlshaber der Artillerie hat nicht am wenigſten dazu beigetragen, und ich wage zu behaupten, daß der Feldzug ohne ſeine ſchweren Batterien nicht ſo raſch beendet worden wäre. Aber es genügte nicht, dieſe Batterien nur einzurichten und zu bilden, ſie mußten auch, um gehörige Wirkung zu thun und um den Koſten und der Mühe zu entſprechen, auf die ausgezeichnete Weiſe befehligt werden, wie er allein es vermochte. Es war eine Freude für Augen und Herz, ihn in ſeiner Berufsthätigkeit zu ſehen, und ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich ſage, daß die Ehre der überraſchenden Erfolge, welche die britiſchen Waffen in dieſem letzten Feldzuge erzielten, zum großen Theile Sir William Peel gebührt' —

Selbſt der commandirende Obergeneral hat dies auf unzweideutige Weiſe zu erkennen gegeben. Sir Colin begegnete einſt dem Capitain Peel, als dieſer von ſeinen Krankenwärtern an die Luft getragen wurde. Erſterer war von ſeinem Stabschef und mehreren anderen Officieren begleitet; als Sir William ſich berichten ließ, wie man ſeine Batterien aufgeſtellt habe, äußerte der Obergeneral: „Wenn Sie nicht mit Ihren ſchweren Kanonen gekommen wären, würde es uns ſchwerlich gelungen ſein, die engliſche Beſatzung aus dem Reſidenzſchloſſe von Lukhnau zu befreien" (im November 1857).

Wenn ich meine Erinnerungen an mir vorüber ziehen laſſe, weiß ich nicht, in welcher Geſtalt er mir am größten erſchien: auf der Commandobrücke am Bord des Shannon, wenn er, von Blitz und Sturm umgeben, mit donnernder Stimme ſeine Befehle austheilte, während er ſich ſelbſt dabei im Tauwerke feſthalten mußte, — oder wenn er ruhig und allein im Bereiche der feindlichen Kugeln auf und nieder wandelte, um die Schußlinie und Entfernung für ſein ſchweres Geſchütz zu berechnen und auszumeſſen, indeß die Bomben und Granaten in ſeiner Nähe platzten und ihn mit Sand und Erdreich bedeckten, — oder wenn

er an der Spitze der Sturmcolonnen sein jubelndes „Vorwärts“ rief und stets der Erste über den Graben und in der Breſche war. — Nein, am größten war er, wenn er sich, nach der gewonnenen Schlacht, still und anspruchslos in sein Zelt zurückzog, um sich den Ehrenbezeugungen und dem jubelnden Beifallsrufen seiner Truppen zu entziehen! —

Nun habe ich meine einfache Blume auf Dein Grab gelegt, zu dem ich oft mit meinen Gedanken in stiller Ehrfurcht und Dankbarkeit wandeln werde. Lebe wohl, Du Urbild eines Seemannes, Helden und Menschen! Dein Andenken soll mir der Polarstern sein, nach welchem ich für den Rest meines Lebens den Cours steuern werde. Lebe wohl! —

Gleichzeitig mit der Nachricht von dem Tode Capitain Peel's erhielten wir die Mittheilung von dem schmerzlichen Verluste eines anderen Waffenbruders, der in der Armee nicht weniger beliebt war und in welchem England einen seiner tapfersten, edelsten Söhne und, nach der Aussage urtheilsfähiger Richter, einen seiner tüchtigsten Generale verlor. Er vereinte persönlichen Muth mit gründlichen Berufskenntnissen, verstand es, die Truppen zu begeistern und ihr Vertrauen zu gewinnen, und besaß eine seltene Geistesgegenwart, die ihn selbst in den schwierigsten Augenblicken nicht verließ und oft die glücklichste Wendung der Ereignisse herbeiführte. Dieser Mann war Adrian Hope, derselbe, welcher die Armee-Abtheilung am Kálá Nadí anführte und sich bei mehreren anderen Gelegenheiten mit Ruhm bedeckte. Befehlshaber der hochländischen Brigade, konnte man von diesem Ehrenposten mit Stolz sagen: „Solche Truppen waren eines solchen Führers würdig!“ —

Die näheren Umstände bei dem Tode dieses Mannes waren sehr trauriger Art; ich nehme keinen Anstand, dieselben zu erzählen, da ich überzeugt bin, daß ich dadurch weder der Wahrheit zu nahe trete, noch Verhältnisse enthülle, die man der Vergessenheit anheim zu geben beabsichtigte. Ich habe in den vorhergehenden Blättern einen General erwähnt, welcher die Division befehligte, die 14 Tage lang am Ram-

gunga aufgehalten wurde, ohne den Fluß überſchreiten zu können. Ich will nicht entſcheiden, ob dies Unternehmen einem Anderen beſſer geglückt wäre — ohne große Opfer hätte es wenigſtens nicht geſchehen können.

Dieſer General führte den Befehl über das Armeecorps, welches nach Barélly ging und mit welchem wir nach der Eroberung von Lukhnau zugleich von dort abzogen; der Leſer wird ſich jedoch erinnern, daß wir in Cahnpur von demſelben getrennt wurden, um nach Calcutta zurückzukehren. Was die Perſönlichkeit dieſes Befehlshabers betrifft, ſo darf ich nicht verſchweigen, daß er zu der zahlreichen Claſſe jener eingeſchobenen Anführer gehörte, welche in der friedlichen Schule des Dienſtes im Generalſtabe ihre Generalsepauletten erwerben, ohne ſich auf dem Schlachtfelde ausgezeichnet oder die goldenen Sporen verdient zu haben.

Auch die ſchottiſche Brigade gehörte zu ſeiner Diviſion, und um noch ein ſchlagendes Beiſpiel ſeiner Untauglichkeit als General zu geben, brauche ich nur anzuführen, daß er eine alte Feſtung in der Nähe von Furukhabád ſtürmen ließ, ohne vorherige Anwendung der Artillerie und ohne die Oertlichkeit vorher zu recognoſciren, was die traurige Folge hatte, daß die Engländer von den Rebellen unter Nérput Sing geworfen wurden und einen großen Verluſt an Verwundeten und Todten zu beklagen hatten, unter den letzteren auch General Sir Adrian Hope. —

Man erzählt, daß, als jener General den Sturm befohlen und die Stelle bezeichnet habe, an welcher derſelbe vorgenommen werden ſolle, der Führer einer Reiterſchwadron mit der Meldung vorgetreten ſei, daß ein ſolches Unternehmen an der entgegengeſetzten Seite der Feſtung bedeutend weniger Schwierigkeiten bieten würde; aber der General habe ſich alle Einmiſchung in ſeine Anordnungen verbeten. — Die Folgen ſeiner Hartnäckigkeit hatten große Unzufriedenheit unter den Truppen veranlaßt; die Officiere der Hochländer ſollen ihre Klingen zerbrochen und einem ſo untauglichen Commandanten den Gehorſam verweigert,

und die Truppen, als ſie ihren vergötterten General Hope zu Grabe geleiteten, ſich beinahe der Meuterei ſchuldig gemacht haben, was zu Unterſuchungen vor dem Kriegsgerichte Anlaß gegeben hat. —

Sir William Peel und General Adrian Hope, die Zierden der anglo-indiſchen Armee, fühlten ſich als Geiſtesverwandte mächtig zu einander hingezogen. Sie hatten dasſelbe Ziel vor Augen und ſuchten es auf dieſelbe Weiſe, mit Anwendung derſelben Mittel zu erreichen.

Doch nun muß ich eilen, den Faden meiner Erzählung wieder aufzunehmen. — Ich wurde in einer Nacht dadurch geweckt, daß einer meiner Diener mich berührte und, ſich zu mir niederbeugend, mir leiſe zurief: »Sipáhi ihán, chánà már-dálná gorá Sáhib!« welches bedeutet: „Die Sipoys ſind hier und wollen die Weißen tödten!“

„Das ſollen ſie, hol' mich der Teufel! wohl bleiben laſſen!“ rief ich auf gut ſchwediſch, ſprang aus dem Bette, griff nach meiner Piſtole und dem Säbel und war, noch halb im Schlafe, nahe daran, den dunklen, bärtigen Sikh, der vom Oberſten zu mir geſchickt worden war, in jene Welt zu befördern. Ich beſann mich jedoch raſch und ließ durch einen Matroſen die Mannſchaft auf die Beine bringen, während ich die Officiere weckte, welche mein Zimmer theilten.

In wenigen Augenblicken war unſere Schaar verſammelt. Nachdem wir unſere Waffen geladen und uns auf einen Tanz mit dem Feinde vorbereitet hatten, zogen wir aus in der Richtung, die uns von unſerem Wegweiſer angegeben wurde. Wir marſchirten etwa eine Stunde und tappten förmlich in der Dunkelheit umher, kehrten aber ohne eines Feindes anſichtig zu werden und ohne weitere Abenteuer in unſere Quartiere zurück. Es heißt indeß: kein Rauch ohne Feuer! — und ſo erwies es ſich denn auch hier, daß die Sipoys wirklich in der Nähe geweſen waren. Sie ſind ſpäter wiedergekehrt, nachdem ich mit meiner Mannſchaft abgezogen war, und haben durch Brennen und Plündern Schrecken und Verwüſtung in der Gegend verbreitet.

An einem heißen Vormittage erſchien ein Linienregiment von 700 Mann, welches erſt vor kurzem angekommen und hierher befehligt war. Die Soldaten waren in Paradeuniform und ſchwitzten entſetzlich; ich beklagte die armen Menſchen, die nur in ihre heißen, ſchweren Röcke und Kopfbedeckungen geſteckt waren, um bei der Ankunft einen Achtung gebietenden Anblick zu gewähren. Die Folgen dieſer unzeitigen Eitelkeit ließen ſich leicht vorausſehen und blieben auch nicht aus: der Regimentschef ſtarb gleich am erſten Tage, und die Mannſchaft folgte ihm ſo raſch, daß ſie binnen einem Monate auf 100 Mann zuſammengeſchmolzen war. Das Regiment kam von der Capſtadt, wo es mehrere Jahre geſtanden hatte, und es iſt mir von mehreren Aerzten geſagt worden, daß unter den Truppen, welche eine Zeit lang in jenem herrlichen Clima gelebt haben und dann nach Indien verſetzt werden, die Sterblichkeit am größten iſt.

Ich pries mich glücklich, meine Matroſen unter den Scheuern untergebracht zu wiſſen, in denen ſie bei weitem beſſer geſchützt waren, als in den Zelten. Die Seeleute ertrugen die Wirkungen des Climas im Ganzen beſſer, als die Landſoldaten, von denen viele der Cholera, Diſſenterie, den Blattern oder dem Sonnenſtiche zum Opfer fielen.

Am 5. Mai erhielt ich den willkommenen Befehl, mit zwei 24-pfündigen Kanonen von Saſſaram aufzubrechen. Dieſe Geſchütze gehörten jedoch nicht unſerer Seebrigade, ſondern der nach Benares verlegten königl. Artillerie. Die Kanoniere mußte ich mir aus meinen Matroſen wählen, da keine Mannſchaft zur Bedeckung der Geſchütze vorhanden war.

Nach einem Tagemarſche erreichte ich Dehrî, eine kleine Feſtung oder eigentlich nur ein mit Verſchanzungen umgebenes Bungalow, das in der Nähe des Grand Trunk Road lag und für die Vertheidigung der Brücke, die hier über den Strom führte, von Wichtigkeit war.

In der Nacht angelangt, wurden wir einige Male von den Vorpoſten angerufen und mit gefälltem Bajonnet bedroht. Als ich das Bungalow erreichte, traf ich ſofort den befehlhabenden Officier, welcher

hier 400 Sikhs zu seiner Verfügung und eine ebenso große Anzahl, die weiter hinauf im Lande lag, unter seinem Befehle hatte. Er nahm mich sehr freundlich auf, obgleich ich ihn in der Nachtruhe störte, lud mich zum Thee ein und gab mir gleich zu verstehen, daß meine Kanonen sehr erwünscht wären, da sich kein Geschütz am Orte befände. Wir brachten den Rest der Nacht in unseren Wagen zu; am folgenden Morgen wurde für die Officiere ein Zelt auf dem Hofe aufgeschlagen und die Mannschaft unter zweckmäßig erbaute Scheuern gebracht.

Nachdem ich Mundvorräthe für die Mannschaft erbeten hatte, begab ich mich abermals zum Befehlshaber des Ortes, dem Capitain Rattray, um seine Bekanntschaft am Tage zu erneuern. Er war ein stattlicher Mann mit langem, kohlschwarzem Barte und einem offenen, schönen Auge, das an den Blick des Löwen erinnerte. Es lag etwas Ueberlegenes in seinem Auftreten, welches sogleich den feinen Weltmann bekundete. Er hieß mich und meine Kameraden nochmals willkommen und lud uns ein für allemal ein, seine Häuslichkeit und seine Mahlzeiten zu theilen. Als wir uns zum Frühstücke einfanden, wurden wir der Hausfrau vorgestellt, einer sehr liebenswürdigen Dame, welche, mit einem zarten Knäblein, allen Gefahren und Entbehrungen trotzte, um das Leben ihres Mannes zu verschönern. Capitain Rattray hatte seine Gemahlin beim Ausbruche der Revolution nach Calcutta geschickt; als sie aber hörte, von welchen Gefahren ihr Mann bedroht sei, war sie sofort zurückgekehrt und hatte ihn aufgesucht, um nicht mehr von seiner Seite zu weichen.

Es bietet sich hier Gelegenheit, ein Wort über die Lebensweise der englischen Familien auf dem Lande in Indien einzuschalten, von welcher diejenige in Calcutta in mancher Beziehung abweicht. — Man steht gewöhnlich mit der Sonne auf, um die frische, stärkende Morgenluft nicht zu verschlafen. Nachdem man Thee getrunken, reitet oder geht man spazieren und kehrt zurück, ehe die Hitze sich fühlbar macht, worauf man das erfrischende kalte Sturzbad nimmt oder, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet, in den Fluß springt. Man pflegt in dieser

Jahreszeit im Freien zu ſchlafen, indem man ſein Bett auf die Veranda hinaustragen läßt, welche rund um das Bungalow läuft, ſo daß man, je nach dem Stande der Sonne, die Schattenſeite aufſuchen kann. Auch wenn man nur im Zelte wohnt, befolgt man dieſelben Regeln. Weiter hinauf im Lande hält man es für ungeſund, unter freiem Himmel zu ſchlafen, und thut es nur, wenn die Umſtände es erheiſchen. Nach dem Frühſtücke kann man nicht mehr im Freien ſein, da das Thermometer im Schatten und in den Zelten 120 Grad Fahrenheit zeigt. Man pflegt dann zwiſchen die Thürpfoſten eine Thür von Stroh und Reiſern einzuſchieben, nachdem dieſe von den Dienern ſo lange mit Waſſer begoſſen wurde, bis ſie gänzlich durchnäßt iſt. Darauf ſtellt man eine ſcharfe Zugluft her, indem man eine gegenüber liegende Thür oder ein Fenſter öffnet, und erlangt dadurch eine erfriſchende Kühle, die ſogar das Thermometer zum Fallen bringt. — Meine aufmerkſame Wirthin verſchaffte mir eine ſolche Thür für unſer Zelt, was eine wirkliche Wohlthat war.

Die Damen und Kinder ziehen ſich am Vormittage gewöhnlich in ihre Boudoirs zurück, um der Ruhe zu pflegen — denn das Leben in dieſem heißen Clima zwingt zum Müßiggange; — ſie kommen erſt zwiſchen 12 und 1 Uhr zum Luncheon wieder zum Vorſchein, ja oftmals nicht vor dem Mittagseſſen, welches zwiſchen 6 und 7 Uhr eingenommen wird. Eine Stunde vor demſelben pflegt man Beſuche bei den Nachbaren oder in der Umgegend zu machen, und die Hausfrau benutzt die Zeit zu mancherlei kleinen Anordnungen im Hauſe. Das Mittagseſſen iſt hier, wie in England, ein wahres Familienfeſt. Nachdem das Mahl beendet, werden bequeme Stühle in das Freie getragen, und die Mitglieder der Familie verſammeln ſich, um zu plaudern, zu rauchen, Thee zu trinken u. ſ. w. Um 10 oder 11 Uhr trennt ſich der Kreis; Jeder ſucht ſein Lager auf und ruft den Panka-wola herbei, der ſich zu den Füßen ſeines Herren niederſetzt, um die Inſecten zu verſcheuchen, wobei er nicht ſelten ſelbſt einſchläft, aber ſofort durch einen Schlag mit dem Pantoffel geweckt und zur Thätigkeit gemahnt wird.

Mein Dienſtperſonal war, ſeitdem ich meine Pferde abgeſchafft hatte, bedeutend eingeſchränkt worden. Zu meinen Ausflügen in die Umgegend bediente ich mich des feurigen Thieres des Befehlshabers oder eines der Pferde des Lieutenants, welche mir mit der liebenswürdigſten Bereitwilligkeit zur Verfügung geſtellt waren.

Die Gemahlin des Platzcommandanten erzählte mir eines Tages, daß ſie die Frau eines der in der Feſtung wohnenden Soubadars zu beſuchen beabſichtige. Ich hatte ſchon lange gewünſcht, eins dieſer menſchenſcheuen Weſen in der Nähe zu ſehen, und bat deshalb die Dame um Erlaubniß, ſie begleiten zu dürfen. Sie verſprach, ihr Beſtes zu thun, um mir eine Einladung zu verſchaffen. Kaum aber hatten die Unterhandlungen deshalb begonnen, als ich auch einen abſchlägigen Beſcheid erhielt. Die Frauen waren zwar geneigt geweſen, mich zu empfangen, aber von ihren Männern war es ihnen auf das Strengſte unterſagt worden. Die weibliche Liebenswürdigkeit verleugnet ſich ſelten, und ſo ſandten auch dieſe Frauen mir einen Korb mit Kuchen und anderen Süßigkeiten, um mich etwas zu entſchädigen, und vielleicht auch, um die Männer für ihren kränkenden Argwohn zu ſtrafen.

Jeden Morgen erſchienen die Soubadar-Bahadûre und Soubadare, Officiere der Sikhregimenter, welche aber von den Europäern nur den Unterofficieren gleichgeſtellt wurden, um ihre Berichte bei dem Befehlshaber einzureichen. Es waren herrliche Geſtalten, von ſtarkem Gliederbau und kriegeriſchem Anſehen, in weißen Gewändern und mit werthvollen Schmuckſachen an den Fingern und Zehen und in den Ohren. Ihre mit Gold und Juwelen reich verzierten Waffen waren die ſchönſten, die ich je geſehen und wurden gleich Heiligthümern von ihnen verehrt. Die Sikhs bewegen ſich mit einer angeborenen Anmuth und Würde, die man oft bei den Hindu vermißt. Sie ſind bekanntlich alle Muſelmänner. Beim Eintritte in das Zelt, in welchem ſie von Capitain Rattray und mir empfangen wurden, legten ſie die Hand an die Stirn, ſprachen aber nie ihr wohlklingendes „Salám," ohne den Oberkörper mit ſtolzer Geberde hintenüber zu werfen, im Gegenſatze

zu den Civilbeamten, welche nie unterließen, bei ihrem Gruße mit ſclaviſcher Unterwürfigkeit den Rücken zu krümmen.

Nachdem dieſe amtlichen Meldungen entgegengenommen waren, wurden die Spione vorgelaſſen, welche eine Geſchichte nach der anderen auftiſchten; bald verſicherten ſie, daß die Sipoys in der Nähe wären und uns zu überfallen beabſichtigten, bald, daß unſere Factoreien in Brand geſteckt und verheert, oder daß den Poſtillonen die Pferde vom Wagen geſtohlen ſeien u. ſ. w. — Der Befehlshaber ſchenkte dieſen Berichten wenig Glauben, die ſich aber doch nicht ſelten als wahr erwieſen, und zu deren Beſtätigung mehrmals gefangene Hindu eingebracht wurden, die ſofort zum Stricke verurtheilt oder vor die Mündung einer Kanone gebunden und in Stücke zerriſſen wurden. Die meiſten dieſer Unglücklichen vernahmen ihr Urtheil ohne zu zucken oder eine Miene zu verziehen.

Dies Spionirſyſtem wurde von uns angewandt, weil es zu unſerer Aufgabe gehörte, die auf dem Durchmarſche begriffenen Truppen von der Beſchaffenheit und Sicherheit der Gegend in Kenntniß zu ſetzen. Wenn uns Berichte von der Nähe des Feindes abgeſtattet wurden, nahmen wir uns doch ſelten die Mühe, denſelben aufzuſuchen, weil die Hindu ſich erſtens in ſo kleinen Schaaren zeigten, daß, ſie zu zerſtreuen, nicht der Mühe werth war, und die überdies ſo wachſam und leichtfüßig waren, daß ſie ſtündlich ihren Aufenthaltsort veränderten, und zweitens, weil die große Hitze es uns unmöglich machte, uns längere Zeit in der freien Luft zu bewegen, ohne einem Fieberanfalle ausgeſetzt zu ſein. Unſere Truppenſtärke war aber ſo unbedeutend, daß wir keinen Mann unnütz opfern durften, und auch ſchon deshalb keine Detachements in die Umgegend ſchickten, weil unſere Befehle hauptſächlich dahin lauteten, unſere Mannſchaft zur Vertheidigung des Platzes beiſammen zu halten. Nur eine Ausnahme wurde gemacht, die aber ohne günſtigen Erfolg blieb. Wir ſchickten eine Patrouille nach Dſchugdespur, wo Koër-Sing ſich mit einem Trupp Rebellen befand, ſich aber ſo geſchickt in einem Gehölze verſteckt hielt, daß wir vergeblich bemüht

waren, ihn daraus zu vertreiben. Selbſt der Verſuch, dasſelbe in Brand zu ſtecken, ſcheiterte. Dieſe Bande wurde ſpäter von einer anderen engliſchen Abtheilung aufgeſucht und zerſtreut, worauf die Ueberreſte derſelben ſich über den Grand Trunk Road ſchlugen und in den unzugänglichen Gebirgsſchluchten verſchwanden.

Die Luft in Dehri war bedeutend beſſer und geſünder, als in Saſſaram, von welchem Orte täglich Nachrichten über die große Sterblichkeit unter den Fieberkranken einliefen. Es war freilich Keiner unter unſerem Corps, der nicht von mehr oder weniger ernſtem Unwohlſein befallen worden wäre, doch kamen nur einzelne Todesfälle vor, was wir hauptſächlich der unermüdlichen, vorſichtigen Behandlung unſeres Arztes zu danken hatten, der ſtets für die Wohlfahrt unſerer Brigade beſorgt war. Eine nicht minder anerkennungswerthe Stütze hatten wir in der Menſchenliebe der Frau des Capitain Rattray. Sobald ich erfuhr, daß einer der Matroſen erkrankt ſei, wandte ich mich an dieſe liebenswürdige Dame, welche immer zu Rath und Hülfe bereit war. Sie kochte ſelbſt die Krankenſuppen und ſandte den Patienten Erfriſchungen, Bücher und was ſie ſonſt Derartiges wünſchten. Zwei Todesfälle bekümmerten mich tief; zuerſt verlor ich meinen beſten Feuerwerker, welcher an den Blattern erkrankte und ſo plötzlich ſtarb, daß ich kaum an ſein Bett eilen konnte, ehe er verſchied; darauf bekam einer meiner Matroſen den Sonnenſtich. Er fiel bewußtlos nieder, ſein Körper war feuerroth und geſchwollen und ſo heiß, daß man kaum die Hand an demſelben halten konnte. Unſer Arzt war nicht zur Hand, und ich daher genöthigt, einen indiſchen Quackſalber rufen zu laſſen. Derſelbe rieb den Körper mit einem aus der Frucht des Mango gepreßtem Oele ein, öffnete ihm eine Ader und flößte ihm einige Tropfen von dem Oele in den Mund. Da trat augenblicklich eine Veränderung in dem Zuſtande des Patienten ein; ſein Körper wurde kalt und nahm eine leichenblaſſe Farbe an; die Schmerzen ſchienen aufzuhören, die Pupille erweiterte ſich und unter krampfhaftem Zucken gab er ſeinen Geiſt auf. Die Anſichten der Männer von Fach waren darüber,

in wiefern der Aderlaß in diesen Fällen mit Erfolg anzuwenden sei, getheilt.

Wir hatten in Dehrî einen kleinen, aber sehr schönen Begräbnißplatz, mit hohen, schattigen Bäumen, unter denen schon manchem Engländer die letzte Ruhestätte bereitet worden war. Auch unsere Todten wurden hier der Erde zurückgegeben, wobei ich den Dienst des Predigers versah, ein Amt, welches, in Ermangelung eines Geistlichen, hier oft von den Abtheilungscommandanten verrichtet wird. Das Begräbniß fand unter Trauermusik und mit Beobachtung aller üblichen Gebräuche statt.

Eines Abends wurde mir von einem Sikh, der im Flusse gebadet hatte, ein kleiner Kasten gebracht, den er am Ufer im Sande gefunden haben wollte. Bei näherer Nachfrage ergab sich, daß derselbe einem Matrosen gehörte, und daß den Leuten überhaupt mehrere Sachen abhanden gekommen waren, ohne daß sie Jemand von den Ihrigen oder den Sikhs beargwohnten, dieselben entwendet zu haben. Sie baten mich jedoch, zu versuchen, den Dieb zu ermitteln. Ich ließ nun die Matrosen in ihrem Quartiere abwechselnd Wache halten, und da geschah es, daß ein Panka-wala, der seinen Herrn in den Schlaf gefächelt hatte und sich darauf einige Kleidungsstücke aneignen wollte, welche unter dem Bette lagen, auf frischer That ergriffen wurde. — Ich ließ, als man mir den Verbrecher gebunden vorführte, ihn sofort zum abschreckenden Beispiele an einen Telegraphenpfahl binden und ihm eine ganz gehörige Bastonade geben. — Meine Leute hatten durch diese Hausdiebstähle werthvolle Gegenstände eingebüßt, und ich wollte durch die von mir zuerkannte Strafe der Ausübung des Faustrechts vorbeugen, was mir auch gelang; ich muß jedoch gestehen, daß mir dieser Vorfall für längere Zeit einen höchst unangenehmen Eindruck hinterließ, da es mir peinlich war, den Befehl zu der körperlichen Züchtigung eines Menschen gegeben zu haben.

Lieutenant Hay, welcher bis jetzt mit seinem Detachement in Sassaram gelegen hatte, berührte auf dem Weitermarsche unsere Station.

Seine Mannſchaft hatte ſehr gelitten, und es war ergreifend zu ſehen, wie das kleine, zuſammen geſchmolzene Corps von meinen Matroſen empfangen wurde. Sie drückten den geprüften Kameraden ſtumm die Hand und wechſelten kaum ein anderes Wort mit einander, als um nach einem der Hingeſchiedenen zu fragen oder etwas über denſelben zu äußern. Wie ganz anders war es früher, wo der Jubel kein Ende nehmen wollte, wenn die verſchiedenen Abtheilungen unſerer Brigade ſich nach kurzer Trennung wiederſahen! —

Nachdem wir ungefähr einen Monat in Dehri gelegen hatten — die ruhigſte und angenehmſte Zeit, die ich in Indien verlebt habe — wurden wir von einer Seebrigade der indiſchen Flotte abgelöſt, welche der unſeren weder an militairiſcher Haltung, noch an Ausrüſtung irgend gleich kam. Ich trennte mich nicht ohne Bedauern von der Familie Rattray, welche mich mit der zuvorkommenſten Gaſtfreundſchaft in ihre Häuslichkeit aufgenommen hatte. Dieſe Liebenswürdigkeit bewährte ſich bis zum letzten Augenblicke. Als ich bei Capitain Rattray eintrat, um nach meiner Schuld für unſere Bewirthung zu fragen, entgegnete er mir artig, daß er beabſichtige, eine Reiſe nach Schweden zu machen, und alsdann darauf rechne, mein Gäſt zu ſein, ſodaß die eine Artigkeit die andere aufheben würde. Miſtreß Rattray gab mir bei der Abreiſe eine kleine Flaſche mit Curry-Pulver, von welchem ſie mußte, daß ich es ſehr gern genoß, und mehrere andere kleine Geſchenke.

Als wir zum Abmarſche bereit waren, kam ein Matroſe zu mir, welcher bedenklich krank geweſen und nur durch ein Wunder dem Tode entronnen war. Er erzählte mir treuherzig, daß er erfahren habe, Miſtreß Rattray pflege mit großer Vorliebe Diamanten und dergleichen zu kaufen, und da ihm mitgetheilt worden ſei, daß dieſe Dame durch ihre mütterliche Sorgfalt zu ſeiner Geneſung beigetragen habe, ſo wünſche er, ihr ſeine Dankbarkeit zu bezeigen. Hierauf dankte er auch mir für meine Theilnahme und Fürſorge und bat mich, ein Andenken von ihm annehmen zu wollen. Dann zog er aus einem kleinen leinenen Läppchen, in welchem er 14 Diamanten verwahrte, zwei derſelben

hervor und erſuchte mich mit ſchlichten Worten, den einen zu ſeiner Erinnerung zu bewahren und den anderen, einen werthvollen Brillanten, der Gemahlin des Capitains Rattray in ſeinem Namen zu überreichen. — Unter den Andenken, die ich aus Indien mit in die Heimath gebracht habe, iſt dieſer Stein mir das theuerſte, als Erinnerung an einen Kameraden, der das Herz auf dem rechten Flecke hatte.

Wir verließen Dehrî am 23. Juni und brachten drei Tage in unſeren „Ochſenequipagen“ zu, ehe wir Schîraghoti erreichten. Wir ſollten uns mit der Abtheilung unſerer Brigade vereinigen, welche ſich unter dem Befehle des Lieutenants Young in dieſer Stadt im Quartiere befand, da Vaughan befördert worden und mit dem Reſte der Brigade in Gayah war, das 24 engl. Meilen weiter in das Land hinein lag.

Einundzwanzigſtes Capitel.

Ankunft in Schiraghoti. — Mein Quartier. — Ein indiſcher Reſtaurateur. — Einige Worte über die Stadt und deren Umgebungen. — Der Kampf mit den Affen. — Reiſe nach Ganah und Abenteuer unterwegs. — Die Gefangenen in Ganah werden befreit und tödten die Wachen. — Edler Charakterzug einer Hindu. — Mein Beſuch bei den Braminen. — Der Rieſenbaum. — Die Entſprungenen werden wieder eingefangen und zurückgeführt. — Tod eines Kameraden. — Betrachtungen. — Rückreiſe nach Schiraghoti.

Am 6. Juni erreichten wir Schiraghoti, wo das erſte Detachement der Seebrigade unter Lieutenant Young, und das zweite unter Lieutenant Wratislaw, zuſammen 120 Mann, vor uns eingetroffen waren.

Unſere Truppen wurden in die Baracken und wir in die Dawk-Bungalows einquartirt. Dieſe Gebäude beſtehen aus einſtöckigen Häuſern mit tief herabhängendem Dache, welches zugleich die Veranda bedeckt. Die Eingeborenen bewohnen dieſe Häuſer ſelten, die eigentlich nur für Reiſende beſtimmt ſind. Dieſe Bungalows ſind mit Bade- und Schlafzimmern verſehen, aber dürftig meublirt. Man findet daſelbſt einen Kitmiga oder Reſtaurateur, welcher für Erfriſchungen ſorgt und für die Aufrechthaltung der Ordnung verantwortlich iſt. Die Beköſtigung läßt aber viel zu wünſchen übrig.

Mir wurde ein Zimmer angewieſen, in welchem die Wände mit Schlachtſcenen und dazu paſſenden Unterſchriften bemalt waren, die alle auf den gegenwärtigen Krieg anſpielten. Ich fand, unter anderen, ſchlechten Bildern, einen Sipoy, der an einem Galgen hing und auf deſſen weit herausgeſtreckter Zunge folgende Zeilen geſchrieben ſtanden:

„So wollen wir euch zwingen — das ſoll das Ende ſein —
Die Zunge abzubeißen und in den Staub zu ſpei'n,
Den Schakal zu mäſten
Mit der Hölle vergifteten Tafelreſten."

Obige Zeilen beweiſen, daß dieſe dichteriſchen Ergießungen weder von Zartgefühl, noch von feiner Bildung zeugten. Unter einem mit blutrother Farbe gezeichneten Bildniß Nena Sahib's las man folgendes Motto:

„Die Welt, durch dich verheert, iſt zu vergleichen
Dem Schlachterhaus, voll Blut und ekler Fäule,
Du bauteſt ſelbſt dir eine Ehrenſäule,
Aus Marmor nicht — aus Menſchenleichen."

Nachdem ich meine Toilette beendigt hatte, ließ ich den Kitmiga rufen, und nun entſpann ſich ein Geſpräch zwiſchen uns beiden, welches ich wörtlich überſetze, um dem Leſer einen Begriff von dem Comfort zu geben, der uns in Indien zu Gebote ſtand.

Ich. Mein Freund, ich ſterbe vor Hunger; könnt Ihr mich bedienen?

Er. Es gereicht mir zur Ehre, Ihnen dienen zu können.

Ich. Wohlan, was habt Ihr mir zu bieten?

Er. Sir, Sie haben zu befehlen!

Ich. Alſo einen reichen Vorrath von Leckerbiſſen?

Er. Wenn nicht eben beſonders reich, doch ....

Ich. Gut, ſo gebt mir ein Ragout von Wildpret.

Er. Es iſt mir heute unmöglich, aber morgen können Sie darauf rechnen.

Ich. Einerlei; ſo gebt mir Hühner mit Curry!

Er. Die Hühner bekomme ich leider erſt dieſen Abend.

Ich. So bringt mir Fiſch — daran wird es Euch nicht mangeln!

Er. Wie ſchade, daß ich nicht die Forellen behielt! Aber alles Andere ſteht zu Befehl.

Ich. Nun, ſo ſchafft mir Ochſenfleiſch, einerlei ob gekocht oder gebraten, nur ſchnell!

Er (verlegen und ſchmeichelnd). Das Fleiſch iſt nicht von der Beſchaffenheit, daß ich wage, es einem Gentleman vorzuſetzen. Ich würde Ihnen rathen, Eier mit etwas dazu Paſſendem zu nehmen und die Wahl desſelben meinem Geſchmacke zu überlaſſen.

Ich hielt es nicht der Mühe werth, zu antworten, da ich merkte, daß ich den Künſten dieſes Betrügers nicht gewachſen war, ſondern nickte nur meinen Beifall und begleitete dieſes Zeichen mit einer Geberde, welche deutlich ſagte: Geht zum Teufel! und wenn Ihr nicht bald mit dem Eſſen kommt, ſo bediene ich Euch mit dem Nachtiſche unentgeltlich. Der Kitmiga verſtand mich und eilte hinaus; nach einer kleinen Viertelſtunde erſchien er mit einem Korbe, aus dem er eine Porzellanſchale hervor nahm, die bis an den Rand mit einem wenig appetitlichen Gerichte, aus Reis, Eiern, Roſinen und Zucker beſtehend, gefüllt war. Ich ärgerte mich weniger über das ſchlechte Eſſen, als über die ſelbſtzufriedene Miene, mit welcher der Kitmiga mir eine „geſegnete Mahlzeit" wünſchte. Man trifft es übrigens nicht immer ſo ſchlecht in den Dawk-Bugalows, in denen ich ſelbſt bisweilen Alles, was ein Reiſender beanſpruchen und wünſchen kann, vorgefunden habe.

Die Einwohner von Schiraghoti ſind von dunklerer Hautfarbe, kleiner und häßlicher, als die Bewohner der nördlichen Gegenden. Die Station war durch die vielen Reiſenden ſehr belebt, hatte weit ausgedehnte wohlverſehene Bazars und ſehr angenehme Umgebungen. Mehrere Bungalows waren von engliſchen Familien bewohnt, bei welchen ich eine freundliche Aufnahme fand.

Unſere Kranken wurden durch die Fürſorge der ſtädtiſchen Behörden gut verpflegt, was zu ihrer raſchen Geneſung beitrug, für die wir auch unſerem Hindu-Arzte zu Dank verpflichtet waren, der ſein Examen beſtanden und demnach eine Anſtellung bei unſerer Brigade gefunden hatte. — Er wandte beim Sonnenſtiche dieſelbe Kur an, die ich im letzten Capitel beſchrieben habe, die aber trotz ihrer glücklichen Erfolge von unſeren promovirten Söhnen des Aesculap mit höhniſchem Lächeln verworfen wurde.

Die liebliche Schönheit der Umgegend lockte uns oft hinaus in das Freie, und wir verſäumten ſelten unſeren abendlichen Spaziergang durch die in der Nähe der Stadt gelegenen reizenden Thäler, die von klaren Bächen durchſchnitten wurden, an deren Ufern die lieblichen

Kinder Floras an Duft und Farbenpracht mit einander wetteiferten, unter welchen mir die im Graſe verſteckte Hymenea, die ſchmachtende Tamarinde und die im Waſſer leuchtende Pinna Marina die liebſten waren. Im Hintergrunde zeigte ſich eine grüne Hügelkette, über der bald kahle, bald bewaldete Berge in den verſchiedenſten Geſtaltungen hervorragten. Auf einem dieſer Ausflüge erlebten wir ein Abenteuer von keineswegs angenehmer Natur. Lieutenant Young, der Doctor und ich hatten uns auf Miethpferden und von einigen Eingeborenen begleitet in das eben genannte Gebirge begeben. Am Fuße einer Anhöhe angelangt, ſtiegen wir von den Pferden, banden dieſelben an einen Baum und fingen an, die Höhe zu erklimmen. Wir hatten kaum die Spitze derſelben erreicht, als wir uns von einer Schaar Affen umringt ſahen, welche mit widrigem Geſchrei aus dem Gebüſche hervordrangen oder von den Bäumen herabſprangen. Dieſe mit Baumäſten und Steinen bewaffneten, geſchwänzten Wilden waren ſtark gebaut, von der Größe eines erwachſenen Menſchen und von verſchiedener Farbe und die meiſten hatten einen weißen langen Bart, der Backen und Kinn einrahmte. Sie ſchienen ſich weniger um uns zu kümmern, als um einen Hund, der uns begleitete; da die Schaar aber immer zahlreicher und zudringlicher wurde, hielten wir es für rathſam, den Rückzug anzutreten. Wir zogen uns in guter Ordnung zurück, ohne daß ſie Miene machten, uns zu folgen, aber als wir wieder am Fuße der Anhöhe angekommen und im Begriffe waren, uns in den Sattel zu ſchwingen, ſchickten uns die geſchwänzten Ungeheuer einen Hagel von Steinen nach, dem wir zu unſerem Glücke entgingen.

Wir beſchloſſen, uns für dieſe Beleidigung zu rächen, und kehrten am folgenden Morgen mit ſcharfgeladenen Gewehren und in Begleitung von 10 bewaffneten Matroſen auf den Schauplatz unſerer Niederlage zurück. Es dauerte nicht lange, bis ſich der Feind auf Schußweite näherte und mit einer Salve begrüßt wurde, die mehrere Affen zu Boden ſtreckte. Aber ebenſo raſch, als ſie gefallen waren, wurden ſie von den Kameraden fortgetragen und in das Gebüſch ver-

ſteckt. Wir bemühten uns vergebens, eins dieſer Thiere lebendig einzufangen, und mußten unverrichteter Sache die Rückkehr antreten. — Ein weitgereiſter Engländer erzählte uns, daß er einmal mehrere engliſche Meilen im Schritte fahren mußte, weil ein Streifcorps von über hundert Affen vor ihm herzog, welche mit großen Aeſten bewaffnet waren und ihn jedesmal anzugreifen drohten, wenn er Miene machte, vor ihnen vorbeifahren zu wollen.

Die Sonne ſtand jetzt hoch und die Hitze war unerträglich geworden. Auf einem meiner Spazierritte war ich unvernünftiger Weiſe zu lange ausgeblieben und daher ungewöhnlich angegriffen von der drückenden Luft, infolge deſſen ich von dem gefürchteten Sonnenſtiche, der ſo Manchem das Leben koſtete, befallen wurde. Es war mir, als ob eine glühende Eiſenplatte auf meinem Kopfe läge, und ſelbſt als ich mich ſchon wieder außer Gefahr befand, wurde ich noch mehrere Tage von einem entſetzlichen Kopfſchmerze geplagt.

In Schiraghoti und der umliegenden Gegend war augenblicklich Alles ruhig, aber in der Entfernung einiger Meilen ſengten und plünderten die Hindu, wo und wie ſie konnten. Beſonders war dies in der Nähe von Gayah der Fall, einer der heiligen Städte, die durch die vielen Wunder, welche da geſchehen, berühmt iſt und wohin ſtark gewallfahrtet wird. Dicht vor dieſer Stadt lagerte die andere Hälfte unſerer Brigade, mit welcher wir in mündlichem und ſchriftlichem Verkehre ſtanden. Einer meiner Kameraden, welcher mit mir als Geneſender in Ghazepur gelegen hatte, Lieutenant Wilſon, lud mich brieflich ein, möglichſt bald zu ihm nach Gayah zu kommen. Dieſer junge Mann war während ſeiner zwölfjährigen Dienſtzeit höchſtens auf einige Monate in England geweſen, und ſeine Geſundheit hatte durch den langen Aufenthalt in dem heißen Clima bedeutend gelitten. Er hatte mit an den kriegeriſchen Vorgängen in Birma Theil genommen und war dort durch eine Gewehrkugel im Nacken verwundet worden. Auch jetzt lag er krank darnieder. Ich war noch nicht in Gayah geweſen, und da ich ſeit einigen Tagen eine Reiſe dahin beabſichtigte, entſchloß ich mich,

der Einladung zu folgen, und machte mich nach erhaltenem Urlaub bereit, den Weg anzutreten.

Wenn wir uns, beſonders auf unbedeutenden Neben- oder Feldwegen, von einem Orte zum anderen begeben wollten, bedienten wir uns gewöhnlich, als des ſicherſten Beförderungsmittels, des Palankins, welcher zugleich Schutz gegen Sonne und gegen Regen bot. Er war ſo lang, daß man nach Gefallen in demſelben ſitzen oder liegen konnte, und mit Matratzen und Kiſſen ausgepolſtert, wie man es auf der Kupfertafel abgebildet ſieht.

Man wunderte ſich über meinen Geſchmack, dieſe Reiſe gerade in einer Zeit zu unternehmen, in welcher die Gegend durch umherſtreifende Banden beunruhigt wurde; als man aber nichts an der Ausführung meines Planes ändern konnte, wünſchte man mir Glück auf den Weg, unter ſcherzenden Prophezeihungen, daß ich von rachſüchtigen Sipoys geſchlachtet oder von fanatiſchen Tempeljungfrauen zerriſſen werden würde.

Um 10 Uhr Abends ſtand mein Palankin mit zwölf ſtarken Hindu vor der Thür meines Bungalow. Der Anführer, ein hochgewachſener Mann mit breiten Schultern und langem Barte, ſtellte mir ſeine Mannſchaft vor und war mir mit kriechender Höflichkeit behülflich, mein Gepäck in dem Tragſeſſel unterzubringen, während die Träger mich muſterten, als wenn ſie mein Gewicht abſchätzen wollten.

Einige Stunden vorher war von Gayah der Bericht eingelaufen, daß die Rebellen ſich in der Nähe von Patna, in dem Diſtricte Behâr, in großer Anzahl gezeigt hatten, und ich gebe zu, daß es gewagt war, ſich mitten in der Nacht dem Schutze dieſer zweideutigen Burſchen anzuvertrauen, deren Raubgier bekannt war und die gern zweien Herren zugleich dienten. Ehe ich in meinem Tragſeſſel Platz nahm, hatte ich mit dem Anführer des Trupps folgendes Geſpräch:

Ich. Es ſcheint eine unruhige Nacht zu werden. (Es donnerte ſtark und der Regen hing uns über dem Kopfe.)

Bibliothèque Nationale V.E. III
NAPOLI

Ein Palankin und seine Träger

Der Anführer. Wohl möglich, Sir, aber wir werden uns um ſo mehr anſtrengen, raſch vorwärts zu kommen.

Ich. Man ſagt, daß die Wege unſicher ſind?

Der Anführer. Man ſagt ſo viel. Seien Sie ruhig, Sir! es ſoll kein Haar auf Ihrem Haupte gekrümmt werden; vertrauen Sie auf uns.

Ich. Es iſt noch gar nicht lange her, daß ein Palankin überfallen und geplündert und die Reiſenden erſchlagen wurden, weil die Träger als feige Schelme die Flucht ergriffen, ſtatt ſich muthig zur Wehr zu ſetzen.

Der Anführer (lächelnd und ſeine weißen Zähne zeigend). Habe nichts davon gehört. Wahrſcheinlich nur eine Lüge, um einfältige Menſchen zu erſchrecken. Seien Sie ruhig, Sir! Es wird nichts geſchehen. Verlaſſen Sie ſich auf uns, laſſen Sie uns eilen.

Ich. Ja, wir wollen eilen, aber — ich verlaſſe mich nur auf mich ſelbſt, auf mein Schwert und meine ſicheren Revolver. Ich verſichere Euch, daß meine Augen und die Mündung meiner Piſtole beſtändig auf Euch gerichtet ſind. Und nun vorwärts! Geht es raſch vom Flecke, ſo ſoll es an gutem Trinkgelde nicht fehlen!

Nach dieſen kurzen, beſtimmten Worten ließ ich mich in meinem Palankin nieder und zog die Gardinen zur Hälfte zu. Der Anführer zündete eine Fackel an und der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Wir waren kaum einige tauſend Schritte vorwärts gekommen, als das Gewitter in ſeiner ganzen Heftigkeit losbrach und der Regen in Strömen herabfiel. Die Träger zündeten ihre Pfeifen an und ſummten ein eintöniges Lied, welches mir wie das Frühlingsconcert der Grillen und Fröſche vorkam.

Wohl eine gute Stunde mochte ich geſchlafen haben, als ich plötzlich dadurch erwachte, daß der Palankin unſanft zu Boden geſetzt wurde. Ich ſteckte den Kopf durch die Vorhänge und erhielt auf meine Frage, was es gäbe, von dem Anführer der Träger die beruhigende Antwort, daß die Hälfte des Weges zurückgelegt ſei und ſie einen Au-

genblick raſten wollten. Ich kroch wieder in die Ecke und ſetzte meine „ſtille Wachſamkeit“ fort, bis wir mit Sonnenaufgang das Ziel unſerer Reiſe erreichten.

Ich erwähne nichts über den liebevollen Empfang bei den Kameraden in Gayah. Der Brite verſteht es nicht, ſeine Gefühle zur Schau zu ſtellen; wer aber einmal ſein Herz gewonnen hat, wird dasſelbe immer offen finden für liebenswürdige Anhänglichkeit und Theilnahme für den erkorenen Freund, und immer bereit, ihm mit Rath und Hülfe zur Seite zu ſtehen.

Gayah iſt eine bedeutende Stadt, als Militairſtation aber von geringer Wichtigkeit. Die Verwaltungsbehörden beſtanden hier aus einem zahlreichen Perſonale, welches meinen Kameraden Gelegenheit zur Geſelligkeit und manchen angenehmen Bekanntſchaften bot. Außer der hierher befehligten Abtheilung unſerer Seebrigade, welche in einer mit 2 Kanonen beſetzten Verſchanzung lag, befand ſich hier nur ein freiwilliges Reitercorps aus ungefähr 30 Mann.

Ich hatte viel von den ſchönen Umgebungen von Gayah gehört und machte mich gleich am Tage nach meiner Ankunft auf den Weg, um dieſelbe, in der Geſellſchaft unſeres Feldpredigers, eines lieben, herrlichen Mannes, in Augenſchein zu nehmen. Die vielgeprieſene Gegend war freilich recht anmuthig, aber weder von eigenthümlichem, noch erhabenem Charakter. Am meiſten gefielen mir die ſchönen Baumgruppen und das ſaftige hohe Gras, von einem ſo ſchönen Grün, wie ich es nie zuvor geſehen hatte. Die Einwohner hatten regelmäßige, ſcharfgeſchnittene Geſichtszüge und nußbraune Hautfarbe. Die Männer waren kräftig und wohlgebaut und zeigten ſich ernſt und gedankenvoll; die Frauen ſind zwar nicht ſchön, aber leichtfüßig, wie die egyptiſchen Almehen, und gelenkig und anmuthig, wie die immer tanzenden Bajaderen. Man macht ihnen den Vorwurf, ſehr leichtfertig zu ſein, was ſie jedoch unter der Maske der Sittlichkeit vortrefflich zu verbergen wiſſen, und ſollte dieſes Urtheil dennoch treffend ſein, ſo

mögen ſie ſich mit dem Worte La Rochefoucauld's tröſten, daß „einer der kleinſten Fehler einer leichtſinnigen Frau der Leichtſinn iſt."

Als wir bei dem Gefängniſſe vorbeiritten, erzählte mir Paſtor Bowman, der obenerwähnte Seelſorger, daß in demſelben 800 Verbrecher, und zwar auf Lebenszeit gefangen ſäßen. Das Haus war in erbärmlichem Zuſtande und erſchien mir, wegen ſeiner ſchlecht gewählten Lage und der aus lauter Eingeborenen beſtehenden Bewachung, ſogar gefährlich für die Sicherheit des Ortes. Mein Gefährte theilte aber keineswegs meine Meinung und wollte mich davon überzeugen, daß das Gebäude ſeinem Zwecke vollkommen entſpräche. Ich ſetzte dieſen unnützen Wortkampf nicht weiter fort, aber ſchon am folgenden Tage wurde uns ein thatſächlicher Beweis für die Richtigkeit meiner Anſicht geliefert.

Ein Haufe Sipoys hatte ſich in die Stadt geſchlichen, die Wachen am Gefängniſſe ermordet, die Thüren erbrochen und alle Gefangenen befreit. Ueberall war nun Angſt und Unruhe. Das Militair rückte aus, um die Ordnung wieder herzuſtellen, und ich eilte mit einigen bewaffneten Matroſen zum Oberrichter, welcher ſchon von dem Vorgefallenen in Kenntniß geſetzt und in Amtsgeſchäften ausgegangen war. Ich traf jedoch ſeine Gemahlin und einige andere Damen, welche in der größten Aufregung und Beſorgniß und auf keine Weiſe zu beruhigen waren. Es dauerte lange, ehe ich den eigentlichen Grund dieſer Verzweiflung errieth; — ſie war durch das Ausbleiben der Kinder veranlaßt, die vergebens geſucht wurden. Die arme geängſtigte Mutter war außer ſich und wollte ſich lieber unter den Trümmern ihres Hauſes begraben laſſen, als ſich aus demſelben entfernen. Ich überlegte, was zu thun ſei, und feſt überzeugt, daß die blutdürſtigen Rebellen, ſobald ich das Haus verlaſſen hatte, in dasſelbe dringen und es zerſtören würden, beſchloß ich, die Damen mit Gewalt wegzuführen. Da erſchien die Wärterin der Kinder, zwar ohne die Vermißten, aber mit dem Troſte, daß ſie dieſelben, bei der erſten Nachricht von dem Aufſtande, ſofort in die Feſtung gebracht habe, wo ſie in vollkomme-

ner Sicherheit ſeien. Die treue Hindu hatte das Leben der Kinder mit Gefahr des eigenen gerettet; und nun kannten die Freude und Dankbarkeit der Mutter keine Grenzen. Wir geleiteten ſie nach dem Orte, an welchem ſie ihre Lieblinge wiederfand, die ſie mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit an das Herz ſchloß, zugleich weinend und lächelnd, wie eine Frühlingswolke.

In der Nacht wurden die Poſten verdoppelt und Patrouillen rings um die Feſtung gemacht, in die alle werthvollen Gegenſtände und Papiere gebracht worden waren und in welcher auch die meiſten engliſchen Familien Zuflucht geſucht hatten. Es ließ ſich jedoch kein Feind mehr blicken, da die Gefangenen und die Sipoys die Stadt verlaſſen und ſich in die Wälder zurückgezogen hatten.

In der erſten Nacht herrſchte in der Feſtung eine wahre babyloniſche Verwirrung, beſonders in dem Zimmer der Damen, welche theils auf Bänken, theils auf dem Fußboden lagen und die weinenden Kinder zu beruhigen ſuchten. Erſt am dritten Tage kehrten die Familien in ihre Wohnungen und damit die Ruhe in die Feſtung zurück, und auch ich wollte mich nun wieder auf die Reiſe machen, woran ich jedoch von meinen Kameraden und Vorgeſetzten wegen der Unſicherheit des Weges gehindert wurde.

Ich hatte daher hinreichende Zeit zu mehreren intereſſanten Ausflügen, zu denen auch ein Beſuch der dicht vor der Stadt gelegenen Tempel der Hindu gehörte, die wir ohne beſondere Erlaubniß der Braminen nicht betreten durften. Die inneren Räume dieſer Tempel waren mit Heiligen-Bildern und Gefäßen überladen, welche durch kleine Lampen beleuchtet wurden. In einem derſelben wurde eben Gottesdienſt gehalten, und wir bemerkten deutlich, daß unſere Anweſenheit den Braminen nicht behagte; — ſie muſterten uns mit mißtrauiſchen, gehäſſigen Blicken, als wollten ſie fragen: Warum kommt Ihr hierher und erzürnt unſere Götter und verunreinigt unſere heiligen Räume durch Euere Anweſenheit? Ein ganz junger Bramine, von wenig angenehmem Aeußeren, hatte ſich ſogleich zu uns geſellt und folgte allen unſe-

ren Bewegungen mit den Augen. Sobald er unſerer anſichtig geworden war, hatte er die rechte Hand in die Falten ſeines Amtskleides geſteckt, wo er ſie ließ, ſo lange unſere Anweſenheit im Tempel dauerte. Als wir fortgingen, begleitete er uns bis an die Thür und erwiderte zwar unſeren Abſchiedsgruß, als jedoch ein Luftzug ſein Gewand ein wenig auseinanderſchlug, gewahrte ich deutlich, daß Daumen und Zeigefinger den Griff eines Dolches oder Opfermeſſers gefaßt hatten. Es lag alſo klar am Tage, daß er mit dem Gedanken umgegangen war, uns ſeinen Göttern und ſeiner Rache zu opfern, wenn wir es unterlaſſen hätten, die Heiligkeit der Gebräuche und Ceremonien zu achten.

Zu den Erinnerungen, die mir von dieſem Orte geblieben ſind, gehört ein Baum, der vielleicht der größte der Welt und wegen ſeines rieſigen Umfanges allgemein bekannt iſt. Er gehört zum Geſchlechte der Bananen und hat die Eigenthümlichkeit, daß die Zweige nach unten wachſen, Wurzeln in der Erde ſchlagen und wieder aufſchießen, wodurch eine Menge in einander laufender Gänge gebildet werden. Der Stamm iſt von ungeheuerer Stärke, und die kreisförmige Fläche, welche dieſe Wurzeln einnehmen, hat, ohne Uebertreibung, einen Durchmeſſer von über 70 Ellen. Die erwähnten Gänge ſind ein wahres Labyrinth, in dem man ſich leicht verirren, und von welchem man ſich unmöglich einen Begriff machen kann, ohne es ſelbſt geſehen zu haben. Der Baum macht übrigens den großartigen Eindruck eben ſo ſehr durch ſeine ebenmäßigen Verhältniſſe, durch ſeine biegſamen Zweige und ſaftigen Blätter, als durch ſeine gewaltige Größe und Stärke.

Nach unglaublichen Anſtrengungen gelang es unſeren Patrouillen, einige der Entſprungenen wieder einzufangen. Einer derſelben, der als Raubmörder und Mordbrenner auf friſcher That ergriffen worden war, fiel durch ſeine Geſichtsbildung auf, in welcher alle Laſter des Abgrundes ausgeprägt waren. Er ließ die an ihn gerichteten Fragen unbeachtet und blieb ſtumm wie eine Sphinx und geheimnißvoll wie eine Hieroglyphe. Aber Der, welcher den Flügelſchlag des In-

ſects und den Pulsſchlag der im Sonnenlichte tanzenden Mücke vernimmt, wird auch die Mißklänge in dieſer Menſchenſeele nicht überhört haben.

Der bei Lukhnau verwundete Capitain des Marineregimentes befand ſich ebenfalls in Gayah. Er war von ſeiner Wunde geneſen, litt aber wiederholt am climatiſchen Fieber, dem er auch während meiner Anweſenheit erlag. Wir verloren in ihm einen Kameraden, welcher von uns allen ebenſo geſchätzt als geliebt war; muthig wie ein Löwe, unſchuldig wie ein Kind, von ſelbſtſtändigem Charakter und großem Ehrgefühl, hatte er alle Anſprüche auf die Achtung und Freundſchaft ſeiner Waffenbrüder.

Nun hielt es mich aber nicht länger in Gayah; ich ſehnte mich nach meinem Corps und beſtellte trotz aller Einwendungen meiner Freunde den Palankin. Nach einem gemeinſchaftlichen Abſchiedseſſen dankte ich meinen Wirthen für alle Freundſchaft und trat um 10 Uhr Abends die Reiſe an. Der Himmel war bedeckt, der Donner rollte in der Ferne, und als ich in den Palankin ſtieg, fiel ein ſolcher Platzregen, daß ich ganz durchnäßt war, noch ehe der Zug ſich in Bewegung ſetzte.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Rückreise nach Schiraghoti und Abenteuer unterwegs. — Meuterei unter den Gefangenen. — Urtheil und Strafe. — Ein Radschah besucht das Lager. — Pracht und Armuth, Müßiggang und Fleiß. — Ein erfreuliches Telegramm. — Jagd auf Sipoys. — Hinrichtung. — Sir William Peel's Nachfolger. — Die Besatzung in Gayah erhält den Befehl, nach Calcutta abzugehen. — Wir verlassen Schiraghoti.

Ich hatte, wie gesagt, nicht auf die wohlgemeinten Vorstellungen meiner Freunde hören wollen und reiste ab, obgleich es regnete, als ob alle Schleusen des Himmels geöffnet wären. Die dunkle Nacht wurde durch unaufhörliche Blitze erleuchtet und die Donnerschläge folgten so rasch aufeinander, daß ihr dumpfes Rollen kaum unterbrochen wurde. Die Hitze war ebenso drückend, wie am Tage.

Man versäumte nie, die europäischen Truppen während der heißen Jahres- und während der Regenzeit in ordentliche Häuser einzuquartieren, da sie außerdem den Einwirkungen des ungesunden Climas nicht zu widerstehen vermocht hätten. Die Eingeborenen hingegen leiden mehr durch die Feuchtigkeit, als durch die Wärme, und die Regenzeit ist ihnen deshalb am lästigsten.

Die schaukelnde Bewegung, die drückende Hitze und das eintönige Gesumme der Träger wiegten mich bald in den Schlaf. Ich hatte die Thüren und Jalousien halb geöffnet, um die schwüle Luft dadurch etwas zu erfrischen. — Wie lange ich geschlafen hatte, weiß ich nicht, aber plötzlich fühlte ich, wie der Palankin heftig niedergesetzt wurde und die Träger ein klägliches Geschrei ausstießen, worauf Alles verstummte. Rasch fuhr ich mit dem Kopfe durch die Thür und fand, daß die Schelme sich aus dem Staube gemacht hatten. Ich wollte ihnen nachsetzen, da ich nicht anders glauben konnte, als daß sie den Feind in der Nähe spürten, und war im Begriffe, mich aus dem Tragsessel

zu ſtürzen, als ich plötzlich meinen Entſchluß änderte, haſtig die Thür zuſchlug, meinen Revolver ſpannte und mich auf einen Kampf auf Leben und Tod vorbereitete.

Und welch' ein Feind war es denn, der mich zu ſo großer Vorſicht veranlaßte? — Eine Rieſenſchlange, die ich einige Schritte von mir erblickte und die im Regen auf der Landſtraße ſpazieren ging. Mein erſter Gedanke war, ihr entgegen zu gehen und meine ſechs Schüſſe zum Gruße zu ſenden. Ich hielt es jedoch für richtiger, ſie zu erwarten, und ſah nun durch die Vorhänge meines Käfigs, daß ſie ſich dem Palankin nahte und in mehreren Ringen um denſelben ſchlang, als ob ſie einen Raub wittere.

Nachdem ich eine Viertelſtunde in dieſer höchſt unangenehmen Lage zugebracht hatte, bald meine feigen Träger verwünſchte, bald den Feind anzugreifen beſchloß, hörte ich meine Diener zurückkommen und entdeckte, daß ſich die Schlange entfernt habe. Nun legten die Schelme Hände und Füße zuſammen, um meine Gnade wiederzugewinnen, und erzählten, daß dieſe Thiere zu den kühnſten und giftigſten gehörten und großen Geſchmack an Menſchenfleiſch fänden. Ich dankte Gott, daß ich der Gefahr entronnen und weder von dem ſcheußlichen Gewürme verſchluckt, noch von den umherſchwärmenden Rebellen zerriſſen war.

Ich befahl meinen Leuten, die Reiſe fortzuſetzen, obgleich die Sonne ſchon ziemlich hoch ſtand und die Hitze fühlbar wurde. Dieſe Palankinträger haben harte Schwielen auf den Schultern und ihre Beinmuskeln ſind im Vergleiche zu Bruſt und Armen ungewöhnlich ſtark ausgebildet. — Wir waren kaum einige tauſend Ellen vorwärts gekommen, als ich in der Ferne einen Trupp Sipoys erblickte; auch der Anführer meiner Leute hatte dieſelben bemerkt und rief mir kläglich zu: „Capitain Sahib! Sipoy will Maſter tödten!" — Ich ſah, daß das Umkehren hier nichts nütze, und commandirte: „Vorwärts!" als auch die anderen Träger mit der Bitte erſchienen, nicht weiter vorzugehen. Ich verſuchte, den Burſchen Muth einzuſprechen, und theilte einige Verhaltungsbefehle aus, als ich zu meinem großen Erſtaunen

ſah, daß der feindliche Trupp einen Seitenweg einſchlug und unſeren Augen entſchwand. Dies konnte ich mir um ſo weniger erklären, da es gar nichts Seltenes war, daß die Officiere von den Einwohnern des Landes oder von umherſtreifenden Sipoys ermordet wurden, weshalb es uns ſtreng verboten war, uns allein von den Stationen u. ſ. w. zu entfernen.

Wir hatten auf der Rückreiſe von Gayah einen anderen Weg eingeſchlagen, als den, auf welchem wir gekommen waren, da dieſer infolge des Regens nicht zu benutzen war. Als ich wohlbehalten in Schiraghoti ankam, wurde ich mit Staunen empfangen und als ein verloren gegebener und wiedergefundener Bruder begrüßt.

Am Tage vor meiner Rückkehr hatte Lieutenant Young den Befehl erhalten, den in Gayah befreiten Gefangenen nachzuſetzen und ſie wo möglich einzufangen. Es gelang uns wirklich, ihrer 26 habhaft zu werden, welche wegen ihrer ſchweren Feſſeln nicht raſch genug hatten vorwärts kommen können. Dieſe Miſſethäter gehörten zu einem Transport, welcher an demſelben Tage, als das Gefängniß in Gayah geſtürmt wurde, mit Bewachung von dort nach Schiraghoti abgeführt worden war. Unterwegs wurde der ſie begleitende Polizeibeamte erſchoſſen, indem einer der Verbrecher das Gewehr eines beſtochenen Soldaten ergriff und dem gehaßten Beamten eine Kugel von hinten durch den Kopf jagte. Es zeigte ſich überhaupt, daß es den Gefangenen gelungen war, einen nicht unbedeutenden Theil der Bedeckung zu beſtechen. Unſere Matroſen mußten, außer dem gewöhnlichen Dienſte, auch noch zur Bewachung des Gefängniſſes beitragen, deſſen Bewohner in den letzten Tagen durch die eingefangenen Verbrecher bedeutend vermehrt worden waren. Mit letzteren wurde jedoch kurzer Proceß gemacht; man verurtheilte ſie zum Stricke und ließ das Urtheil ſofort vollziehen.

Bei der Vollſtreckung deſſelben wurden die Miſſethäter in zwei Glieder aufgeſtellt und nach den außerhalb der Stadt errichteten Galgen abgeführt. Zu beiden Seiten ging eine Reihe Matroſen mit gezo-

genem Säbel; ein Vor- und Nachtrab hatte den Weg frei und die Neugierigen in gehöriger Entfernung zu halten. Dieſe Detachements waren mit ſcharf geladenen Gewehren und aufgeſtecktem Bajonnet bewaffnet.

Obgleich die Verurtheilten wußten, daß nichts mehr für ſie zu hoffen ſei, ſchritten ſie doch, von Zeit zu Zeit einen verächtlichen Blick auf ihre Bewachung werfend, mit ſtolzer Haltung einher. Ihre Hände waren nicht gefeſſelt, obgleich wir dies wiederholt bei der anweſenden Magiſtratsperſon beantragt hatten. Wir erhielten nur ausweichende Antworten, da der Mann meinte, die Furcht vor dem Tode mache die Leute fromm wie die Lämmer. Dieſe Anſicht konnten wir Officiere nicht theilen und gaben unſeren Matroſen heimlich die Weiſung, auf ihrer Hut und bereit zu ſein, Gewalt gegen Gewalt zu brauchen.

Wir hatten ungefähr den halben Weg nach dem Richtplatze zurückgelegt, als ſich in den letzten Reihen eine Bewegung kundgab, welche von Mann zu Mann lief und den Anſchein hatte, als ob mit Blitzes Schnelle etwas von einer Hand in die andere geſteckt wurde. Wir erkannten ſogleich, daß Verrätherei im Spiele ſei, und gaben den Matroſen einen Wink, ſich zur Gegenwehr bereit zu halten. Nach einigen Augenblicken brach der Sturm los. Die Gefangenen warfen ſich wie die Panther auf ihre Bewachung, welche kaltblütig einen Schritt zurücktrat, um den Säbel beſſer führen zu können. Der Kampf war wild, aber kurz. Die Hindu wurden zu Boden geworfen und mit verſtümmelten Gliedern, zerfleiſcht und zerſchlagen, halbtodt nach dem Richtplatze geſchleppt, wo ihnen raſch die Schlinge um den Hals gelegt und zugezogen wurde.

Mancher meiner Leſer dürfte dieſes Verfahren ebenſo roh als grauſam finden, und ich würde ihm nur beipflichten. Die obwaltenden Verhältniſſe zwangen uns aber, entſchloſſen und raſch zu handeln, wenn wir nicht ſelbſt von Denen in die andere Welt geſchickt werden wollten, die nichts mehr wünſchten, als das Amt des Henkers an uns zu verrichten. Ich ſage dies nur, um unſere Handlungsweiſe während

dieſes Krieges zu rechtfertigen. Man darf hierbei nicht vergeſſen, daß wir weder Truppen, noch Gefängniſſe genug hatten, um die Gefangenen zu bewachen, und oftmals reichte eine zur rechten Zeit angewandte kräftige Maßregel hin, deren mehrere unnöthig zu machen.

Ich zweifle nicht daran, daß der Tag kommen wird, an welchem die britiſchen Behörden ihren eigenen Vortheil darin erblicken, ihre Regierungsweiſe zu ändern. Die jetzt beſtehende kann weder Achtung noch Vertrauen einflößen. Bis jetzt haben die Engländer Indien beſonders durch Gewaltmittel von außen zu unterwerfen geſucht; es iſt aber an der Zeit, die Verbeſſerungen von innen zu beginnen und den Sattel dem Rücken anzupaſſen, der ihn tragen ſoll. Es verhält ſich mit einem unterjochten Volke, wie mit einer Springfeder, die, je mehr man ſie biegt, deſto mehr Kraft in dem Streben entwickelt, ihre vorige Geſtalt wieder anzunehmen.

Es heißt in England, daß die Flamme des Aufruhres gelöſcht ſei. — Gelöſcht? — Nein, ſie iſt nur gedämpft und glimmt noch immer unter der Aſche fort! Ein Blutstropfen, eine Thräne, die der Unterdrücker ungerechter Weiſe auspreßt, kann wie Oel auf den Funken fallen und die Flammen zu einer ſo hoch auflodernden Gluth anfachen, daß keine Gewalt ſie zu bezwingen vermag. Denn das Volk, welches ſich damals noch ſeiner Kräfte nicht bewußt war, hat jetzt eine Schule durchgemacht, um ſowohl dieſe, als alle übrigen Hülfsmittel ſchätzen und in Anwendung bringen zu lernen. Die Hindu haben in dieſem Kriege, trotz ihrer Niederlage, am meiſten gewonnen, denn — ſie haben ſich ſelbſt erkannt, — und wenn ein Volk zu dieſem Bewußtſein gekommen iſt, hat es zum großen Theile ſchon ſeine Selbſtſtändigkeit verkündet.

Lieutenant Young und ich pflegten oft früh Morgens auf die Jagd zu gehen. Die nahegelegenen Waldungen wimmelten von Rehen, Haſen und einer Menge anderer, mir gänzlich unbekannter Thiere; das ſchnellfüßige Wild entging aber gewöhnlich unſerem Blei, da wir beide des edlen Waidwerkes unkundig waren. Das Angenehmſte auf dieſen

Wanderungen für mich war, den Aufgang der Sonne zu bewundern, wenn ſie ihr Flammenauge über eine Welt voll Poeſie und Schönheit aufſchlug.

Als ich eines Tages von der Jagd zurückkehrte, bemerkte ich eine ungewöhnliche Lebendigkeit im Lager. Ein in der Nähe wohnender Radſchah, welcher den Engländern während des Krieges wichtige Dienſte geleiſtet und dafür das Verſprechen einer bedeutenden Jahresrente erhalten hatte, war nach Schiraghoti gekommen, um den ſtädtiſchen Behörden ſeinen Dank abzuſtatten. Er ſaß in einem vierſitzigen Wagen von engliſcher Bauart, der von zwei großen Vollblut-Pferden gezogen wurde. Vier Bediente in weißer Livree ſaßen oben auf dem Fuhrwerke, welches von einer berittenen Bedeckung in verſchiedenen, aber glänzenden Uniformen begleitet war. Dem Zuge voran ſchritt ein Muſikcorps unter der Anführung zweier Männer mit Turban und koſtbaren Schärpen und langen ſilbernen Stäben in den Händen; dieſelben verſahen zugleich das Amt der Herolde und verkündeten mit lauter Stimme den Namen und die Titel ihres Herrn.

Von Neugierde getrieben, ſchloß ich mich dem wogenden Menſchenknäuel an, welcher das Haus, in dem er abgeſtiegen war, belagerte, um ſeiner anſichtig zu werden. Er ließ nicht lange auf ſich warten. Von ſeiner Leibwache umgeben, trat er unter die Menge, deren Ehrenbezeigungen er mit ſichtlicher Befriedigung entgegen nahm, und erwiderte die Grüße auf die verbindlichſte Weiſe. Ich kann es mir nicht verſagen, eine kurze Beſchreibung ſeiner reichen Kleidung einzuſchalten, um meinen Leſern einen Begriff von der Prachtliebe der indiſchen Großen zu geben, beſonders wenn ſie dieſelbe in ihrer ganzen Ueppigkeit entfalten wollen. Kleider und Waffen ſtrahlten von Goldſtickereien und Edelſteinen. An ſeinem rechten Arme trug er ein Armband von ungewöhnlicher Breite, welches mit Rubinen, Smaragden und Diamanten verziert war, vom Ellbogen bis zum Handgelenke reichte und auf 3 Lac Rupien oder 600,000 Thaler ſchwed. geſchätzt wurde. Um Hals und Bruſt hingen ſchwere goldene Ketten und vorn

am Turban ſaß eine Schnalle von Saphiren und Juwelen, in die eine Reiherfeder geſteckt war, gehalten von einer Agraffe ächter Perlen, von der Größe der Taubeneier. Mitten auf der Bruſt hing eine goldene Platte in Form einer Sonne, mit Strahlen von Diamanten. In der Schärpe — ein Gewebe aus Gold- und Silberfäden — welche er mehrere Male um die Hüften geſchlungen hatte, ſtaken einige Piſtolen und ein Dolch, die am Griffe mit blauem Email und getriebener Silberarbeit verziert waren. Die Füße, ungewöhnlich klein, wie auch die Hände, waren mit Pantoffeln von Purpurſammet, geſtickt mit goldenen Flittern, bekleidet. An den Fingern blitzten die koſtbarſten Ringe. — Der Radſchah erreichte ſeinen Zweck: er feſſelte und blendete unſere Augen, und man ſah an ſeinem triumphirenden Lächeln, daß es ihm zur Freude gereichte.

Eines Tages ging die Nachricht ein, daß ein Detachement von 300 Mann, welches von einem jungen, unerfahrenen Officiere befehligt wurde, ſeine Stellung verlaſſen habe, um einen ſehr überlegenen Feind in der Nähe von Agra anzugreifen. Es wurde geſchlagen und mußte ſich zurückziehen, nachdem der Commandant und alle anderen Officiere getödtet worden waren. Ein muthiger, entſchloſſener Arzt, welcher der Abtheilung gefolgt war, ſammelte die Mannſchaft und ließ ſie Quarré formiren, das aber von der feindlichen Cavalerie geſprengt wurde. Dies war mitten am Tage, in der glühenden Sonnenhitze geſchehen, in der die Soldaten wie die Fliegen umfielen. Von den 300 Mann, welche ausgerückt waren, kehrten nur 60 zurück; die meiſten waren vor Hitze und Ermattung umgekommen.

Je weiter wir nach Süden zogen, deſto mehr nahm die Anzahl der Bettler und Krüppel zu. Man hat die Bettelei dort förmlich zum Erwerbszweige gemacht. In Schiraghoti konnte man kaum 50 Schritte gehen, ohne dieſen entſtellten, nackten Menſchen zu begegnen, welche ihren „Tribut“ mit Bitten oder Trotz „einzucaſſiren“ wußten. Ich habe nirgend ſo verſchlagene, hinterliſtige Angehörige dieſer Claſſe gefunden, als in dieſer Stadt. Sie wußten ihre einſtudirte Rolle mit

ergreifender Wahrheit zu spielen und veranschaulichten ihre unsäglichen Leiden auf eine Weise, die das härteste Herz hätte zum Erbarmen bewegen müssen. Erst nachdem ich lange Zeit meine Almosen gutmüthig unter die Elenden ausgestreut hatte, erfuhr ich, daß sie sich selbst zu verstümmeln pflegten, um das Mitleid der Europäer zu erregen und sich von den schweren Arbeiten frei zu machen, zu denen sie, der niedrigsten Kaste angehörend, gezwungen waren.

Von einer ganz anderen Seite lernte man den Volkscharakter bei vorkommenden Bauten kennen. Da kamen die Eingeborenen in ganzen Schaaren herbeigezogen und baten, als Handlanger angestellt zu werden. Sie zeigten bei dieser Arbeit eine bewundernswerthe Ausdauer, obgleich das Ganze nicht eben rasch von statten ging, da ihre Kräfte nicht dem guten Willen entsprachen. Nach beendetem Tagewerke versammelten sich die Männer und Frauen, setzten sich in einen Kreis, wobei die Knie in gleicher Höhe mit dem Munde standen, und empfingen in dieser Stellung ihren Tagelohn, und nur der Anblick der klingenden Scheidemünze vermochte für einen Augenblick den Ausdruck der Freude auf diesen geistlosen, finsteren Gesichtern hervorzurufen.

An einem der folgenden Tage erhielten wir ein Telegramm aus Calcutta, welches uns unmittelbar von der Admiralität in London die Mittheilung brachte, daß allen hier diensthuenden Officieren der Flotte durch die besondere Gnade Ihrer Majestät der Königin ein höherer Grad in der Rangordnung verliehen sei; der Commander Vaughan, welcher erst vor kurzem befördert worden war, erhielt die Zusage, sobald er die vorgeschriebene Dienstzeit als solcher beendet habe, zum Post-Capitain ernannt zu werden; alle anderen Lieutenants rückten zu Commanders und die Mates zu Lieutenants auf. Einige wenige Ausnahmen fanden mit solchen Officieren statt, die nicht im Range steigen konnten. Bei mir konnte dies natürlich nicht in Frage kommen; es war genug, daß mir während des Krieges der Posten eines Batteriecommandanten anvertraut worden war, auf welchem ich gleich einem Capitain des Ingenieurcorps besoldet wurde und,

außer der Feldzulage und Entschädigung für Lastthiere u. s. w., monatlich 45 Pfd. St. erhielt.

Wir sandten einen Courier mit dieser Freudenbotschaft nach Gayah, richteten es aber so ein, daß derselbe zur Nachtzeit daselbst ankam. — So wenig Werth der Engländer sonst auf Titel und Ordensband legt, so machte diese Anerkennung der geleisteten Dienste von Seiten des Vaterlandes dennoch einen sehr angenehmen Eindruck auf das ganze Corps.

Je mehr der Krieg sich seinem Ende nahte und der Feldzug beendet schien, desto größer wurde unsere Sehnsucht, an Bord des Shannon zurückzukehren und uns von den Wogen schaukeln zu lassen. — Wir hatten den Befehl bekommen, das Bungalow und die Scheuern zu räumen und ein Lager dicht vor der Stadt zu beziehen. Während wir mit diesem Umzuge beschäftigt waren, wurde ich von der städtischen Behörde aufgefordert, mich zu einer Jagd auf Sipoys bereit zu machen, welche sich, nach eingelaufenem Berichte, in einem 7 bis 8 engl. Meilen von hier gelegenen Dorfe festgesetzt hatten und als Wegelagerer raubten und mordeten. Eine gemißhandelte Frau hatte die Nachricht gebracht.

Nach wenigen Stunden befand ich mich auf dem Wege. Die Landstraße war durch den Regen in einen Sumpf verwandelt worden und das Wasser stieg uns bisweilen bis über die Lenden. Der unerschrockene und immer nach kriegerischen Abenteuern dürstende Young hatte sich meiner Compagnie angeschlossen. Das Dorf lag in einer weitgedehnten Ebene, an der einen Seite von einem herrlichen Bananenwalde umgeben, an der anderen von einer Zuckerrohrpflanzung eingeschlossen, in welcher das Rohr etwa 1¼ Elle hoch war. Sobald wir den Ort in der Ferne erblickten, mußte die Mannschaft Kette bilden, das Dorf umzingeln und in dieser Ordnung vorsichtig und geräuschlos vorrücken, bis sie im Sturmschritt in dasselbe hineinstürzen konnte. Die sonst wegen ihrer Wachsamkeit bekannten Eingeborenen hatten nichts von dem unerwarteten Besuche bemerkt, bis derselbe vor ihnen

ſtand, und geriethen in eine ſo beiſpielloſe Verwirrung, daß ſie ſich ohne Widerſtand ergaben. Wer ſich heimlich davon ſchleichen wollte, wurde gefaßt und zurückgeführt, und Alle, die wir für Sipoys hielten, feſtgenommen und bewacht. Bei einem ſofort angeſtellten Verhöre leugneten natürlich Alle, Sipoys zu ſein oder mit ihnen in Verbindung zu ſtehen, weshalb wir den Häuptling durch Drohungen dazu zwingen mußten, die Schuldigen anzugeben. Ich bemerkte unter den Dorfbewohnern einen Mann, welcher ſich durch ſeine ſtattliche Figur und ſein finſteres, verſchlagenes Ausſehen auszeichnete. Als ich befahl, denſelben vorzuführen, ſtürzte ein Weib, wie eine wüthende Hyäne, mit Heulen und Kratzen auf mich los und betheuerte, daß ihr Mann kein Sipoy und ſo unſchuldig ſei, wie das Kind, welches an ihrer Bruſt hing. Es lag ſo viel tiefer Schmerz, ſo große Verzweiflung in ihren Zügen, daß ich mich bewegen ließ, ihrem Manne die Freiheit zu ſchenken, und kein Maler wäre im Stande geweſen, den Blick der Dankbarkeit wieder zu geben, mit dem dieſes Weib mich belohnte.

Die Anzahl der Gefangenen belief ſich auf 100 Mann, von denen nach angeſtellten Unterſuchungen 60 freigelaſſen wurden. Auch der Häuptling mußte uns nach Schiraghoti begleiten, weil er verſäumt hatte, die Anweſenheit der Sipoys zu melden. Er entſchuldigte ſich damit, daß er es aus Sorge für Leben und Eigenthum nicht gewagt habe, und mußte ſein Vergehen dadurch abbüßen, daß er die Schuldigen angab.

Alle, die ich für Sipoys oder entſprungene Verbrecher angeſehen hatte, wurden von ihm als ſolche bezeichnet. Sie leugneten hartnäckig ihre Schuld und benahmen ſich während der gerichtlichen Unterſuchungen ungewöhnlich feig. Sobald aber das Todesurtheil geſprochen war, änderte ſich die Scene: ihre klägliche, weinerliche Stimme verwandelte ſich in ein wildes Grunzen und die eben noch ſo matten Augen flammten zornig auf und blitzten vor Wuth. Die wirklichen Sipoys gingen ihrem Schickſale mit großer Standhaftigkeit entgegen. — Am Abende des Tages, an dem die Strafe vollzogen wurde, waren die noch an

den Galgen hängenden Körper schon halb von den Raubvögeln verzehrt, während die hungrigen Schakals mit widrigem Geheule darunter hin- und herliefen.

Sowohl von Gayah als von Schîraghoti wurden häufige Krankenabtheilungen nach Calcutta geschickt, wo die Hospitäler und die Pflege der Kranken bedeutend besser waren. Unser Dienst war nach und nach zu dem der Polizeisoldaten herabgesunken, was uns Officieren keineswegs behagte und sehr dazu beitrug, unsere Sehnsucht, an Bord unseres Schiffes zurückzukehren, täglich zu steigern.

Als Nachfolger Sir William Peel's war ein Commander Martin zum Post-Capitain und Befehlshaber des Shannon ernannt worden war. Er traf gleich nach seiner Beförderung in Schîraghoti ein, um die Truppen zu besichtigen, und setzte dann in derselben Angelegenheit die Reise nach Gayah fort. Nach einigen Tagen erhielten die Abtheilungen in letztgenannter Stadt Befehl, sofort nach Calcutta abzugehen. Sie berührten auf dem Durchmarsche Schîraghoti, wo sie einige Stunden rasteten und von uns mit dem größten Jubel empfangen wurden.

Wir konnten unsere Kameraden übrigens nicht ohne Neid von hinnen ziehen sehen. Es kam mir vor, als ob sie aus langer, unerträglicher Gefangenschaft erlöst wären und den Segnungen der Freiheit mit freudestrahlendem Antlitz entgegen gingen, während wir verurtheilt waren, unsere Ketten noch länger mit uns herum zu schleppen; denn — aufrichtig gesagt — wir waren des Lebens in Indien satt und müde und fühlten deutlich, daß es unsere Gesundheit untergrub. Unser Durst nach Abenteuern war befriedigt, und was sonst noch in diesem heißen, ungesunden Lande zu gewinnen war, hatten wir erreicht. Was mich persönlich betrifft, so konnte der Krieg für mich nicht dasselbe Interesse haben, welches meine Waffenbrüder beseelte. Sie glaubten, sich für erlittenes Unrecht rächen zu müssen, — aber wenn man die Sache mit unparteiischen Augen ansieht, muß man bekennen, daß die Hindu,

natürlich mit Ausschluß der bewiesenen Grausamkeit, zu dem Versuche berechtigt waren, die englische Vormundschaft abzuschütteln.

Ich sah in dieser Volkserhebung eine Handlung erhabener Art, während die Engländer sie als ein niedriges Verbrechen verabscheuten; aber es ist nicht zu leugnen, daß die eigentliche Triebfeder zu diesem Aufstande bei den Meisten das höchste, reinste aller Gefühle war: die Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande!

Wir hatten nicht mit den Detachements von Gyah abziehen können, weil wir die Truppen erwarten mußten, die uns in Schiraghoti ablösen sollten. Diese waren beritten, d. h. sie saßen mit ihrem Gepäcke auf den Rücken der Kameele, und führten von diesem hohen Platze aus ihre Bewegungen mit ebenso viel Eifer als Schnelligkeit aus. Als der ersehnte Zug endlich erschien, begannen wir sogleich, uns zum Abmarsche zu rüsten, um nach einem Aufenthalte von mehreren Monaten, am 28. August, von Schiraghoti abzugehen, gerade an demselben Tage, an welchem wir vor einem Jahre den Bord des Shannon verlassen hatten.

Digitized by Google

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Die ſchwediſch-oſtindiſche Compagnie. — Betrachtungen über die Verhältniſſe der Hindu unter der Herrſchaft der Engländer. — Die Hindu während des Krieges. — Die Engländer während des Krieges. — Der engliſche Soldat. — Veränderungen in der Stellung des Militairs in Indien.

Ehe ich nun nach Calcutta und an Bord des Schiffes zurückkehre, welches mich von hinnen tragen ſollte, möchte ich den Eindruck näher beſchreiben, der mir von dem Lande und von dem Volke geblieben iſt, das ich nun auf Nimmerwiederſehen verließ. Ich will indeß zuerſt eine andere Erinnerung wach rufen, die noch immer im Gedächtniſſe der ſchwediſchen Seeleute fortlebt, nämlich die an Schwedens ehemalige Verbindungen mit dieſem Lande der Sagen und Wunder. —

Die Handelsverbindungen mit Indien, durch welche, bei den durch ſie eröffneten glänzenden Ausſichten auf Macht und Reichthum, ſchon das Intereſſe mehrerer Länder geweckt worden war, hatten auch in Schweden die Luſt erregt, ſich bei dieſen Geſchäftsunternehmungen zu betheiligen. Der Gedanke ſoll zuerſt dem unternehmenden Geiſte Guſtav Adolph's entſprungen ſein, obgleich die Ausführung dieſer Idee der Regierung vorbehalten war, welche nach dem Tode Carl's XII. mit ſo großem Eifer für die Erweiterung der einheimiſchen Induſtrie und für die Wohlfahrt des Landes wirkte. Beim Reichstage — ſo heißt es in der Geſchichte des oſtindiſchen Handels und der Handelsgeſellſchaft — fand dieſer Vorſchlag zahlreiche Gegner, und viele Derer, die ihn bekämpften, waren wirklich der Ueberzeugung, daß dieſer Handel dem Vaterlande mehr Schaden als Nutzen bringen würde. Der Antrag wurde nichtsdeſtoweniger angenommen und am 14. Juni 1731 der königliche Freibrief für eine oſtindiſche Compagnie ausgefertigt,

an deren Spitze der Handelscommiſſar H. König ſtand. Das erſte Schiff ging im Februar 1732 von Gothenburg ab, mit einem Director am Bord, welcher die Angelegenheiten in Ordnung bringen ſollte. Dieſer Director trug — merkwürdig genug — den Namen einer der hervorragendſten Perſönlichkeiten in dem von mir beſchriebenen Kriege; er hieß nämlich Sir Colin Campbell.

Unſere Verbindungen mit Oſtindien brachten anfangs recht glänzende Ergebniſſe. Die Geſchichte unſerer Beziehungen zu dieſem fruchtbaren Lande iſt ſo wenig bekannt, daß ich es nicht für überflüſſig halte, ſie hier in flüchtigen Zügen zu ſkizziren, wenn auch nur, um dem Leſer Gelegenheit zu geben, ſein Urtheil über den wilden Speculationsgeiſt, der dieſen Handelsunternehmungen zu Grunde lag, zu fällen. Das Schiff, welches nach Canton abgegangen war, kehrte 1733 im Auguſt zurück, und im folgenden Jahre wurden den Betheiligten die Zinſen zu 75 Procent in zwei Terminen ausbezahlt. Dieſer Erfolg ermunterte ſie, ihre Geſchäfte fortzuſetzen, obgleich ſie von mehreren Unfällen betroffen wurden, unter denen die Bemühungen der Engländer, ihren Handel zu ſtören, nicht der kleinſte war. Die Briten hatten eine an der Küſte von Coromandel, in Porto Novo, belegene ſchwediſche Factorei zerſtört und geplündert und alle Waaren weggeführt. Die ſchwediſche Compagnie erhielt freilich durch die Vermittelung ihrer Regierung einen Schadenerſatz von 45 Procent, wogegen aber ein Schiff, das 1733 ausgelaufen war, gezwungen wurde, ohne Ladung wieder umzukehren. Im Jahre 1746 war der erſte Geſchäftsvertrag abgelaufen. Es waren bis dahin 25 Schiffe ausgerüſtet worden und die Betheiligten hatten ihre Zinſen bisweilen auf 100 Procent berechnet. Die erſten Schiffe in dem Zeitraume des zweiten Vertrages gingen in demſelben Jahre ab, und die Geſchäfte wurden bis 1753 auf die gleiche Weiſe fortgeſetzt, d. h. für jedes Schiff wurde ein neuer Einſchuß gemacht und der Gewinn, welcher zwiſchen 30, 40 und 100 Procent ſchwankte, bei der Rückkehr vertheilt. In dieſen acht Jahren waren 14 Schiffe ausgerüſtet worden, von welchen keines verunglückte. Seit dem Entſtehen

der oſtindiſchen Compagnie, oder eigentlich, ſeitdem ſie ihren Handel mit einem feſten Capitale betrieb, waren alle ihre Geſchäftsangelegenheiten ein Geheimniß geblieben. Die Bücher und Rechnungsablagen wurden alle drei Jahre von Reviſoren durchgeſehen, welche, von den Actien-Inhabern erwählt, ſich durch einen feierlichen Eid zum Schweigen verpflichten mußten. Nachdem die Verwaltung der Direction und der angeſtellten Beamten von ihnen gebilligt und für gut befunden worden war, wurden alle Papiere verbrannt, damit ſie zu keinen weiteren Händeln Veranlaſſung geben konnten. Der dritte Vertrag erhielt ſeine Privilegien 1762 und dauerte 20 Jahre. Derſelbe hatte weniger gute Erfolge, aber während des Krieges, den die amerikaniſchen Freiſtaaten mit England führten (1780 bis 1784), trat die eigentliche Glanzperiode dieſes Handels ein. Die Compagnie hatte im Allgemeinen viel Glück mit ihren Schiffen gehabt, da von den 39 Fahrzeugen, welche in der ganzen Zeit ausgerüſtet worden waren, nicht ein einziges erheblichen Schaden erlitten hatte.

Aber gleichwie die ſchwediſch-oſtindiſche Compagnie nach und nach im Anſehen ſank, wird auch die britiſche Macht in Indien mehr und mehr ſinken, ja man kann mit ziemlicher Gewißheit behaupten, daß ihre goldenen Tage bereits vorüber ſind. Der Grund dieſes wahrſcheinlichen Ausganges iſt derſelbe, welcher der engliſchen Herrſchaft in Nordamerika ein Ende machte — derſelbe, welcher es, dem Himmel ſei Dank! zu allen Zeiten verhindern wird, daß das eigenthümliche Weſen eines Volkes unter dem Joche eines anderen für immer erſtickt und gemordet werde. Die Engländer geſtehen ſelbſt, daß der materielle Nutzen der indiſchen Colonien nunmehr ein ſehr geringer iſt, inſoweit dieſelben keine unmittelbaren Staatseinkünfte mehr eintragen; und dennoch glaube ich, daß England keine Großmacht erſten Ranges bleiben könnte, wenn es die Herrſchaft über den oſtindiſchen Handel aus den Händen gäbe. Dies Bewußtſein war es auch, was England zu den großen Opfern vermochte, welche zur Dämpfung des Aufſtandes in Indien erforderlich waren. Nach meiner Anſicht iſt es ein Glück für Indien, daß ſeine Erhebung

bekämpft wurde und das Land noch eine Zeit lang unter europäiſcher Botmäßigkeit ſtehen muß, da das Volk noch keineswegs reif zur Selbſtregierung erſcheint, obſchon es ebenſo wünſchenswerth als gewiß iſt, daß es dieſe Stufe erreichen wird. — Jedenfalls iſt die engliſche Regierung viel milder, als z. B. die holländiſche in den indiſchen Colonien, welche der Bildung und Aufklärung der Bevölkerung auf alle Weiſe entgegenarbeitet.

Es bedurfte keiner beſonderen Beobachtungsgabe, um bei unſeren Abzuge von Schiraghoti eine gewiſſe Befriedigung in den Mienen der Bewohner wahrzunehmen, obgleich ſie uns in allen unſeren Vorhaben unterſtützt hatten und deshalb bei ihren Landsleuten in keinem vortheilhaften Lichte ſtehen mochten. Ich habe jedoch alle Urſache, zu glauben, daß ihre Zuneigung für die engliſche Regierung ſehr oberflächlicher Natur war, da ſie keine günſtige Gelegenheit unbenutzt ließen, ſich mit den Aufſtändiſchen in Verbindung zu ſetzen — wohlverſtanden, wenn ſich dies bewerkſtelligen ließ, ohne unſere Aufmerkſamkeit oder unſer Mißtrauen zu wecken.

Die Engländer wurden bei mehr als einer Gelegenheit von den Hindu über ihre wahre Geſinnung getäuſcht, und beſonders bei ſolchen, wo es ſich mit der Bequemlichkeit der erſteren vertrug, eine gute Meinung von den letzteren zu haben. Wenn die Gefangenen z. B. der engliſchen Rachſucht geopfert wurden, ſo waren die Eingeborenen viel bereitwilliger, das Amt der Büttel zu verwalten, als unſere Matroſen und Soldaten, worin nun die Engländer glänzende Proben ihrer Treue zu erblicken glaubten, während ich nur einen Beweis darin ſah, daß ſie ihre Ohnmacht fühlten und nur deshalb den ungewöhnlichen Dienſteifer an den Tag legten, um nicht ſelbſt das Schickſal der Opfer zu theilen. — Was unſere Diener betrifft, ſo hatten ſie hinreichende Gründe, uns treu zu ſein, da wir ſie am beſten bezahlten. Ich habe ihrer Zuverläßigkeit und treuen Sorgfalt das glänzendſte Zeugniß gegeben, was mich

aber durchaus nicht verhindert zu glauben, daß sie die wärmste Zuneigung für das Land ihrer Väter hegten und uns am liebsten in das Pfefferland gewünscht hätten.

Der letzte Krieg ist für beide Parteien lehrreich gewesen; er hat beiden gezeigt, was es an der Zeit ist: den Briten, wie sehr sie sich in ihrem Plane geirrt haben, ein tausendjähriges Reich auf eine nur angemaßte Herrschaft bauen zu wollen; den Hindu, was sie bei einer abermaligen Erhebung zu beobachten haben und diesmal aus mangelnder Kenntniß der englischen Macht und der eigenen vielseitigen Hülfsmittel außer Acht ließen. Wenn sie einmal diese nie versiegenden Hülfsquellen schätzen gelernt haben, werden sie alle Gewissenszweifel ersticken und sich ihrer eigentlichen bürgerlichen Pflichten klarer bewußt werden. Die höchste Idee im Staate ist das Vaterland, als Bedingung für die Verwirklichung aller anderen Ideen gedacht. Und diese Verwirklichung liegt dem Volke ob, dessen Interesse nicht etwa durch die Aussicht auf die eigenen Vortheile geweckt wird, — da die Liebe zum Vaterlande sich gerade dann am stärksten zeigt, wenn dasselbe von Noth und Unglück betroffen ist, also kein Sonder-Interesse in Frage kommen kann, — sondern durch die Erkenntniß, daß das Vaterland die heiligste der menschlichen Einrichtungen ist, mit der wir durch die starken Bande, die uns an Heimath und Gewohnheiten, an Freunde und Erinnerungen fesseln, auf's Innigste verknüpft sind. Aber es kommen Zeiten, in denen das Vaterland in äußerster Gefahr schwebt und die größten Opfer an Allem, was uns auf Erden am liebsten ist, erheischt, ja selbst das eigene Leben von uns fordert. Bei den Hindu ist der Begriff des Vaterlandes aus einem bloßen Naturtriebe zum ziemlich klaren Bewußtsein geworden, und in dem Maße, wie er sich zur lebendigen, fruchtbringenden Erkenntniß entwickelt, wird sich die Selbstständigkeit Indiens befestigen. So urtheile ich wenigstens nach den Erfahrungen, die ich an Ort und Stelle gesammelt habe.

Der eigentliche Gedanke, den ich hier nur schwach angedeutet habe, ist der: daß der Staat und die bürgerliche Gesellschaft sich auf

ſittliche Begriffe gründen, welche, nach Agardh's trefflicher Erklärung, ewig und unveränderlich und von der Menſchheit unzertrennlich ſind. Der Staat iſt alſo mehr, als eine Vereinigung für die Erreichung gewiſſer Zwecke und Vortheile; er entſpringt der menſchlichen Natur und iſt ihrem Einfluſſe, ſomit beſtimmten Geſetzen unterworfen, gleichwie ſich jeder Organismus aus der materiellen Natur entwickelt. Der Vorgang bei der Entwickelung und Ausbildung des Menſchengeſchlechtes iſt derſelbe, wie bei dem Baume, welcher erſt Wurzel ſchlägt, dann den Stamm, die Aeſte und Blätter entwickelt und zuletzt Blumen und Früchte trägt.

Daß der indiſche Krieg das bekannte Ende nahm, kann man nicht dem Mangel an Muth oder Ausdauer bei unſeren Gegnern zuſchreiben. Ich habe in den Kämpfen, an denen ich ſelbſt betheiligt war, hinreichende Gelegenheit gehabt, mich davon zu überzeugen, daß ſie beide Eigenſchaften in hohem Grade beſitzen, und kann verſichern, daß manche dieſer Gefechte einen anderen Ausgang genommen hätten, wenn die Hindu beſſer geſchult, unterſtützt und vorzüglich von geſchickteren Anführern geleitet worden wären. Die feindlichen Parteiführer verſtanden weder einen ordentlichen Angriffs- oder Vertheidigungsplan zu entwerfen, noch ihn auszuführen, und hatten es mit einem Widerſacher zu thun, der nicht allein wußte, was er wollte, ſondern auch in der Kriegskunſt eine vollendete Ausbildung beſaß. Und was beſonders den unglücklichen Ausgang für die Hindu herbeiführte, war der Umſtand, daß ihre Häuptlinge das eigene Intereſſe mit denen des Landes verwechſelten und letzteres dem erſteren unterordneten, was natürlich auf die Menge, die ihren Plänen nur zum Werkzeuge diente, nicht vortheilhaft einwirkte. Das Volk erkannte bald, daß ſeine verzweifelten Anſtrengungen zu nichts Anderem führen würden, als es aus dem Regen in die Traufe zu bringen, wodurch ſelbſtverſtändlich ſeine Kraft und ſein Muth gelähmt wurden.

Wir dagegen wußten aus dieſen ſchwachen Seiten und Uneinigkeiten Nutzen zu ziehen, und erwarben uns den ehrenvollen Namen der

„Wiederherſteller des indiſch-britiſchen Reiches" zum großen Theile durch die Ausbeutung der Fehler und Irrthümer unſerer Gegner. In dieſem Bekenntniſſe liegt keine Geringſchätzung des eigenen Werthes, wohl aber eine gerechte Anerkennung, die ich unſeren Feinden zu zollen nicht unterlaſſen kann und deshalb öffentlich ausſpreche.

Wer übrigens den Wunſch hegt, zu wiſſen, was ſich durch Manneszucht und perſönlichen Muth, durch Entbehrungen und Ausdauer erzielen läßt, braucht nur den Unternehmungen des britiſchen Heeres mit Aufmerkſamkeit zu folgen. Ich glaube nicht, daß die neuere Kriegsgeſchichte ein Gegenſtück dazu aufweiſen kann. Die Armee wurde nicht durch Täuſchungen vorwärts getrieben; ihr ganzes Auftreten war ein Einſpruch gegen die Klügelei der abgeſtandenen, gleichgültigen Bequemlichkeit der Jetztzeit und nebenbei ein glücklicher Verſuch, die vielfachen Hinweiſungen auf die Heldenthaten der alten Griechen und Römer unnöthig zu machen.

Wenn man dieſes, an tragiſchen Vorgängen ſo reiche, geſchichtliche Ereigniß in ſeinem ganzen Umfange beurtheilt, ſo muß man dem politiſchen Syſteme, welches hier alle Bewegungen leitete und Alles auf's Spiel ſetzte, ſeine ganze Bewunderung zollen. Es dürfte kaum noch ein Heer zu nennen ſein, in welchem Officiere und Mannſchaft ſo uneigennützig und dienſteifrig bemüht waren, ihre Pflicht zu erfüllen. Es war ein beſtändiger Wettſtreit, in dem Jeder der Erſte und Ausgezeichnetſte ſein wollte und der an die olympiſchen Spiele erinnerte.

Kein Nationalcharakter iſt ſo ſchwer aufzufaſſen, als der engliſche; man muß die Grundzüge deſſelben in nächſter Nähe beobachten. Aber der Engländer tritt nicht leicht zu Jemand in nähere, vertrautere Beziehungen, den er nicht vorher für würdig befunden hat, in den Kreis ſeiner Freunde und Angehörigen aufgenommen zu werden. Alle Verſuche, ſich ſein verſchloſſenes Weſen durch ſchöne Redensarten, indem man ihn an ſeinen ſchwachen Seiten erfaßt, zu öffnen, oder ſeine Gleichgültigkeit gegen Alles, was nicht ſein Selbſt betrifft, durch anregende

Plaudereien zu bekämpfen, oder ſein Vertrauen zu gewinnen dadurch, daß man ſeiner Eitelkeit ſchmeichelt, werden immer vergeblich ſein.

Ohne weitere Vergleiche anzuſtellen, will ich nur ſagen, daß der Werth, den der Franzoſe auf eine glänzende Außenſeite der Lebensverhältniſſe legt, für den Engländer kaum vorhanden iſt. Er läßt ſich ſelten vom Scheine täuſchen, und noch ſeltener wendet er ihn als Hülfsmittel an, um ſeine Abſichten zu erreichen. Was er beſitzen will, will er mit reinen Händen faſſen, aber dann auch ſo feſthalten, daß es Keinem gelingt, es ihm gegen ſeinen Willen zu entreißen. Man behauptet, daß er mürriſch und trocken, kalt und zurückſtoßend ſei, aber das iſt ein großer Irrthum. Es iſt ein großer Unterſchied, wie ein offenes Buch, dem der Wind die Blätter umſchlägt, dazuliegen, ſodaß alle Gefühle zu Tage kommen, oder mit ſeiner Vertraulichkeit Haus zu halten und dem Klätſcher keine Veranlaſſung zu geben, unſere Veränderlichkeit oder Zudringlichkeit weiter zu tragen. Es iſt dem Engländer gleichgültig, ob er geſehen wird oder Aufſehen erweckt; er prallt nicht vor jedem Schreckſchuſſe zurück und läßt ſich eben ſo wenig von leeren Knalleffecten hinreißen. Als Napoleon ſeine Truppen in Egypten anredete, rief er hochtrabend „die Jahrhunderte“ an, „die von den Pyramiden herabſchauten;“ und in Deutſchland ſprach er von „der Sonne von Auſterlitz,“ und was ihm ſonſt Schwülſtiges über die Lippen floß. Als Wellington, der auch ſeine Leute kannte, dieſelben bei Vittoria in Schlachtordnung aufgeſtellt hatte, rief er ſeinen braven Kriegern zu: „Da ſteht der Feind; nun vorwärts, und haut ihn nieder!“ — Nach der Schlacht an der Alma hielt der franzöſiſche Feldherr ſeinen Truppen eine wohlgeſetzte Rede, in welcher die Worte: La gloire, la patrie reconnaissante, le courage, la vertu u. ſ. w. ſich immer wiederholten. Der engliſche Heerführer dankte ſeiner Armee dadurch, daß er in den Tagesbefehl ſetzen ließ: „Jeder Soldat erhält eine Flaſche Porter als außerordentliche Verpflegung.“

Welches Volk verſteht es, ſich, trotz dieſer Einfachheit und der angeborenen Verachtung redneriſcher Ausſchmückungen, ſo entſchieden

auszudrücken, wie das englische? Ebenso ist es mit seiner Vaterlandsliebe. Man trifft dieselbe niemals in dem Flitterstaate eines Bühnenhelden, der sich aufbläht und mit leerem Wortschwalle um sich wirft; und dennoch, welche Nation übertrifft die britische in Liebe und Aufopferung für das Vaterland? Wer dieses Volk gründlich kennen gelernt hat, kann sich überhaupt nicht über die hohe Meinung wundern, die es von sich selbst hat. Ein sprechender Beweis dieses Selbstbewußtseins liegt in der stolzen Antwort des Viceadmirals George Smith, als der König ihn nach seiner Rückkehr nach London frug, wie die Russen sich geschlagen hätten (1788 bis 1790). „Wie die Teufel," lautete die Antwort. „Und wie schlugen sich die Schweden?" „Die schlugen sich wie Engländer, Ew. Majestät!" —

Was den englischen Soldaten betrifft, so wage ich zu behaupten, daß er in den Eigenschaften, welche einen in jeder Hinsicht tüchtigen Krieger bilden, unübertroffen bleibt. Selbst Napoleon erklärte, daß er von allen Soldaten den englischen am höchsten stelle, und zwar aus drei Gründen: erstens, weil er am besten schießen könne; zweitens, weil er am meisten Ausdauer habe, und drittens, weil er, wenn einmal zurückgeworfen, am schnellsten zu sammeln und in das Feuer zurückzuführen sei. Seine unausgesetzte Aufmerksamkeit auf die Befehle und den leisesten Wink seines Officiers und sein pünktlicher Gehorsam verdienen ebenfalls die größte Anerkennung. Hier ein Beweis dafür: Wellington hatte einem Detachement Schotten den Befehl ertheilt, eine gefährliche Stellung einzunehmen und zu halten, es koste, was es wolle. Die Schotten werden von der schweren Artillerie des Feindes angegriffen, die große Verheerung in ihren Reihen anrichtet, sodaß ihr Commandant sich veranlaßt sieht, den General davon zu benachrichtigen. Dieser aber läßt die Truppen grüßen, mit der Weisung, den Posten bis auf weiteren Befehl zu behaupten. Der Anführer, der seine kleine Schaar zusammenschmelzen sieht und vergebens auf einen neuen Befehl wartet, sendet abermals Bericht ab, mit dem Zusatze, daß das ganze Detachement verloren sei, wenn es noch länger dem Feuer aus-

geſetzt bliebe. — Wellington antwortete: „Bleibt und ſterbt!“ — und die Schotten fielen nach einander mit lautem »Old-England for ever!«

Zu Ende des Jahres 1858 gab ſich unter den engliſchen Soldaten der oſtindiſchen Compagnie eine laute Unzufriedenheit kund, weil ſie der königlichen Armee einverleibt werden ſollten, ohne daß ſie von neuem Werbegeld empfingen. Die Soldaten waren im Rechte, da ſie nur Dienſte bei John Company (wie die Compagnie in Indien genannt wird) genommen hatten und in dieſer Stellung nicht allein beſſer beſoldet waren, ſondern auch mehr Gelegenheit zu Nebenverdienſten hatten, als in der königlichen Armee. Die franzöſiſchen Zeitungen — und nach ihnen die ſchwediſchen — haben jedoch mehr Aufhebens von dieſer „Meuterei“ gemacht, als ſie im Grunde verdiente.

Die Anzahl der europäiſchen Soldaten, welche 1858 ihren Abſchied aus indiſchen Dienſten nahmen, belief ſich auf 10,116 Mann; ſie wurden nach Großbritannien zurückgeſchickt und 2809 von ihnen traten ſofort wieder in den Dienſt der Krone.

Seitdem die ganze Truppenmacht in Indien im unmittelbaren Dienſte der Regierung ſteht, ſind die Verhältniſſe und die Stimmung in derſelben bedeutend verbeſſert worden. Auch die Eiferſucht zwiſchen den Officieren der Compagnie und der königlichen Armee hat aufgehört, ſeitdem ſie von einem Regimente zum anderen verſetzt werden können.

Man kann es in einem ſo weit ausgedehnten und volkreichen Lande nicht vermeiden, die Eingeborenen zu Soldaten anzuwerben, aber eben ſo nothwendig iſt es, eine größere europäiſche Truppenmacht in Indien zu halten, als dies vor dem Aufruhre der Fall war. Der Anfang mit einer ſolchen Verſtärkung iſt bereits gemacht worden.

Indien iſt die praktiſche Kriegsſchule für das britiſche Reich, aus welcher ſeine größten Feldherren hervorgegangen ſind, unter denen ſich z. B. Wellington und Napier befanden.

Kein Parlamentsbeſchluß iſt, nach meiner Anſicht, ſo wohl be-

rechnet gewesen, einen vortheilhaften Eindruck zu machen, als der, welcher der Compagnie die Macht aus den Händen nahm und das Land auch in allen bürgerlichen Angelegenheiten unter die unmittelbare Botmäßigkeit der Krone stellte. Auch auf die Eingeborenen schien diese Maßregel günstig einzuwirken, und das Einzige, was ihnen bedenklich schien, war, daß die Gewalt der allmächtigen Compagnie in die Hände einer Frau übergehen sollte.

Die Wirkung dieser wohlthätigen Veränderung in der Verwaltung hängt übrigens hauptsächlich von der Wahl und Berufsthätigkeit der Beamten ab. Die Beamten im Dienste der ostindischen Compagnie, welche, gleichsam unverantwortlich, nur unter der Oberaufsicht der Gouverneue standen, hatten sich ihre Stellung theils durch Verwendung, theils durch baares Geld zu verschaffen gewußt, und ihr eigentliches Streben war, in möglichst kurzer Zeit ein schönes Vermögen zu sammeln, um später in Ruhe und Bequemlichkeit in England leben zu können. Die Beamten hingegen, welche von der englischen Regierung ernannt werden, sind von dem Urtheile des Parlaments und der öffentlichen Meinung abhängig, und ihre Handlungsweise ist der allgemeinen Begutachtung preisgegeben. Es ist nicht zu leugnen, daß hierdurch der örtlichen Gewaltherrschaft Einhalt gethan und mancher Mißbrauch abgeschafft wird, über den die Hindu sich mit Recht zu beklagen hatten.

Wenn der Leser findet, daß meine Berichte über das Volk der Hindu und dessen Einrichtungen und über die englische Verwaltung u. s. w. zu oberflächlich und ungenügend sind, so möge er bedenken, daß es schwer war, die eigentlichen Verhältnisse eines Landes gründlich zu erforschen und richtig aufzufassen, während dasselbe sich in einem Zustande der Auflösung befand und die Flamme des Aufruhrs den geregelten Zustand vernichtet hatte, und endlich, daß meine Zeit und Kraft so ausschließlich vom Militairdienste in Anspruch genommen waren, daß mir keine Muße zu einer anderen Beschäftigung blieb.

Vierundzwanzigſtes Capitel.

Abreiſe von Schiragheti. — Rückkehr nach Calcutta und unſer Empfang daſelbſt. — Die Stadt Calcutta veranſtaltet ein Feſtmahl für die Mannſchaft der Seebrigade. — Einige Worte über das engliſche Geſellſchaftsleben in Indien.

Wir hatten unſere Reiſe mehrere Tage ununterbrochen fortgeſetzt. Die Wege waren in Folge des anhaltenden Regens von entſetzlicher Beſchaffenheit. Wir mußten mehrere Teiche oder große Lachen durchkreuzen, in denen das Waſſer bis in die Wagen drang und die Ochſen in Lebensgefahr ſchwebten, ſodaß wir oft genöthigt waren, die Thiere auszuſpannen, da ſie, wenn ſie ſich von dem Waſſer in die Höhe gehoben fühlten, in ſolche Angſt geriethen und ſo wild wurden, daß wir ſie nicht zu bändigen vermochten.

Nicht beſſer ging es, wenn wir mit dem ganzen Gepäck über ſteinige, unebene Bergpfade ziehen mußten. Die ſchwer und ungleich beladenen Wagen hielten keine Spur und erſchwerten das Vorwärtskommen außerordentlich, beſonders war dies der Fall bei unſerem Zuge über den langen Bergrücken Parisnath, wo die Ochſen bei jedem zehnten Schritte ſtill ſtanden und wir aus den Wagen ſteigen mußten, um ihnen vorwärts zu helfen. Bergab dagegen war es eine halsbrechende Fahrt. Zu beiden Seiten des Weges hörten wir das Gebrüll der wilden Thiere, die, hungrig nach Raub, vielleicht gern unſere nähere Bekanntſchaft gemacht hätten. Wir trafen in dieſer Gegend mehrere warme oder, richtiger, heiße Quellen an, denn das Waſſer derſelben war faſt kochend, und das Merkwürdigſte ſchien mir, daß in nächſter Nähe bisweilen ganz kalte, erfriſchende Quellen hervorſprudelten.

Auf jeder der Hauptſtationen, die etwa 30 engl. Meilen von einander entfernt lagen, befand ſich ein engliſcher Officier, welcher ge-

wöhnlich bei einem der aufgelöſten aufrühreriſchen Regimenter geſtanden hatte und nun die Geſchäfte des Commiſſariats verwaltete und für die Beförderung der Truppen und des Gepäcks, welche immer zwiſchen der Hauptarme und Calcutta hin und her in Bewegung waren, zu ſorgen hatte. Außerdem gelangten wir alle 12 Meilen an eine Zwiſchenſtation, wo die Ochſen gewechſelt wurden; in jeder Nacht erreichten wir deren drei, während wir am Tage raſteten. Auf dieſen Stationen trafen wir gewöhnlich einige Abtheilungen anderer Corps in ihren Ochſenwagen, oder Privatperſonen in Gharrys oder horse-dawks, mit denen wir die Zeit zu verplaudern pflegten.

Am 24. Auguſt kamen wir an den Ramgunga, von welchem aus wir noch 120 engl. Meilen bis Calcutta hatten, die jedoch auf der Eiſenbahn zurückgelegt wurden. Wir nahmen Abſchied von den Fuhrwerken, dieſen Marterkaſten, die uns oft und lange genug ſo erbärmlich geſchüttelt hatten, daß zuweilen nicht viel daran fehlte, die Seele vom Körper zu trennen, und gingen am 25. mit dem Morgenzuge nach Calcutta ab.

In dem Wagen, der mir angewieſen wurde, ſaß ſchon ein ziemlich runder Sohn des Landes, in goldgeſticktem Rocke und die Finger voll blitzender Diamanten, der ſich behaglich in die Kiſſen des weichgepolſterten Sitzes drückte und ein vornehmes oder, beſſer geſagt, dummſtolzes Ausſehen hatte. Zwiſchen ihm und mir ſaß ein engliſcher Officier, der auf Urlaub war und nach England zurückkehrte, um ſeine Entlaſſung aus dem Militairdienſte nachzuſuchen, und von dem ich ſpäter erfuhr, daß er zu der Anzahl derer gehörte, welche den Beute-Markt bei Lukhnau zu benutzen verſtanden und ſich ein anſehnliches Vermögen geſammelt hatten.

Am Nachmittage erreichten wir den Punkt an dem Ufer des Ganges, welcher Calcutta gegenüberliegt. Wir fuhren auf einem Dampfſchiffe über den heiligen Fluß und ſahen nun, daß alle Kriegs- und Kauffartheiſchiffe uns zu Ehren geflaggt hatten. Die Feſtung und die Kriegsſchiffe ſalutirten und das Militair erhielt Befehl, uns zu empfan-

gen. Die Regimenter bildeten Spalier vom Landungsplatze bis an die Fregatte, innerhalb deſſen wir einherſchritten, während die Militairmuſik: »See, the conquering hero comes!« ſpielte. — Alle Würdenträger und Behörden hatten ſich dazu verſammelt und die ganze Stadt war in Bewegung. Wir hielten unſeren Einzug mit militairiſchem Glanze. Vom Ufer bis zur Fregatte, die einige Klafter von demſelben entfernt lag, war eine Brücke angebracht worden. Einer meiner Kameraden behauptete ſcherzend, er ſei beim Anblicke des Shannon faſt ſeekrank geworden, womit er andeuten wollte, daß ihm der Aufenthalt am Lande gar zu lang geworden war. Was meine Gedanken bei dieſem feſtlichen Einzuge am meiſten erfüllte, war die Erinnerung an Capitain Peel, deſſen Fehlen an der Spitze unſerer Colonne ich ſo ſchmerzlich empfand — und es mag wohl der Mehrzahl unſerer Mannſchaft ſo ergangen ſein. Wir hatten außerdem noch den Verluſt mancher anderer Kameraden zu beklagen, denn unſer Corps hatte bedeutend gelitten *).

*) Bei unſerem Abmarſche von Calcutta belief ſich die Stärke unſerer Brigade, einſchließlich der nachfolgenden Verſtärkung und der Geworbenen, auf 530 Mann. Von dieſen kehrten nur 263 an Bord zurück, worunter 6 Officiere und 35 Mann als Verwundete. Außerdem führten wir 40 Mann mit uns, welche auf der Krankenliſte ſtanden und ſogleich in das Hoſpital geſchafft wurden. Die Liſte der Gebliebenen und Kranken ſtellt ſich alſo folgendermaßen:

Officiere:

Todt: der Befehlshaber und 3 Subalternofficiere, ausſchließlich des Navigationslehrers	4	
Wegen Krankheit dienſtunfähig	6	
Summa		10

Unterofficiere und Mannſchaft:

Geblieben und an ihren Wunden geſtorben	52	
An Krankheit geſtorben	95	
Ertrunken	2	
Als Invaliden oder zum Dienſt unfähig im Lande zurückgelaſſen oder vorher nach Calcutta und England zurückgeſchickt	68	
		217
Summa		227.

Das ganze Belagerungscorps vor Lukhnau (die Diviſion von Alumbág inbegriffen) im März 1858 betrug an:

Artillerie	1,745	Mann
Ingenieuren	865	»
Cavalerie	3,169	»
Infanterie	12,498	»
	18,277	Mann
Das Armeecorps der Ghúrkas	10,000	»
	28,277	Mann.

Es war eigenthümlich und mir ſelbſt unerklärlich, daß ich die Freude meiner Kameraden nicht theilen konnte, als wir durch die jauchzende Menge einherſchritten; ſelbſt der Anblick des Shannon, nach dem ich mich ſo oft geſehnt hatte, konnte mich nicht begeiſtern. Meine Kameraden bemerkten meine Gleichgültigkeit und befragten mich um die Urſache, worauf ich erwiderte, allerdings ſei ich froh, daß die Sache ein ſo gutes Ende genommen habe und ich ſelbſt allen Gefahren entronnen ſei und nun hoffen dürfe, bald in die Heimath und zu meinen Freunden und Angehörigen zurückzukehren. Den eigentlichen Grund meiner Theilnahmloſigkeit verſchwieg ich ihnen jedoch: es berührte mich ſchmerzlich, daß ich auf einem fremden und nicht auf einem ſchwediſchen Fahrzeuge ſtand! —

Nun folgte ein Feſt auf das andere, von denen mir jedoch das von der Stadt Calcutta unſerer Mannſchaft zu Ehren gegebene als das glänzendſte erſchien. Es war ſelten in ſeiner Art, da es nicht gar oft geſchieht, daß außer den Officieren auch noch der Mannſchaft Dank abgeſtattet und die von ihr ertragenen Mühſeligkeiten und beſtandenen Gefahren anerkannt werden. Schon deshalb erregte es meine Theilnahme; es lag aber außerdem noch in der ganzen Anlage dieſes großartigen Schauſpiels etwas ſo Achtungeinflößendes und Erhebendes, daß es einen unauslöſchlichen Eindruck auf mich geübt hat. Ich will nur flüchtig erwähnen, was mir von dieſer Feſtlichkeit erinnerlich geblieben iſt.

Um 6 Uhr begaben ſich die Seeleute in geſchloſſenen Colonnen unter Anführung der Capitaine Vaughan und Martin und verſchiedener anderer Officiere nach dem Stadthauſe, wo ſie von einer großen Verſammlung von Herren und Damen empfangen wurden, unter denen ſich der Gouverneurlieutenant, Sir James Outram, die Herren des Obergerichts, die Mitglieder des Rathes und ſonſtige hochſtehende Perſonen befanden. Als die Brigade, unter Anführung der Unteroffiziere, in den Saal trat und ihre Plätze am Tiſche einnahm, wurde ſie mit einem lauten Hurrah empfangen. (Die Einladung zu dem Mahle war nur an Unterofficiere und Mannſchaft gerichtet; die Officiere waren

gebeten, dem Feſte mit beizuwohnen, was auch von keinen verſäumt ward.)

Der Saal war mit Blumen und Flaggen und Laub und Waffen ſinnreich geſchmückt. Das eigentliche Feſt begann aber erſt nach der Mahlzeit. Der Ober-Feuerwerker der Fregatte Shannon brachte in kurzen, kräftigen, ungekünſtelten Worten Ihrer Majeſtät der Königin einen Toaſt aus, darauf der Armee, dem Andenken Sir William Peel's, der Stadt Calcutta u. ſ. w. Zu jedem Toaſt ertheilte der Hochbootsmann durch ſeine Signalpfeife das Wort und rief mit rauher Grogſtimme »Silence!« Man hatte in Calcutta noch kein ſo gewaltiges „Hurrah" gehört, als das, womit der Toaſt auf die Königin begrüßt wurde; der ganze Saal erbebte und die umliegenden Straßen hallten davon wieder.

Auf dieſelbe Weiſe wurde Sir James Outram empfangen, als er ſich erhob, um im Namen der Armee zu danken. Die Matroſen hatten Sir James nach ſeiner Rückkehr noch nicht wiedergeſehen, und ihre Begeiſterung kannte bei ſeinem Anblicke keine Grenzen. Der Jubel wollte kein Ende nehmen und bewies deutlich, in wie hohem Grade dieſer Feldherr die Herzen der Truppen zu gewinnen gewußt hatte. Sir James ſprach lange und mit tiefem Gefühle. Jedem ſeiner Worte wurde lauter Beifall geſpendet und mancher „Jack" ſprang vor Freude auf den Tiſch. Der Hauptinhalt der Rede des Generals möge hier folgen:

„Ihr Männer vom Shannon! Nachdem ich meiner Pflicht genügt und den Dank der Armee ausgeſprochen habe — einer Armee, die ich mit Stolz hier vertrete — benutze ich mit Freuden dieſe Gelegenheit, um den Kameraden vom Bord des Shannon meine eigenen Gefühle in kurzen Worten darzulegen. — Es iſt nicht nöthig, ihre ruhmvollen Thaten zu verkünden. In ganz Europa ſchon ſind ſie bekannt, und in England ſelbſt giebt es kein Kind mehr, welches nicht von dem unſterblichen Capitain Peel und ſeiner kleinen ſiegreichen Schaar von dem Shannon zu erzählen wüßte, und jeder Brite in Indien weiß, was wir den tapferen Seeleuten zu danken haben, die zur Zeit der Gefahr ihre Schiffe verließen, Hunderte von Meilen mit ihren großen Kanonen bis in das Herz von Indien vordrangen und kämpften und bluteten, um die Macht der Regierung wieder herzuſtellen."

„Ich rede also nicht zu Euch, Ihr Männer des Shannon, um Euren Ruhm zu verkünden, den die ganze Welt bezeugt, sondern um zu bekennen, wie sehr ich Euch persönlich verpflichtet bin, und um meinen tiefgefühlten Dank auszusprechen für den großen Antheil, den Ihr an unserer Befreiung aus der Gefangenschaft habt, welches Dankgefühl gewiß von jedem Einzelnen der damaligen Besatzung von Lukhnau getheilt wird."

„Eure offenen, frischen, lächelnden Gesichter waren die ersten weißen Antlitze, die ich sah, als ich mit dem jetzt schmerzlich vermißten Havelock aus dem Gefängnisse eilte, um Sir Colin Campbell an der Spitze unserer Befreier willkommen zu heißen, während Ihr mit Euren großen Kanonen gegen den Palast donnertet und mir die erste Gelegenheit gabt, die Kaltblütigkeit zu bewundern, mit welcher der britische Seemann im Feuer steht. — Im Bereiche der feindlichen Kugeln, auf offenem Felde, ohne jeglichen Schutz, bedientet Ihr Eure Kanonen mit derselben Ruhe, als ob Ihr in Woolwich nach der Scheibe schösset, und der beste Beweis, daß Ihr einem heftigen Feuer ausgesetzt waret, liegt darin, daß vier Stabsofficiere von den feindlichen Musketenkugeln getroffen wurden (Napier, Young, Havelock und Sitwell), als sie aus noch weiterer Entfernung mit Verstärkungen für diese Kanonen herbeieilten."

Auf das Andenken Sir William Peel's wurde mit stummer Rührung und feierlichem Ernste getrunken.

Nun folgten mehrere andere Toaste, die alle mit mehr oder weniger Beifall aufgenommen wurden, und dem Trinkspruche auf das Wohl der anwesenden Damen folgte eine solche Salve von „Hip, Hip, Hurrah!" daß der Hochbootsmann demselben — freilich auf wenig zarte Weise — mit seiner Pfeife ein Ende machen mußte.

Der Generaladvocat Ritchie beantwortete den Toast auf das Wohl der Stadt Calcutta, wobei er unter Anderem Folgendes äußerte:

„Laßt mich erst im Namen der anwesenden Damen und Herren und aller Eurer anderen Landsleute in Calcutta aussprechen, wie sehr wir Eure freundschaftlichen, wohlgemeinten Worte zu schätzen wissen, welche aus tieferer Quelle fließen, als vom Rande der Lippen, und die Gesinnungen von Männern offenbaren, auf deren Wohlwollen jeder Engländer stolz sein kann. Laßt mich sagen, wie hocherfreut wir sind, Euch wieder in Calcutta willkommen zu heißen, und wie glücklich, die tapfere und siegreiche Seebrigade in diesem Saale zu begrüßen!"

„Ich wünsche, daß Alle, die in diesem Raume gegenwärtig sind, meine Worte hören mögen; und noch mehr wünsche ich, meine Gedanken in Worte kleiden zu können, die in die Herzen aller Derer dringen, die mich hören. Das Herz aber, welches in diesem Augenblicke nicht höher klopft und von dem Gefühle der Freude,

des Entzückens und der Dankbarkeit, das alle Anweſenden — Jung und Alt — bewegt, überſtrömt, muß in der That für jegliche Empfindung abgeſtorben ſein. Und wohl haben wir Urſache, uns dieſer jubelnden Freude hinzugeben, da wir das Glück haben, die kleine Schaar mit Ruhm bedeckt in unſere Mitte zurückgekehrt zu ſehen, welche vor einem Jahre muthig und entſchloſſen auszog, der unſere geſpannte Erwartung folgte und unſere zaghaften Hoffnungen und Wünſche das Geleit gaben."

„Euer biederer Wortführer, der das Wohl der Stadt Calcutta ausbrachte, erwähnte, daß es Euch ſtolz mache, von derſelben zu Gaſte geladen worden zu ſein. Nicht Ihr habt Urſache zum Stolze, daß Ihr von uns bewirthet werdet, ſondern wir, daß Ihr unſere Einladung angenommen habt. Auch die Dankbarkeit iſt nur auf unſerer Seite, und wir verdienten wahrlich nicht, was Ihr für uns gethan habt, wenn wir, die wir ruhig daheim geſeſſen, dieſe Gelegenheit vorübergehen ließen, ohne Euch zu ſagen, wie dankbar wir es anerkennen, und wie wir recht wohl wiſſen, daß Ihr hundertmal dem Tode in das Auge geblickt und unſägliche Anſtrengungen, Entbehrungen und Leiden erduldet habt, um uns von einem wahrſcheinlichen Untergange zu retten, und dies Alles, ohne daß wir irgend Anſprüche auf Eure Dienſte hatten."

„Wenn wir die jetzigen Verhältniſſe mit denen von damals vergleichen, als Ihr auf unſerer Rhede vor Anker gingt, und bedenken, daß wir den gegenwärtigen Frieden und die Sicherheit nur Euch und Euren unermüdlichen Waffenbrüdern verdanken, ſo müßten wir uns ſchämen, wenn wir nicht die Größe unſerer Schuld und unſer Unvermögen, dieſelbe je zu tilgen, einſähen, obgleich unſere Gläubiger ſo anſpruchslos und ihre Forderungen ſo leicht zu befriedigen ſind."

„Als Ihr vor 13 Monaten hier anlangtet, herrſchten Zerſtörung und Gewaltthätigkeiten, Mord und Verzweiflung im Lande. Böſe Geiſter in Menſchengeſtalt, von denen manche unſer Brod gegeſſen und auf deren Schutz wir rechneten, hatten ihre teufliſchen, ſchonungsloſen Hände mit dem Blute der Töchter Englands und deren unſchuldiger Kinder gefärbt. Alles, was wir ihnen entgegen zu ſtellen hatten, war ein Handvoll tapferer Soldaten, wie die Welt ſie nie beſſer geſehen, und — der Tapferſte der Tapferen, der Ritter ohne Furcht und Tadel, der General Outram, den Ihr, wie ich weiß, mit aufrichtiger Freude in unſerer Mitte erblickt."

„Sie hielten den ehrenvollen Ruf des britiſchen Soldaten aufrecht, aber es waren ihrer zu Wenige, um dem blutigen Strome des Verraths einen Damm entgegenſetzen zu können, zu Wenige, um die ſchwarzen Verbrecher zu ſtrafen und die begangenen Unthaten zu rächen."

„Da erſchien der Shannon — und ich frage, ob man in Calcutta je eine Muſik gehört hat, die dem Ohre ſo lieblich geklungen und dem Herzen ſolche Hoffnungen eingeflößt hätte, als der Donner jener Kanonen, welche beſtimmt waren, einen geſchichtlichen Ruhm zu erwerben, und jetzt die Ankunft der tapferen Seeleute verkündeten, welche uns Schutz und Sicherheit für die Gegenwart und Sieg und

Frieden für die Zukunft versprachen. Sie haben dies Versprechen, welches ihre Kanonen gaben, wie Ehrenmänner gehalten. Auf den glühenden Ebenen Indiens hatten sie nicht allein gegen einen schlauen, immer wachsamen Feind, sondern auch gegen die Einwirkungen eines ungesunden und ungewohnten Climas, gegen Krankheiten und Anstrengungen und Entbehrungen aller Art zu kämpfen. Aber sie sind vor keiner dieser feindlichen Mächte zurückgewichen; sie schleppten die 68pfündigen Kanonen von dem Shannon oft auf ungebahnten Wegen von Calcutta bis vor die Wälle von Lukhnau und führten sie diese Mauern entlang, als ob sie mit leichten Feldkanonen manoeuvrirten."

„Ihr befreitet das Land aus der Gewalt jener Menschen, deren Greuelthaten auch den Theilnahmlosesten empören mußten, und rächtet das unschuldige Blut Eurer Schwestern und Brüder, aber auf eine edele, nicht auf grausame Weise."

„Wenn die Seebrigade mit ihrem munteren Hurrah, ihrem gewaltigen Geschütz und unwiderstehlichem Angriffe heranrückte, wurde das Herz des Feindes mit Schrecken erfüllt, selbst wenn er sich den Unseren zehnfach überlegen wußte."

„Ihr habt den Ruhm der Flagge der „Union Jack's" mit Ehren aufrecht gehalten, und zwar in Ländern, wohin sie noch von keinem Seemanne getragen worden war, und mit Stolz habt Ihr sie uns zurückgebracht, als eine willkommene Botschaft des von Euch erkämpften Friedens."

„Wir hören zu unserem Leidwesen, daß der Shannon Calcutta in wenigen Tagen verlassen wird, aber — wohin er auch gehe — er ist von unseren Segenswünschen und Gebeten begleitet. Er läßt hier manches Andenken zurück, das wir treu im Gedächtnisse bewahren werden; er läßt auch die berühmten Geschütze zurück als Erinnerungszeichen, was die Engländer vermögen, selbst dann, wenn sie im eigenen Lande des Feindes angegriffen werden."

„Ich höre mit Vergnügen, daß zwei dieser Kanonen die neuen prächtigen Vertheidigungswerke von Lukhnau krönen, dieser Stadt, mit deren Namen die Erinnerung an die heldenmüthige, siegreiche Seebrigade und ihr in jeder Beziehung so vorzügliches Betragen unauflöslich verknüpft bleiben wird. Ach! daß dieser Sieg mit dem Falle so mancher Eurer tapferen Waffenbrüder erkauft werden mußte, und vor allen mit dem Eures jungen, heldenmüthigen, hochsinnigen Führers, Sir William Peel!"

Nachdem der Redner dem allgemeinen Schmerze über den Verlust des Hingeschiedenen Ausdruck verliehen hatte, fuhr er fort:

„Und nun, meine Freunde, nachdem ich Euch im Namen der Anwesenden und der Stadt Calcutta in unserer Mitte willkommen geheißen, sage ich Euch zugleich ein herzliches Lebewohl und wünsche Euch Glück und Erfolg auf allen Wegen. Gott sei mit Euch! Möge Der, welcher Euch kräftige Glieder und ein großmüthiges Herz geschenkt hat, Euch ferner vor den Gefahren behüten, die Euren tapferen gefallenen Kameraden die letzte Ruhestätte bereiteten. Er wolle Euch leiten und beschützen unter den Kämpfen und Stürmen des Lebens, bis auch Ihr den ruhigen

Hafen erreicht habt, wohin er Euren jungen, angebeteten Befehlshaber bereits abrief!" — — (Stürmiſches Beifallsrufen der Zuhörer.)

„Meine Damen und Herren! Sie haben gehört, wie die engliſchen Seeleute ihren Beifall bezeigen, wenn es Anderen gilt. Ich fordere Sie auf, mit ihnen zu wetteifern in einem dreifachen herzlichen „Hurrah" für den Shannon und ſeine Officiere und Mannſchaft!"

Dieſer Aufforderung leiſteten alle Anweſenden mit lautem Jubel Folge und die Matroſen beantworteten denſelben.

Hierauf wurde dem Redner ein Hoch nach dem anderen gebracht. Das Betragen der Seeleute war muſterhaft; man bemerkte keinen, der dem Glaſe zu fleißig zugeſprochen hätte. Um 9½ Uhr wurde das Zeichen zum Aufbruche gegeben. Vor dem Rathhauſe aufgeſtellt, brachten ſie den Einwohnern der Stadt noch ein dreimaliges Hoch, worauf ſie in vortrefflicher Ordnung an Bord zurückkehrten. Auch hier wurde das Hurrahrufen noch fortgeſetzt, da faſt jeder Officier ſeine Ehrenbezeigung erhielt, wobei die Muſikchöre des Generalgouverneurs und des 77. königl. Regimentes anweſend waren.

Die Officiere der Seebrigade, welche während des Krieges befördert worden waren, veranſtalteten nun in dem erſten Hôtel der Stadt ein glänzendes Mittagseſſen für diejenigen ihrer Kameraden, welchen dieſe Auszeichnung nicht hatte zu Theil werden können, wodurch ſie offenbar zeigen wollten, daß dieſe dieſelben Anſprüche auf die Anerkennung und Dankbarkeit des Vaterlandes hätten. Die Gäſte waren nicht zahlreich, denn nur vier von uns hatten den Geſetzen gemäß nicht befördert werden können, nämlich unſer neuer Capitain, der Feldprediger, der Lieutenant des Marineregimentes, in welchem die Beförderung nur nach dem Dienſtalter geſchehen kann, und ich, der als Fremder verurtheilt war, denſelben Grad zu behalten. — Ich laſſe hier den Speiſezettel folgen, um einen Begriff von den indiſchen Mahlzeiten zu geben, behalte aber das wunderliche Küchen-Franzöſiſch bei, welches man häufig auf den engliſchen Speiſekarten findet, und welches zu überſetzen ich mich nicht anheiſchig machen will.

Bill of Fare (Speiſe-Karte).

Soups.

À la Julienne. Mock-Turtle.

Ponche à la Romaine.

Hilsa à la Maitre d'Hôtel. Salmon with Lobster Sauce.

Removes.

Jambon de York à la Braise. Ton au Gratin. Italian Sauce. Culotte de Boeuf à la Braise. Dindon bouilli aux Huitres. Dindon aux Truffes.

Surloin de Boeuf à la Milanaise. Gigot de Mouton bouilli. Selle de Mouton au Laver.

Goose Pie à la Perigord. Petits Pâtés aux Lobster (Huitres).

Vegetables.

French Beans. Potatoes. Peas. Asparagus.

Entrées.

Filets du Rabbit au naturel. Vol au Vent avec Blanquette de Poissons. Casserole of Rice with Scollops of sweat Bread. Filets de Poulet aux Truffes. Palais de Boeuf au Gratin. Santé d'Agneau aux petits Pois verts. Langue de Mouton au Purée de Chicorée. Filets de Canneton aux petits Pois étuvés.

Curry and Rice.

Second Cours (Zweiter Gang).

Petits Pâtés de Fois gras. Pheasant in Jelly.
Gelatine de Poularde. Gelatine à l'Aspic.
Soufflé au Maccaroni. Soufflé à la Semoule.
Shoes à la Cream. Tahnouses au Sucre.

Pancakes à la Cream.

Beignets d'Abricots. Green Gage Tarts. Open strung Tartletts.
Charlotte à la Russe. Nesselrode Pudding.
Strawberry Jelly. Pine Apple Jelly.
Blanc-Manger d'Amandes. Cream à la Maraschino.

Cheese.
Italian Salads.
Plain Lobster Salads.

Digitized by Google

Dessert.

Rasberry Cream Ice. Maraschino Cream Ice.
Abricot Water Ice. Pine Apple Water Ice.
Savoy Cake. Sponge Cake. Tipsy Cake. Barley Sugar.
Almonds. Raisins. Candied Fruits. Nuts.
Rout. Ratafia- and Savoy-Biscuits.

Wines.

Sparkling. Moselle. Champagne. Claret.
Madeira. Port. Sherry.
Liqueurs.

Coffee.

General Sir James Outram, jetzt in Calcutta wohnend, hielt offenes Haus für die Officiere der Seebrigade, welche er beſonders zu bevorzugen ſchien. Auch ich hatte die Ehre, ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Er war bei dem perſiſchen Feldzuge Oberbefehlshaber geweſen und begleitete dann den General Havelock auf ſeinem ſiegreichen Zuge gegen Lukhnau, auf welchem er, obgleich an Jahren und im Dienſte älter als der letztere, ſich dieſem dennoch unterordnete, weil es eben die Diviſion des Generals Havelock war, die den Zug unternahm. Der glückliche Ausgang deſſelben wird von Vielen dem General Outram zugeſchrieben, und es iſt Thatſache, daß er wenigſtens durch ſeinen Rath viel dazu beigetragen hat. Seine Großmuth, das Commando abzulehnen, iſt allgemein bewundert worden, da eine derartige Selbſtverleugnung in der engliſchen Armee höchſt ſelten vorkommen ſoll.

Die Artigkeit Sir James Outram's gegen die Officiere der Seebrigade ging ſo weit, daß er uns ſeine Pferde zu unſeren Spazierritten zur Verfügung ſtellte. Als man mir eines Tages das große Streitroß des Generals gegeben hatte, und ich längs der Eſplanade oder des ſogenannten Corſo hinritt, welcher von Equipagen und Reitern wimmelte, that es mir faſt leid, daß dieſes ſtolze Thier, welches ich

zum ersten Male gesehen hatte, als General Outram es vor dem Residenzschlosse zu Lukhnau ritt, nun einen Subalternofficier tragen mußte.

Am meisten wird diese Esplanade von den Europäern besucht, doch bemerkt man auch häufig einheimische Kaufleute und Radschahs in englischen Equipagen, die auf diesen Spaziergängen eine ungeheuere Pracht entfalten; auch die Europäer zeigen sich gern in großem Staate. Nicht selten sah man den König von Aude in einem bedeckten Wagen mit herabgelassenen Jalousien und in Begleitung einer seiner Frauen, — die einzige, die ihn in seinem Unglücke nicht verlassen hatte und ihm mit rührender Treue ergeben war, — spazieren fahren.

Das Gesellschaftsleben in Indien bindet sich nicht so streng an die Regeln der höfischen Sitte, als dies in England der Fall ist. Man knüpft leichter Bekanntschaften an und pflegt sich in den Salons im Ganzen wenig Zwang anzuthun. Wer die „schöne Welt" in ihrem ganzen Glanze sehen will, muß sich gegen Abend, eine Stunde vor dem üblichen Mittagsessen, auf die Esplanade begeben, wo die Damen in halbliegender Stellung, die Füße auf dem Vordersitze, auf- und niederfahren, um gesehen und bewundert zu werden und frische Luft zu schöpfen. Welch' buntes Gemälde! Welch' ein Feld für Menschenstudien und Betrachtungen! Da sitzt die junge Mutter sorglos in ihrem mit Seide oder Sammet gepolstertem Wagen, selbst in reichem Putze, gewöhnlich in weiße Stoffe gehüllt, deren Feinheit mit der Zartheit ihrer Wangen wetteifert, und genießt ihr dolce far niente, gleichgültig gegen Alles, was sie umgiebt, und höchstens einen Blick auf den Kreis ihrer Bewunderer werfend, die hoch zu Roß ihre Equipage umschwärmen, während, dicht hinter dem Wagen, ein kleiner plumper Palankin auf Rädern von Ochsen vorwärts gezogen wird, in welchem die Kinder mit ihren eingeborenen Wärterinnen eingepfercht sind. Bisweilen reiten die Kinder auch auf Ponies neben dem Wagen her, ohne aber von der schönen Mutter eines zärtlichen, mütterlichen Blickes gewürdigt zu werden.

Ich wohnte mehreren großen Mittagsgesellschaften in Privathäu-

sern bei und war erstaunt über den Ueberfluß, der in diesen Kreisen herrschte. Die Speisesäle waren sehr geräumig und Alles mit fürstlicher Pracht eingerichtet. Die riesige Tafel schwankte förmlich unter ihrer wohlschmeckenden Last. Oberhalb derselben war ein sogenannter Punkah angebracht, der zuerst in sanfte Bewegung gesetzt, aber, nachdem die Gäste Platz genommen hatten, in immer raschere Schwingungen gebracht wurde. Dies ist ein unentbehrliches Geräth in den indischen Wohnungen, ohne welches man vor Hitze vergehen oder von den Insecten verzehrt würde. Hinter jedem Stuhle stand ein Kitmiga mit langem, schwarzem Barte und in weißen Kleidern und Turban, mit verschränkten Armen, wenn er nicht damit beschäftigt war, die Teller seines Herrn oder seiner Herrin zu wechseln. Die Beleuchtung geschah durch Wachskerzen, die in Glasglocken gesteckt und durch kleine Deckel vor der Zugluft der Punkahs geschützt waren. Auch die Weingläser, die vor jedem Gedeck standen, wurden durch kleine silberne Deckel in Form chinesischer Hüte vor allem Gewürme und den Insecten, die sich hier in Unzahl einfinden, geschützt. Der Tisch ist oft in einem Augenblicke von Grashüpfern und Ameisen übersäet, die deutliche Spuren auf dem eben noch so blendend weißen Tischtuche zurücklassen. Bei einem dieser Mittagsessen hatte ich das Glück, eine vollkommene englische Schönheit zur Tischnachbarin zu erhalten, die, trotz ihrer großen Jugend und obgleich sie sich erst zwei Jahre in Indien befand, ungewöhnlich bleich war. Ich gestehe gern, daß ihre hohe Schönheit einen großen Eindruck auf mich machte. Aber als ich sah, wie ihr Durst bei jedem Gange zu wachsen schien und zu einer wahren Leidenschaft wurde, wie sie mit Hast eine Flasche Porter und einige Gläser Rothwein und beim Nachtische noch einige Gläser Champagner leerte, da kühlte sich mein Entzücken bedeutend ab, besonders, als ich bemerkte, daß die einzige Folge dieser, für eine Dame ungewöhnlichen Menge nur eine etwas höhere Färbung der bleichen Wangen und eine lebendigere Unterhaltung war. Die englischen Damen pflegen häufig die Wirkungen des erschlaffenden Climas durch geistige Getränke zu be-

kämpfen, wodurch sie aber ihre Gesundheit untergraben und oft gezwungen sind, nach England zurückzukehren.

In dem Krankenhause zu Calcutta lagen mehrere unserer Officiere und eine nicht geringe Anzahl von unserer Mannschaft. Der Lehrer der Schifffahrtskunde für die jüngeren Officiere am Bord des Shannon, welcher am Climafieber erkrankte, mußte vor uns nach England abgehen; er starb aber am Bord des Schiffes, noch ehe es das Cap der guten Hoffnung erreicht hatte.

Meine Kameraden, welche zu Commanders befördert worden waren, mußten während der Rückreise am Bord des Shannon wieder in Dienst treten, was ihnen keineswegs behagte. Nur mit dem Commander Salmon, welcher sich bei Lukhnau ausgezeichnet hatte, wurde eine Ausnahme gemacht; er mußte, da er schwer verwundet worden war, auf dem kürzesten Wege nach England reisen. Nachdem wir täglich auf den Befehl gewartet hatten, nach England zurückzukehren — obgleich ich meines Theiles nichts dagegen hatte, noch einige Zeit in ausländischen Diensten zu bleiben — erhielten wir die Ordre, nach China und Hong-Kong zu segeln.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Abfahrt von Calcutta. — Die Insel Ceylon. — Das Cap der guten Hoffnung. — Die Capstadt. — St. Helena. — Ascension. — Rückkehr nach England. — Ankunft in London.

Am Morgen des 15. September 1858 machten wir unsere Vertauungen bis auf das hintere Kabel los und ließen das Schiff, vom Strome gefaßt und daher mit großer Kraft, sich herumschwingen. Als wir aber auch das letzte Kabel, das uns noch an Indien gefesselt hielt, loswarfen, riß es einem Matrosen, der unglücklicher Weise im Wege stand, fast die ganze Lende weg. Das Bein wurde sofort abgenommen, aber der Mann starb infolge der Operation nach einigen Tagen. Als das Unglück geschah, stand ich nur einige Schritte von dem Matrosen entfernt. Der glückliche Stern, welcher während meines ganzen Aufenthaltes in Indien über mich gewacht hatte, schützte mich auch noch jetzt, da ich im Begriffe war, dasselbe zu verlassen.

Mit voller Kraft und mit Hülfe des Stromes machten wir, wie man zu sagen pflegt, „gute Fahrt," mußten aber sowohl auf dem herrlichen Hugli, als außerhalb der Mündungen mehrmals vor Anker gehen, um die Fluth zu erwarten. Ich habe gesagt, daß wir in Calcutta Befehl erhalten hatten, nach China zu gehen; aber wir waren noch nicht weit von der indischen Küste entfernt, als wir einem von China kommenden Dampfboote begegneten, welches uns Depeschen vom Admiral brachte, in denen wir die Weisung erhielten, nach England zurückzukehren, aber bei Ceylon, dem Cap der guten Hoffnung, St. Helena und Ascension anzulaufen, um zu hören, ob man von diesen Stationen aus Invaliden oder Waaren und andere Gegenstände nach England zu senden habe.

Digitized by Google

Am 22. September kamen wir durch den Gosparcanal in den Buſen von Bengalen und ſteuerten Cours nach der Inſel Ceylon und den Hafen von Trincomale. Wir hatten von Calcutta aus 80 Kranke mitgenommen, und da außerdem unter der Beſatzung Mehrere von den Anſtrengungen des Feldzuges bedeutend angegriffen waren, konnte man unſer Schiff mit Recht ein ſchwimmendes Hoſpital nennen. Die friſche Seeluft wirkte auf uns alle wohlthätig ein; wir athmeten ſie in vollen Zügen und fühlten deutlich, wie unſere Lungen ſich dehnten und der Athem freier wurde. — Einige jedoch konnten ſich nicht erholen, ſondern ſiechten hin und ſtarben und wurden in die Tiefe geſenkt. Alle wetteiferten, ihnen die letzte Ehre zu erweiſen. Wenn die Leiche auf das Deck getragen wurde, ging das Muſikcorps dem Zuge voran nnd ſpielte einen Trauermarſch. Die irdiſche Hülle wurde bei der Fallreepstreppe (Strickleiter zum Beſteigen des Schiffes) niedergelegt, wo der Geiſtliche ſein Amt verſah, und von wo aus ſie darauf, mit einer Kanonenkugel an den Füßen, über Bord gehoben wurde. Officiere und Mannſchaft waren bei dieſen Leichenbeſtattungen gegenwärtig.

Die Maſchine wurde faſt nur bei Windſtille benutzt. Wir hatten im Ganzen ſchönes Wetter und eine glückliche Fahrt, bis auf einen Unfall, als uns bei'm Ueberſtaggehen (Wenden) in ſteifer (ſtetiger) Briſe, weil die große Marsbraſſe in Lee bei'm Umbraſſen*) nicht los gemacht worden war, die große Marsraa mitten durchbrach.

Am 3. October ankerten wir in dem Hafen von Trincomale, einem der größten und ſchönſten in der ganzen Welt, in welchen die Befehlshaber der engliſchen Flotte in den chineſiſchen und oſtindiſchen Gewäſſern oft mit ihren Schiffen einliefen. Die Unruhen in China hatten aber den Admiral beſtimmt, mit ſeinem Flaggenſchiffe in Hong-Kong zu bleiben, ſodaß wir nur ein altes Wachtſchiff antrafen, welches uns als Hoſpital dienen mußte, indem wir unſere ſchweren Kranken an Bord deſſelben ſchafften.

*) Das bei Aenderung der Richtung des Courſes nöthige Umſtellen der Segel.
D. Ueberſ.

Der Hafen ist für die größten Schiffe zugänglich, hat ein Arsenal, ein Schiffswerft und ein Fort, Osnaburgh, welches die Einfahrt vertheidigt. In der Ferne sieht man die große Sober-Insel und mehrere andere kleinere Eilande. Auf dem Gipfel der erstgenannten liegt ein Landhaus, welches von dem Officiercorps der englischen Flotte in Stand gehalten wird, wozu jeder, der in den Hafen einläuft, sein Scherflein unaufgefordert beiträgt. Das Landhaus enthält auch eine recht artige Bibliothek, und jeder Officier, der sich längere Zeit in diesem Hafen aufhält, nimmt daselbst sein Absteigequartier, welches ihm von Niemand streitig gemacht wird, höchstens von den in großer Menge vorhandenen Schlangen. Diese Insel ist der englischen Flotte von einer eingeborenen Dame testamentarisch vermacht worden.

Die Stadt, welche sich an einem Theile des Hafens hinzieht, ist den kleineren Städten Hindostan's sehr ähnlich. Sie hat eine reizende Lage und den üppigsten Pflanzenwuchs. Das Ganze gleicht einem Parke, in welchem die freundlichen Landhäuser neugierig zwischen den Bäumen hervorschauen, und es hält schwer, sich einen anmuthigeren Punkt der Erde zu denken. Dicht vor der Stadt wohnten mehrere englische Familien und am Hafen selbst erblickte man ein einstöckiges Haus, welches vor mehreren Jahren von einem Admirale zum Zeitvertreibe erbaut wurde, als seine Flotte unthätig im Hafen lag. Die Form und die ganze Einrichtung des unter dem Namen das Admiralshaus allgemein bekannten Gebäudes ist der einer Fregatte täuschend ähnlich.

Die Insel Ceylon wurde bekanntlich im Jahre 1505 von dem Portugiesen Vasco de Gama entdeckt. Die Singalesen (Bewohner der Insel) geriethen darauf in Streitigkeiten, sowohl unter sich, als mit den Portugiesen, welche sich genöthigt sahen, die Stadt Colombo zu befestigen, und darauf versuchten, die katholische Religion im Lande einzuführen. Im Jahre 1601 fiel die Insel in die Hände der Holländer, welche wieder von den Franzosen die sie verdrängen wollten, angegriffen wurden, dieselben aber zurückschlugen. Unterdessen hatten die Engländer ihr Auge auf die reizende Insel geworfen und waren schon

1782 im Besitze des Hafens, der ihnen freilich noch einmal von den Holländern entrissen wurde, aber nach kurzer Zeit wieder in englische Gewalt zurückfiel. Die Briten hatten darauf noch verschiedene Kämpfe mit den Insulanern zu bestehen, die bis 1815 dauerten, in welchem Jahre der König von England die Insel feierlich in Besitz nahm. Die Zwistigkeiten, welche später ausbrachen, sind, wie immer, zum Nachtheile der Eingeborenen ausgefallen.

Das Clima der Insel ist im Allgemeinen äußerst angenehm, obgleich es auch sehr sumpfige, feuchte Gegenden giebt, desgleichen solche, die von der Sonnenhitze förmlich ausgedörrt sind. Die Europäer, welche sich auf Ceylon ansiedeln, bekommen bald eine gelbe Hautfarbe und sind den hier herrschenden Krankheiten unterworfen. Die frühere Hauptstadt war Colombo, doch ist der Sitz der Regierung jetzt nach Candy verlegt worden. Die großen Waldungen sind eine Quelle reichen Einkommens. Der Taliput, die Tamarinde, Palmen, Bananen, Myrthe, Lorbeer, Carica tanaya u. s. w. trifft man hier in Menge, und es giebt wohl kein Land, wo das Thierreich so mannigfaltig vertreten ist, als auf Ceylon. Die Singalesen sind von kurzem Wuchse, aber von guten Verhältnissen und zeichnen sich besonders durch ihre beispiellose Trägheit aus. Man sieht sie stets im Sonnenscheine liegen und die aus dem Betelblatte, der Arecanuß und den Tschunankernen bereitete Kugel kauen, die in ihrer Wirkung dem in Europa gebräuchlichen Kautabake gleichkommt und ihnen Mund und Zähne roth färbt. Die Männer sind mit einer Art von Rock*) bekleidet und tragen das Haar zurückgestrichen und auf dem Scheitel mit einem Kamme befestigt. Die Kleidung der Frauen besteht meist in einer kurzen Jacke; das Haar lassen sie lose herabhängen. Sie sind wohlgebildet, aber sehr leichtfertig, wovon auch ihre Gleichgültigkeit gegen ihre Kinder zeugt. Die armen Wesen sind sich gänzlich selbst überlassen und wenn sie dessenungeachtet der Mutter zur Last fallen, so macht sie sich kein Gewissen

*) Vielleicht der Sarong der Malayen?

D. Uebers.

daraus, ihnen das Leben zu nehmen, obgleich die Regierung ihr Möglichſtes thut, dieſem Verbrechen Grenzen zu ſetzen. Wenn ein Weib ſich verheirathet, ſo ehelicht ſie zugleich alle Brüder ihres Mannes, damit das Vermögen nicht zerſplittert werde. Man ſchätzt die Einwohnerzahl Ceylon's auf ungefähr zwei Millionen. Die Inſel wird von einem Gouverneur und einem geſetzgebenden Rathe, aus 15 Mitgliedern beſtehend, verwaltet. Erſterer hat einen Jahrgehalt von 7000 Pfd. St.

Als ich mich einmal damit unterhielt, Muſcheln zu fiſchen, die hier in großer Menge vorhanden ſind, fing ich auch wirklich mehrere, aber ohne, wie ich erwartet hatte, Perlen darin zu finden. Im ganzen indiſchen Meere nämlich kommen die Perlenmuſcheln an dieſen Ufern am häufigſten vor. Ceylon iſt berühmt durch ſeine Edelſteine, aber ebenſo bekannt wegen der vielen falſchen Steine, die daſelbſt für echt verkauft werden, ohne daß ein minder geübtes Auge den Unterſchied entdeckt. Ich ſelbſt bin auf dieſe Weiſe getäuſcht worden, indem ich mehrere Steine kaufte, von denen ſich, bei vorgenommener Prüfung, nicht ein einziger als echt erwies.

Ein andermal ſegelte ich in einem jener kleinen Böte aus, welche man Proah nennt und die an den Küſten der umliegenden Länder allgemein benutzt werden. Das Boot iſt ſcharf gebaut, und über die beiden Relinge (Seitenwände) ragen, einige Faden lang, Querbäume hinaus, an deren Ende ein kleineres, noch ſchärferes Boot befeſtigt iſt, welches an der Luffeite durch ſeine Schwere der Kraft des Windes in den Segeln das Gegengewicht hält, und auf der Leeſeite durch ſeinen Widerſtand im Waſſer daſſelbe Ergebniß erzielt. Dieſe Böte können ſehr wohl eine ſteiſe Briſe ertragen und gehen leicht und mit guter Fahrt.

Eines Abends, als ich bei dem Capitain, welcher im Admiralshauſe wohnte, zu Mittag geweſen war und in das Boot zurückkehren wollte, das mich dorthin geführt hatte, mußte ich einen Weg zurücklegen, der mir von meinem Führer als ein Lieblingsaufenthalt giftiger

Schlangen bezeichnet wurde. Ich merkte bald, daß seine Schilderungen nicht übertrieben waren; denn kaum hatte ich einige Schritte zurückgelegt, als ich die Thiere in den Gebüschen zu beiden Seiten des Fußsteiges rascheln hörte, was mich bewog, den Weg bis an den Strand in möglichster Eile zurückzulegen.

Am 9. October verließen wir den Hafen von Trincomale und hatten auf der Fahrt nach dem Cap das günstigste Wetter. Der jetzt mit der Führung des Shannon betraute Capitain war, wie dem Leser bekannt, nicht mit der Seebrigade in Indien gewesen und hatte somit nicht an dem Kriege Theil genommen. Er war ein ausgezeichneter Seemann und als einer der besten in der englischen Marine angesehen. Streng im Dienste, wußte er uns unaufhörlich mit Uebungen aller Art zu beschäftigen, was der Mannschaft keineswegs zu behagen schien. Die Matrosen glaubten ein Recht zu haben, etwas ausruhen und die erschöpften Kräfte wieder sammeln zu dürfen, und waren statt dessen unter strenge Aufsicht gestellt. Sie zeigten sich daher unlustig und gleichgültig im Dienste; diese Gleichgültigkeit aber gab Anlaß zu Nachlässigkeiten und diese zu Bestrafungen; es kam nicht selten zur Austheilung von Prügeln, worüber in den englischen Zeitungen viel geredet und geschrieben und dieses Verfahren verdienter Weise streng getadelt wurde.

Nachdem wir einen Monat gesegelt waren, ankerten wir wieder in der Simonsbucht, an der südlichen Spitze von Afrika, unweit der Capstadt. Wir fanden daselbst das Linienschiff „Boscaven," welches hier als Flaggenschiff lag und die Flagge des Viceadmirals Sir F. Grey führte, die von uns auf die übliche Weise begrüßt wurde. Auch diesmal besuchte ich die umliegende Gegend und stattete auch dem vor kurzem von Schweden zurückgekehrten Generalconsul, in welchem ich einen ebenso gastfreien als gesprächigen Wirth fand, meinen Besuch ab. Auf's Angenehmste aber wurde ich durch die Anwesenden eines beurlaubten Kameraden von der schwedischen Flotte überrascht, welcher mit seinem Schiffe hier längere Zeit gelegen hatte. Er war

erſtaunt, mich noch am Leben zu finden, und erzählte mir, daß in Schweden allgemein das Gerücht ginge, ich ſei in Indien gefallen; ob von der Hand der Sipoys oder als ein Opfer der wilden Thiere, wußte man nicht.

Vom Cap nahmen wir 58 Invaliden und verſchiedene Gegenſtände mit uns nach England. Am 13. November verließen wir die Simonsbucht, und zehn Tage ſpäter, alſo am 23., gingen wir im Hafen von St. Helena vor Anker. Derſelbe befindet ſich am Fuße der Stadt James, die einzige auf der ganzen Inſel; ſie liegt in einer thalähnlichen Schlucht und iſt keineswegs unbedeutend.

In Geſellſchaft einiger Kameraden wallfahrtete ich nach dem Grabe Napoleon's und nach dem weltbekannten Longwood. Der Weg führte einen hohen Berg hinauf, auf deſſen Gipfel dieſe beiden, an Erinnerungen ſo reichen Orte liegen und von welchem aus man eine wundervolle Ausſicht hat. Der Pfad, der ſich in unzähligen Krümmungen hinaufſchlängelt, hat gewiß nichts Maleriſches, aber ſchon der Gedanke macht ihn intereſſant, daß er zu dem Grabe des Giganten führt, des größten Sohnes ſeines Zeitalters, von dem Nicander ſo treffend ſagt:

„O, könnt' er einmal noch den Flug vollbringen
Frei um die Welt, wie einſt, mit ſtolzem Glück;
Zwei wilde Stürme ſeine beiden Schwingen,
Zwei milde Sonnen jeder Segensblick!
Die Achſe dreht' er wohl am Weltenrade,
Bis klar ein Morgen ſtrahlte, ohne Weh,
Ein Morgen — ſchön, wie eine Iliade,
Ein Abend — mild, gleich einer Odyſſee.
Nein Kronos, hilf dir ſelbſt! gelähmt, voll Wunden,
Liegt auf St. Helena der Aar gebunden! —"

Sein Staub iſt nach Frankreich zurückgeführt worden und ruht nun am Ufer der Seine, „mitten unter dem Volke, das er ſo ſehr geliebt." Aber St. Helena kann nichts deſtoweniger ſtolz ſein, den unſterblichen Mann beherbergt zu haben, als er den letzten Kampf kämpfte und ſeine feurige Seele aushauchte.

Wir ſtiegen vom Pferde, um den reizenden Thalweg zu Fuße zurückzulegen, wo Napoleon ſo oft auf ſeinen Spaziergängen ausgeruht hatte, und wo jetzt nur noch die Reſte ſeines Grabes zu ſehen ſind. Ich will die Gleichgültigkeit, die hier gegen die einſtige, aber unſterbliche Größe zu herrſchen ſcheint, nicht weiter berühren, obgleich es mir ſchmerzlich war, dieſe, durch Erinnerungen geweihte Stätte in ſolchem Verfalle zu ſehen. Nur die bekannte Trauerweide neigte noch ihre Zweige heimlich flüſternd zu dem Heiligthume herab, welches jetzt mit Unkraut bewachſen und ein Zufluchtsort für Spinnen und allerlei Gewürme geworden war. Mißmuthig und entrüſtet über dieſen Vandalismus verließ ich das Grab und erinnerte mich unwillkürlich der Worte eines meiner Freunde über den Mann, dem man hier ſein Grab gegraben:

Ein Menſch kann fallen und ein andrer ſteigen;
Du ſtiegſt — durch Deinen Fall erſt groß und ſchön!
Der Neid, der leider nie vermag zu ſchweigen,
Wird ſtumm an Deinem Sarkophage ſtehn.
Was Du gebaut, was Du gewollt errichten,
Zeugt von der rieſengroßen Schöpfermacht;
Wer Deinen Rieſenbau ſucht zu vernichten,
Fühlt erſt, wie groß das Werk, das Du vollbracht! *)"

Die Quelle, welche ſo oft den Durſt des Kaiſers gelöſcht hatte, ſchenkte auch mir jetzt denſelben Genuß in einigen Tropfen friſchen kryſtallklaren Waſſers. Dann gingen wir nach Longwood. Das Haus, das zu bewohnen Napoleon ſich geweigert hatte, war ziemlich gut erhalten, dasjenige aber, welches ihm zum Aufenthalte gedient, hatte man verfallen laſſen und das Zimmer, in dem er geſtorben war, erſt zur Aufſtellung einer Dreſchmaſchine, dann — zum Pferde- und Viehſtalle benutzt!!!

Ich konnte dieſe „Greuel der Verwüſtung" nicht anſehen, ohne gegen meine Begleiter mein Mißvergnügen darüber auszuſprechen, und es gereichte mir zur Befriedigung, daß ſie, als wahre Gentlemen, in meinen Tadel einſtimmten. Wir ritten nun in raſchem Trabe zurück und

*) Albano.

gingen noch denselben Tag an Bord, um nach einigen Stunden die Segel zu setzen und nach Ascension oder die Himmelfahrtsinsel abzugehen, wo wir am 28. November ankerten *). Von dieser Insel läßt sich nicht viel mehr sagen, als daß daselbst eine Abtheilung Marinesoldaten liegt, welche mit der Besatzung des Wachtschiffes („Tortoise"), so zu sagen, die ganze Bevölkerung der Insel ausmachen. Der Schiffscapitain versieht das Amt des Gouverneurs. Das Ganze gleicht eigentlich einem großen Schiffe, da man sich immer auf Monate sowohl mit Trinkwasser als mit Lebensmitteln versorgen muß, weil auf der Insel selbst nichts Genießbares wächst. Der Boden besteht theils aus Felsen, theils aus einer verbrannten lockeren Rinde. Ein Franzose soll auf diese Insel das treffende Gleichniß angewandt haben, daß sie einer ausgebrannten Hölle gliche. Dennoch giebt es eine Oase in dieser verödeten Welt, welche den Namen Green Mountains führt, aber ziemlich entfernt vom Hafen liegt. Man findet daselbst einen spärlichen Pflanzenwuchs und außerdem ist dieser Ort bekannt wegen der vielen Seevögel, die dort ihre Nester haben. Die Himmelfahrtsinsel ist seit 1827 in englischem Besitze und berühmt wegen ihrer Schildkröten-Teiche. Die Thiere werden in großer Anzahl gefangen und zum Bedarfe der Flotte aufbewahrt. Das Clima wird für sehr gesund gehalten, weshalb alle zur Flotte gehörigen Kranken von der Westküste von Afrika dahin geschickt werden.

Auch hier nahmen wir Passagiere an Bord, nämlich die Officiere und Mannschaft eines englischen Kriegs-Dampfschiffes von der afrikanischen Küsten-Station, welches auf Untiefen gerathen und infolge dessen verloren gegangen war. Drei Donkeys (kleine Maulthiere), die wir von der Simonsbucht mitgebracht hatten und durch deren unharmonisches Geschrei wir oft gelangweilt worden waren, wurden auf dieser Insel zurückgelassen, um die Race daselbst fortzupflanzen.

*) Die Insel St. Helena wird durch einen Gouverneur und einen Rath von 12 Mitgliedern verwaltet und die Volksmenge auf 6 bis 7,000 Einwohner geschätzt. Die Insel ist erst seit 1673 im Besitze der Engländer.

Am 29. November lichteten wir die Anker und steuerten Cours unmittelbar nach England. Das schöne Wetter war nun vorüber und wir wurden abwechselnd von Böen (heftigen Windstößen), Windstille und Nebel belästigt. Bald bekamen wir den Nord-Ost-Passatwind und gelangten an den Azoren vorbei. Am Weihnachtsabende waren wir noch tausend Meilen von England entfernt; er wurde, bei einer Bowle, mit Musik und kleinen theatralischen Vorstellungen in unserem „Wardroom" gefeiert; ich ging jedoch der meisten dieser Vergnügungen verlustig, da ich gerade Wache hatte und deshalb genöthigt war, auf Deck zu bleiben.

Während der letzten Tage der Reise hatten wir bei frischem Nord-West-Wind gute Fahrt und machten bis 13,5 Knoten die Stunde. Erst am 28. December bekamen wir die Scilly-Inseln und Lizard in Sicht, liefen am folgenden Tage mit Dampf in den Canal ein und gingen mit voller Kraft an den „Nadeln" vorbei. Wir ankerten noch an demselben Tage bei Spithead, der äußeren Rhede von Portsmouth. Unsere Invaliden wurden durch ein Dampfschiff abgeholt und die Pulver- und Bombenvorräthe gelöscht. Am Tage darauf liefen wir mit Dampf in den Hafen von Portsmouth ein, den großen Wimpel am Topp des großen Mastes, wie es bei der Heimkehr von einer größeren Unternehmung üblich ist, wenn die Mannschaft abgemustert (abgelohnt) werden soll. Der Wimpel hing bis in das Wasser hinab und schleppte noch ein großes Stück hinter dem Schiffe her. Die Fregatte wurde seitlängs des alten Schiffes „Camperdown" gelegt, um im Hafen selbst und dicht vor dem Werfte abgetakelt zu werden.

Noch an demselben Tage, den 31. December, kam der Hafen-Admiral, Sir George Seymour, an Bord. Er besichtigte das Schiff und die Bemannung, und da er mich nicht gleich wieder erkannte, hatte er die Artigkeit, zu fragen, ob der Ausländer in Indien zurückgeblieben sei. Ich hörte diese Worte und erhielt von meinem Befehlshaber die Weisung, vorzutreten. Der Admiral hieß mich willkommen, sagte mir, daß Capitain Peel in seinen Depeschen meiner lobend gedacht habe,

und frug, ob ich in meine Heimath zurückkehren oder noch ferner im engliſchen Dienſte bleiben wolle, in welchem Falle es ihm zum Vergnügen gereichen würde, mir behülflich zu ſein, u. ſ. w. Ich dankte ihm für ſein Wohlwollen und erklärte, daß ich nicht wohl einen Beſchluß faſſen könne, bevor ich nicht mit dem ſchwediſchen Geſandten in London Rückſprache genommen hätte.

Hierauf hielt der Admiral eine Anrede an die Mannſchaft, welche mit Begeiſterung angehört wurde. Er ſchloß ungefähr mit folgenden Worten: „Ich weiß, daß man Euch in Calcutta einen glänzenden Empfang bereitet hat; wundert Euch nicht, wenn derſelbe im Vaterlande ſtill und ohne Gepränge vor ſich geht; er iſt darum nicht weniger herzlich. Wäre Euer Capitain, Sir William Peel, mit Euch heimgekehrt, ſo würde die Nation es nicht an lautem Jubel und Ehrenbezeigungen fehlen laſſen, — jetzt ſpricht ſie in ihrer ſcheinbaren Lauheit nur ihren tiefen Schmerz über den Verluſt dieſes tapferen Führers aus, und hat mir übertragen, Euch ihrer Zufriedenheit und Dankbarkeit zu verſichern.“ Am Tage darauf gab der Admiral den Officieren der Brigade ein glänzendes Mittagsmahl, und nun folgte eine Feſtlichkeit der anderen.

Die Matroſen, welche noch einige der erbeuteten Schätze zu verkaufen hatten, traten ſie für geringe Preiſe ab. Ich blieb während der Abtakelung des Schiffes am Bord, nahm aber eine Wohnung am Lande; als ich dann gänzlich frei und unabhängig war, empfand ich dies mit wirklichem Behagen. Endlich begab ich mich nach London, wo ich dem ſchwediſchen Geſandten, Grafen Baltzar von Platen, meine Aufwartung machte. — Ich benutze dieſe Gelegenheit, meinen ehrfurchtsvollen Dank auszuſprechen für alle Güte, die er mir während meines Aufenthaltes in London erwieſen hat, und wende auf ihn das engliſche Sprichwort an: »He is the right man, in the right place« (Er iſt der rechte Mann und am rechten Platze).

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Einige Tage in London. — Dienst am Bord der Dampfcorvette „Argus.“ — Abfahrt nach Gibraltar und Aufenthalt daselbst. — Der unglückliche Fuchsjäger. — Reise nach Malta mit dem Kriegsschiffe „Vulture.“ — Aufenthalt in La Valetta. — Das Flaggenschiff „Marlborough.“ — Die englische Flotte im Mittelmeere feiert den Namenstag der Königin Victoria. — Reise nach Neapel, Civita Vecchia und Corfu. — Abschied von dem Marlborough und der englischen Flotte.

Der Anblick der englischen Hauptstadt mit ihren vielen und großartigen Sehenswürdigkeiten machte denselben tiefen Eindruck auf mich, wie bei meinem ersten Besuche; da es aber nicht zu dem Plane dieses Werkes gehört, will ich mich darüber nicht ausführlicher aussprechen. Nur das Bekenntniß muß ich ablegen, daß die Arsenale und Werkstätten zu Woolwich am meisten meine Bewunderung erregten und mich fesselten; die französischen Werfte und Werkstätten können keinen Vergleich mit ihnen aushalten. Mein Wunsch, eine der viel besprochenen und gepriesenen Armstrong-Kanonen zu sehen, blieb leider unbefriedigt. Einigermaßen wurde ich dafür entschädigt durch die Besichtigung einer riesigen Glocke im Tower zu London, von welcher mein Führer mir mit vieler Sicherheit erzählte, daß sie eine den Schweden abgenommene Beute sei. Die Sache verhielt sich jedoch anders, und ich freute mich, ihm darüber Aufklärung geben zu können. Die Glocke, auf welcher in der That der Name Stockholm stand, war bei der Belagerung von Bomarsund den Russen genommen worden, und nur jener Name hatte zu dem Irrthume Veranlassung gegeben. Es gelang mir, die Anwesenden und selbst den Führer davon zu überzeugen, daß wir mit dieser Glocke nichts weiter gemein hatten, als die Ehre, dieselbe gegossen zu haben.

Ich habe immer ein großes Intereſſe daran gefunden, das Leben und Treiben des Volkes in ſeinen unteren Claſſen näher zu beobachten, aber ich geſtehe aufrichtig, daß dieſe Neigung während meines Aufenthaltes in London bald hinreichend befriedigt wurde. Es kommt mir vor, als ob dem engliſchen Volke alle Poeſie abgehe, die das italieniſche charakteriſirt, ſo wie das Edle, das die Franzoſen der genannten Claſſen adelt. Es liegt etwas Rohes, Wildes und Plumpes in der Art, wie ſich die Menge in London bewegt, obwohl ich durchaus nicht ſagen kann, daß ich mich perſönlich über Beleidigungen oder Unarten zu beklagen hätte. Sie gleicht einem reißenden Strome, der nur durch Deiche und Dämme in ſeiner Bahn gehalten wird. Ohne eine Polizei, wie es die Londoner iſt, würde die perſönliche Sicherheit, die jetzt daſelbſt blüht und Alles im Geleiſe hält, durchaus nicht denkbar ſein.

Nachdem ich mich bei dem Admirale in Portsmouth mit dem Wunſche gemeldet hatte, wieder Dienſt zu nehmen, erhielt ich bald darauf Befehl, mich an Bord des „Argus" zu begeben, um mit ihm nach dem im Mittelmeere ſtationirten Flaggenſchiffe „Marlborough" abzugehen, auf welches ich auf Fürſprache des Grafen von Platen commandirt war. Ich hatte ſelbſt ausdrücklich darum nachgeſucht, weil ich glaubte, daß die engliſche Flotte des mittelländiſchen Meeres, in Betracht der Unruhen, die in Italien ausgebrochen waren, in dieſem Fahrwaſſer „zu thun" bekommen würde. Der 22. Januar war zur Abreiſe beſtimmt. Ich wäre beinahe zu ſpät gekommen, da der Anker ſchon gelichtet war, als ich an Bord ging, wo ich von ſämmtlichen Officieren mit Wohlwollen und gleich einem Landsmanne empfangen wurde. Der Argus war eine Dampfcorvette von 300 Pferdekraft, mit zwei Rädern und 975 Tons Tragfähigkeit. Die Bewaffnung beſtand aus einer 10zölligen 84pfündigen und 9 Fuß langen, einer 8zölligen 68pfündigen, vier 32pfündigen und drei 24pfündigen Kanonen (engliſches Maß). Die Beſatzung belief ſich auf 165 Mann.

Wir waren noch nicht weit im Canale vorwärts gekommen, als Nebel und Sturm aus Weſten eintraten, die uns nöthigten, in den

Hafen von Portland einzulaufen, welches jetzt stark befestigt wird, um für England das zu werden, was Cherbourg für Frankreich ist. Wir ankerten vor einem großartigen Seebrecher, an dem eine Menge Sträflinge arbeiteten. Nachdem wir einen Tag vor Anker gelegen hatten, setzten wir die Fahrt nach Gibraltar unter beständigem Sturme fort, so daß wir es erst am 1. Februar erreichten. Das Fahrzeug wurde, wegen des zwischen den Spaniern und Maroccanern ausgebrochenen Krieges, befehligt, daselbst zu bleiben.

Ich hielt mich ungefähr 14 Tage in Gibraltar auf und nahm während dieser Zeit Theil an den zahlreichen Festlichkeiten, welche von den Officieren der Besatzung, die aus 6,000 Mann bestand, veranstaltet wurden. Bälle, Mittagsmahle, Reit- und Jagdpartien wechselten mit einander ab.

Ueber eine der letzteren, eine Fuchsjagd, oder vielmehr über den eigenthümlichen Vorfall, welcher sich dabei ereignete, muß ich ausführlicher berichten. Ein glänzender Zug von Herren und Damen hatte sich versammelt, um an dem Vergnügen Theil zu nehmen. Wenn man die Thore von Gibraltar verläßt, um sich auf spanischen Boden zu begeben, muß man über ein sogenanntes neutrales Gebiet von ungefähr 1,500 Schritt Länge. An der spanischen Grenze befindet sich ein Thor, welches am Tage offen steht und von Soldaten bewacht wird. Die spanische Regierung hatte bei der englischen eine Verordnung auszuwirken gewußt, die es allen Fuhrwerken und Reitern verbot, sich durch dieses Thor anders als im Schritte zu bewegen. Die Verordnung war in Gibraltar nicht allein durch die Tagesbefehle des Platzcommandanten, sondern auch durch die Polizeibehörden bekannt gemacht worden, und alle Schiffscapitaine, die hier einliefen, wurden davon in Kenntniß gesetzt.

Der Reiterzug war in gestrecktem Galopp davon gesprengt; in der Nähe des Thores aber zog Jeder die Zügel seines Pferdes etwas fester an. Nur eine Dame in den vordersten Reihen schien diese Pflicht zu vergessen, und als sie im Galopp auch sogar bei der Schildwache

vorbeijagen wollte und auf ihre Warnung nicht zu hören schien, trat der Soldat vor, griff dem Pferde in die Zügel und brachte es zum Stehen. Ein Herr, welcher für den Gemahl der Dame galt, eilte herzu und versetzte der Schildwache, um ihr thätliches Einschreiten zu bestrafen, einen so heftigen Schlag mit der Reitpeitsche, daß dieselbe bewußtlos niederstürzte. Sofort aber erschien eine Patrouille aus dem Wachtzimmer, welche den erwähnten Herrn festnahm und abführte.

Wir setzten unseren Weg unbekümmert fort, und die befreite Reiterin ließ sich ebenfalls durch den unangenehmen Vorfall, dessen Ursache sie war, nicht stören, obgleich dieser Mangel an weiblichem Zartgefühle allgemeines Aufsehen erregte. Sie überließ den muthmaßlichen Ehemann seinem Schicksale, und ein junger Lieutenant nahm sofort den Platz an ihrer Seite und in ihrem Herzen ein. Nun erfuhr man, daß diese Dame eine abenteuerliche Persönlichkeit sei, die ihren gesetzlichen Mann böswillig verlassen hatte, worauf dem jungen Officiere angedeutet wurde, sich mit ihr nicht ferner auf den öffentlichen Spaziergängen u. s. w. zu zeigen. Der Dame verweigerte man in allen Salons den Zutritt; und als der junge Mann jener Weisung keine Folge leistete, wurde ihm die Kameradschaft gekündigt und bei der Regierung seine Entlassung ausgewirkt. — Ich habe dieses Ereigniß nicht eigentlich seiner selbst wegen erzählt, sondern als einen Beweis, wie hoch Sittlichkeit und Anstand in den höheren, gebildeten Kreisen der Engländer geschätzt werden. Ein Engländer, der die Regeln des gesellschaftlichen Kreises, in dem er sich bewegt, verletzt, wird sofort aus demselben ausgeschlossen. — Der festgenommene angebliche Ehemann wurde in die Gefängnisse von Algesiras gebracht und zum Tode verurtheilt, jedoch nach einiger Zeit von der Königin Isabella begnadigt, weil die Königin Victoria in einem ähnlichen Falle bei einem verurtheilten Spanier ebenfalls Gnade für Recht hatte ergehen lassen.

In dem Hafen von Gibraltar lag ein Kriegs-Dampfschiff, der „Vulture," welches an der afrikanischen Küste auf Klippen gerathen und leck geworden war und nun nach Malta steuern sollte, um in den

dortigen Docks ausgebeſſert zu werden. Da der Argus bis auf Weiteres in Gibraltar bleiben mußte, erhielt ich Befehl, mit dem Vulture nach Malta abzugehen, was am 14. Februar geſchah.

Der Vulture war zwar als Fregatte gebaut, konnte aber wegen fehlerhafter Bauart die Kanonen nicht in der Batterie des Mitteldeckes tragen, weshalb das Schiff nur auf dem oberen Deck Kanonen führte. Es war ein Räder-Dampfſchiff von 1,190 Tons Tragfähigkeit. Auf jeder Breitſeite hatte es zwei 10zöllige Kanonen von 9 Fuß, 4 Zoll Länge und ungefähr 25¼ Schiffspfund ſchwer. Hinten und vorn befanden ſich je eine 8zöllige 68pfündige Kanone von 10 Fuß Länge und etwa 28¼ Schiffspfund wiegend; die Beſatzung war 200 Mann ſtark. Der bewegliche Kiel war gänzlich weggeriſſen und ein Theil des feſten Kiels zerſchmettert, ſodaß das Fahrzeug nicht unbedeutend leck war und nur durch die mittelſt Dampfkraft in Bewegung geſetzte Pumpe lens (ſteuerbar) gehalten wurde. Das Kriegs-Dampfſchiff „Perſeverance“ erhielt Befehl, uns der Sicherheit wegen zu begleiten. Wir hatten auf dem ganzen Wege Sturm und verloren eine Kreuzſtänge und ein Boot. Das Bugſirtau riß, und bald entſchwand die Perſeverance, ein weniger raſches Fahrzeug, als der Vulture, unſeren Blicken. Das Steuerruder wurde mehrmals mit einem ſo heftigen Rucke ſeitwärts gedreht, daß man das Steuerrad los- und dem Spiele der See überlaſſen mußte. Dabei geſchah das Unglück, daß ein Matroſe, welcher das Rad nicht ſchnell genug losließ, über dasſelbe nach der anderen Seite geſchleudert wurde und den Arm brach. Als einzige Urſache dieſer Begebenheit ſtellte ſich heraus, daß die Ruderpinne zu kurz war. Der Leck wurde trotz des ſchlechten Wetters nicht ſchlimmer, und wir erreichten Malta zur feſtgeſetzten Zeit, woſelbſt gegenwärtig der größere Theil des Mittelmeer-Geſchwaders verſammelt war.

Nach dem Einlaufen des Vulture in die Docks begab ich mich ſofort zum Admiral Sir Arthur Fanſhawe, um ihm ein Schreiben zu überreichen, welches mir durch die Fürſorge des Grafen v. Platen von der Admiralität in London mitgegeben war. Als der Admiral den

Inhalt laut gelesen und daraus erfahren hatte, daß ich zu der indischen Seebrigade gehörte, reichte er mir freundlich die Hand, sagte mir einige verbindliche Worte und sprach dann mit warmem Interesse von Sir William Peel. Nachdem ich mehrere an mich gerichtete Fragen beantwortet hatte, äußerte der Admiral: „Sie haben gehört, daß ich von der Admiralität beauftragt bin, Ihnen zu gestatten, selbst das Schiff zu wählen, auf welchem Sie angestellt zu werden wünschen, und bitte ich Sie deshalb, mir Ihre Wünsche in Bezug hierauf mitzutheilen." — Ich dankte ihm für seine Güte und suchte darum an, zuerst auf seinem Flaggenschiffe Marlborough und später auf einem kleineren in Dienst treten zu dürfen. Von dem Admirale begab ich mich zum Capitain, Lord Fr. Kerr, welcher mir gestattete, sogleich an Bord zu gehen. Einige Tage darauf wurde ich vom Commander befehligt, Lieutenantsdienst zu thun, in welcher Stellung ich verblieb, so lange ich mich noch in englischen Diensten befand. Ich wurde hier mit so vielem Vertrauen und so vieler Freundschaft aufgenommen, daß ich nicht ohne Wehmuth der Stunde entgegen sah, in der ich von diesem herrlichen Schiffe scheiden sollte.

Der Dreidecker Marlborough war ein neues Schiff und eins der größten und schönsten in der englischen Flotte*). Er arbeitete mit 800 Pferdekraft, die aber bis auf 2,688 gesteigert werden konnte; führte 131 Kanonen und war 252 Fuß lang und 63 Fuß breit, also 11 Fuß länger, als der Shannon. Das Geschütz bestand auf allen drei Decks aus 32-Pfündern von ungleichem Gewichte: das Unterdeck führte 28 Stück à 19¼ Schiffspfund, das Zwischendeck 28 Stück à 17¼ Schiffspfund, das Batteriedeck 38 Stück à 12¼ Schiffspfund und das obere Deck 20 Stück à 7¼ Schiffspfund. Außerdem waren im Unter- und Zwischendeck 8 Stück 8zöllige Bombenkanonen von 19¼ Schiffspfund Gewicht, und im Vordertheil auf dem oberen Deck

*) Seitdem ich England verlassen habe, sind zwei Schiffe, „Howe" und „Victoria," vom Stapel gelaufen, die beide nur 121 Kanonen führen, aber von 1000 Pferdekraft und 4600 Tons Tragkraft sind.

eine 68pfündige, 10 Fuß lange Drehbasse (ein auf einem Zapfen nach allen Richtungen drehbares Geschütz) von 28¼ Schiffspfund Gewicht aufgestellt. Die Besatzung bestand aus 1,100 Mann, und die Tragfähigkeit des Schiffes betrug 4,065 Tons.

Die Anzahl der im Hafen von La Valetta liegenden Kriegsschiffe wechselte fortwährend, da die Fahrzeuge unaufhörlich kamen und gingen. Als ich mit dem Vulture ankam, lagen daselbst, außer dem Flaggenschiffe, 4 Linienschiffe (alles Dampfschiffe, da auf der Station des Mittelmeeres keine anderen verwendet wurden) und einige kleinere Fahrzeuge.

Es wurde viel geübt, sowohl mit den Segeln, als mit den Landungskanonen, mit welchen wir einmal die Woche, zugleich mit denen sämmtlicher Fahrzeugen, an das Land gingen. Es war eine wahre Freude für einen Seemann, die Pünktlichkeit und Gewandtheit zu sehen, mit welcher diese Bewegungen ausgeführt wurden.

Auch ein russisches Geschwader, bestehend aus einem Linienschiffe, zwei Fregatten, einer Corvette — alles Dampfer — und einem Dreidecker aus dem Schwarzen Meere, lag hier vor Anker. Am Bord der einen Fregatte befand sich der Großfürst Constantin nebst Gemahlin.

An Festlichkeiten fehlte es auch hier nicht; am unterhaltendsten erschien mir eine Wasserfahrt, die von einem in Malta ansässigen englischen Privatmanne auf einer Dampfyacht veranstaltet wurde. Wir gingen mit Dampf um die ganze Insel und dann nach dem nahegelegenen Eilande Gozzo. Hier warteten unserer kleine Wagen, die nur Platz für eine Dame und ihren Ritter hatten, der zugleich die Stelle des Kutschers versehen mußte; — und wir unternahmen nun eine Fahrt, um eine auf einer Anhöhe gelegene und von Weingärten umgebene katholische Kirche zu besehen. Auch die bekannte Spitzenfabrik ward in Augenschein genommen; die Klöpplerinnen saßen arbeitend vor den Thüren ihrer Wohnungen und boten ihre Kunsterzeugnisse zu einem sehr geringen Preise feil. Die meisten waren wirkliche Schönheiten und im Besitze der ausgebildeten Gabe, Kunden herbei zu locken. Auch

von uns wurden verſchiedene Einkäufe gemacht. Nach beendeter Luſtfahrt lud unſer Wirth uns zum Mittagseſſen ein und hatte die Artigkeit, auch einen Toaſt auf die Schweden vorzuſchlagen. Täglich wurden den Körper kräftigende Spiele, wie Cricket, Coits, Taubenſchießen u. ſ. w., vorgenommen. Ein andermal beſuchten wir die Katakomben (unterirdiſche Grabſtätten) und verſchiedene Klöſter. Zu allen dieſen Vergnügungen kam auch noch der Carneval hinzu, und ich geſtehe, daß die komiſchen Aufzüge, an denen wir Theil nahmen, mich, vielleicht der Neuheit wegen, ungemein beluſtigten. Bei dem Gouverneur fand ein glänzender Maskenball ſtatt, bei welchem auch die Großfürſtin Conſtantin zugegen war, auf deren beſonderen Wunſch von Herren und Damen verſchiedene ſchottiſche Volkstänze in Nationaltracht aufgeführt wurden.

Auf Malta traf ich wieder mit einem Officiere von dem Shannon, Lord Clinton, Sohn des Herzogs von Newcaſtle, zuſammen, welcher die Seebrigade in Indien wegen Krankheit verlaſſen mußte und zu Lande nach England zurückgekehrt war, wo er ſich ziemlich erholt hatte und jetzt wieder im Dienſte ſtand.

Am 10. Mai verließ das Flaggenſchiff mit den Linienſchiffen „Conqueror," „Centurion" und „Princeß Royal" Malta und kreuzte zwiſchen dieſer Inſel und Sicilien. Am 13. wurden wir durch die Linienſchiffe „St. Jean d'Acre" und „Brunswick" und die Dampfcorvette „Bacoon" verſtärkt, welche letztere Befehl erhielt, in Malta einzulaufen. Am folgenden Tage vereinigten ſich die Linienſchiffe „Victor Emanuel" und „Orion" und die Fregatte „Euryalus" mit uns, die den Prinzen Alfred, den zweiten Sohn der Königin, an Bord hatte. Nun waren acht Linienſchiffe und eine Fregatte von 51 Kanonen nebſt mehreren anderen kleineren Fahrzeugen in der Nähe von Malta verſammelt, und es wurden fleißig Bewegungen und Uebungen angeſtellt.

Am 21. Mai lief die ganze Flotte im Hafen von Malta ein, um den auf den 24. fallenden Namenstag Ihrer Majeſtät der Königin zu feiern. Mittags 12 Uhr gaben alle Fahrzeuge, ſowie die Feſtung Ehren-

ſalven; und nachdem der Donner der Geſchütze verhallt war, begann das Gewehrfeuer auf ſämmtlichen Wällen der Feſtungslinien, in welches die Abtheilungen der Seeſoldaten am Bord der Schiffe einſtimmten, während die Muſikcorps der ganzen Flotte die jedem engliſchen Herzen ſo theure Nationalmelodie »God save the Queen« ſpielten. Dieſer Feierlichkeit folgte ein großes Mittagsmahl beim Admiral am Bord des Flaggenſchiffes, bei welchem der fürſtliche Midſhipman an der Seite des Admirals ſaß; an dieſer Tafel waren außerdem nur Plätze für den Gouverneur, den General, die Capitains der geſammten Schiffe und die obrigkeitlichen Perſonen der Inſel. Am Abende glänzten auf allen Schiffen Laternen in ſämmtlichen Kanonenpforten und in der Takelage, während die Mörſer künſtliche Sonnen und Sterne zum Himmelszelte empor ſandten. Auch die Stadt war erleuchtet, und das Feſt endete mit einem Balle bei dem Gouverneur.

Um zu zeigen, wie wenig Umſtände in England mit einer königlichen Perſon gemacht werden, die noch in den Jünglings- und Lernjahren ſteht, will ich nur erwähnen, daß der junge Prinz den Dienſt eines Midſhipman am Bord verſah und ſeinen Platz im „Meß" ſeiner Kameraden hatte, deren Beſchäftigungen und Pflichten auch die ſeinen waren und deren Lebensweiſe und Gewohnheiten er theilte. Der einzige Vorzug, der ihm vor den anderen eingeräumt wurde, war das Recht, ein Boot mit der nöthigen Mannſchaft zu ſeiner Verfügung zu haben, das ihn, nach erhaltenem Urlaub, an das Land führte. Einmal am Lande, wurde er als Prinz von England behandelt. Der junge Fürſt war ungefähr 14 Jahre alt. Er hatte hübſche, lebhafte, regelmäßige Geſichtszüge und bewies für ſein Alter ungewöhnlich viel Anſtand und Würde.

Am 5. Juni verließ die ganze Flotte Malta. Ohne im Geringſten dazu vorbereitet zu ſein, erhielten wir am Abend vorher Befehl, am nächſten Morgen unter Segel zu gehen. Viele waren der Meinung, daß es in den Kampf ginge, obgleich Keiner wußte, gegen wen; im Ganzen war es uns einerlei, vorausgeſetzt, daß wir in Thätigkeit

kamen. Man fragte mich, ob ich folgen würde, wenn es gelte, sich mit den Franzosen zu messen? Mir galt es gleich, wohin es ging, und wäre es gegen die vereinigten Flotten der ganzen Welt! Die Flotte, neun Segel stark, lief durch die Meerenge von Messina zwischen Sicilien und Calabrien und erreichte am 9. den Hafen von Neapel. Nun erst erfuhren wir den Grund unserer plötzlichen Abfahrt von Malta: wir sollten den neuen König von Neapel begrüßen, was auf folgende Weise ausgeführt wurde. Erst salutirte das Flaggenschiff, welches hier das erste im Range war; darauf das nächstfolgende, — und so eins nach dem anderen, während sie sämmtlich auf Kabellänge von einander entfernt lagen. Darauf gingen so viele der Schiffe vor Anker, als nach dem bestehenden Vertrage neben einander im Hafen liegen durften. Die anderen Schiffe mußten wieder zurück und in beträchtlicher Entfernung vor demselben die Anker auswerfen.

Wir lagen einen Tag über vor Neapel, den ich benutzte, Herculanum und Pompeji, den Vesuv u. s. w. zu besuchen und am Abend in das S. Carlo-Theater zu gehen.

Am 10. verließen wir den Hafen von Neapel und kreuzten nordwestwärts längs der italienischen Küste, bis nach Civita Vecchia. Darauf steuerten wir südwestlich nach Corfu, wo ich am 24. Juni den Marlborough und den englischen Dienst verließ, in welchem ich sowohl die angenehmsten als die lehrreichsten Stunden meines Lebens zugebracht hatte. Ich hatte während der Zeit einen Blick in das praktische Leben gethan und es in einer Vielseitigkeit geschaut, wie es Wenigen geboten wird; ich hatte ein Volk vom edelsten Charakter kennen gelernt, welches in Wahrheit das freieste der Erde ist; ich hatte Bekanntschaften angeknüpft mit vielgeprüften trefflichen Persönlichkeiten, die mir wegen ihrer Lebensklugheit, Kenntnisse und Ritterlichkeit zum Vorbilde dienen konnten; ich hatte mich mit einer neuen Welt und deren vielen Eigenthümlichkeiten einigermaßen vertraut gemacht und dem Ausgange eines großen, politischen Dramas beigewohnt, in welchem ich selbst eine, wenn auch untergeordnete, Rolle spielte, und end-

lich — während der ganzen Zeit ſo viel achtungsvolles Vertrauen und liebenswürdige Freundſchaft genoſſen, daß ich im wahren Sinne des Wortes glücklich und zufrieden war; was konnte ich noch mehr wünſchen? Ich bekenne, daß ich mein Herz nie ſo heftig klopfen hörte, als da ich zum letzten Male in engliſcher Uniform zu der Flagge Albion's empor blickte und gleich darauf die Fallreepstreppe des Marlborough hinabſtieg, begleitet von den Kameraden, die mir zum Abſchiede die Hand drückten. Ich war unfähig, ihnen mit Worten auszudrücken, was ich ihnen zu ſagen hatte — ſie werden es ſchon in meinen Augen geleſen haben.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Abreiſe nach Italien. — Neapel, Florenz, Piſa, Livorno, Civita Vecchia, Rom und ſeine Alterthümer. — Marſeille. — Toulon, ſein Hafen und ſeine Werfte. Die franzöſiſchen und engliſchen Panzerſchiffe. — Vergleich zwiſchen der inneren Einrichtung der franzöſiſchen und der engliſchen Kriegsſchiffe. — Die Stärke der franzöſiſchen und die der engliſchen Flotte. — Ein Beſuch in Paris. — Noch einmal London. — Abſchied von England. — Heimkehr. — Schlußwort.

Beim Beginne dieſes letzten Capitels iſt mir zu Muthe, wie Einem, der ſein Bündel ſchnürt, um einen Kreis zu verlaſſen, in welchem er längere Zeit verweilte im Umgange mit liebenswürdigen und gebildeten Menſchen, deren Gewohnheiten und Lebensanſichten den ſeinen gleich waren und denen er ſich innig und liebevoll angeſchloſſen hatte.

Wenn der Leſer Geduld gehabt hat, mich auf meiner langen Reiſe bis hierher zu begleiten, ſo wird er mich hoffentlich auch jetzt nicht verlaſſen, bis ich den kurzen Weg in den Hafen zurückgelegt habe, von welchem ich ausfuhr und der mir doch von allen der liebſte iſt. — Das eigene Vaterland iſt für ein treues, kräftiges Gemüth doch ſtets der liebſte Fleck auf Erden, wenn es auch das ärmſte und unbedeutendſte wäre!

Nachdem ich mich einige Tage auf Corfu aufgehalten hatte, geſtattete mir Admiral Fanſhawe, mit ſeinem Packetboote Caradoc nach Malta abzugehen. Ich traf daſelbſt mit dem Capitain eines franzöſiſchen Küſten-Dampfbootes das Uebereinkommen, ihn nach Meſſina, Neapel und Livorno zu begleiten, um von dort die Reiſe über Piſa und Florenz fortzuſetzen, in welcher letzteren Stadt ich wieder einige Tage zu raſten beabſichtigte.

Neapel! Perle des Mittelmeeres! was kann ich zu Deinem Lobe ſagen, was nicht ſchon tauſendmal vor mir ausgeſprochen wäre? Man

kennt das Sprüchwort: „Neapel ſehen und dann ſterben," welches ich aber nicht zu dem meinigen machen kann, ohne den Sinn desſelben dahin abzuändern, daß es heißt: „Neapel ſehen und — leben, um es noch einmal ſehen zu können!"

Das Leben in dieſer Stadt ſchien mir einer großen Maskerade zu gleichen, in welcher die Ball ſpielende Jugend, die Fleiſcher, Obſthändler, Bettelmönche, Marktſchreier, Lazzaroni, Declamatoren, Waſſerträger, Eſeltreiber, Pulcinelli und Columbinen, Maccaroni-Fabrikanten und -Verkäufer, Vetturini, Zampognari, Facchini, Sorbettari, Mineſtrari, Tarantelli u. ſ. w. die Hauptrollen ſpielen, alles Perſonen mit ſcharf ausgeprägten Zügen, und das Ganze von duftenden Orangen und Roſen umgeben.

Die Schriftſteller, welche ihre Leſer in dieſe Stadt führten, haben meiner Anſicht nach viel zu viel Aufhebens von den Lazzaroni gemacht. Ich ſage lieber mit Couſin, daß alle Bettler der Welt in Neapel zu Lazzaroni würden. — Herrſchte in unſerem ſtrengen Norden ein ewiger Sommer, wie dort, ſo würden auch unſere ſchwediſchen Eckenſteher auf den Straßen liegen und ſich von der Sonne braten laſſen, die halbnackten, unſauberen Körper von den beißenden und ſtechenden Schmarotzern befreien oder bei den Klängen einer verſtimmten Violine oder eines Tambourins ihre Polka oder Tarantella tanzen.

Wer die ſogenannte Geiſtlichkeit in ihrem Berufe ſehen will, oder wie ſie ihre Aufgabe, die Menſchheit zu erniedrigen und dem Thiere gleich zu machen, löſt, der begebe ſich nach Neapel. Bei jedem Schritte begegnet man den troſtloſeſten Folgen dieſer Prieſterherrſchaft. Von den Mönchen kann ich nur ſagen, daß ſie alle mit einander den Beinamen verdienen, den man dort nur den Capuzinern beilegt: die „Schweine der Chriſtenheit." Sie ſind entweder fett, ſchmierig, roth und aufgedunſten und glänzen von Wohlbehagen, oder bleiche Mondſcheingeſtalten. Die Sündenregiſter der Prieſter würden ſo lang ſein, wie die Liſte des Leporello. Immer von widerwärtigem Anſehen, ſcheinen ſie mir doch am ekelhafteſten, wenn ſie, nach angehörter Beichte, die fette

Hand aus dem Beichtſtuhle hervorſtrecken, um den Handkuß und — die baare Bezahlung für den Ablaß in Empfang zu nehmen.

Was das Militair betrifft, ſo kam es mir vor, wie die Statiſten eines Theaters. Der vorige Regent beurtheilte ſeine Soldaten vielleicht gar nicht ſo unrichtig, als er ſeinem Kriegsminiſter auf deſſen Anſuchen, den Truppen neue Uniformen zu geben, die Antwort ertheilte: „Kleiden Sie ſie, wie ſie wollen, ſie werden doch beim erſten Schuſſe davon laufen."

Und nun nach einer anderen Stadt!

Florenz, die Stadt der Blumen, gleicht einer ewig jungen und blühenden Schönheit, die ſich ihrer unwiderſtehlichen Reize bewußt iſt. Am meiſten gefiel mir Santa Croce, weniger durch ihr Aeußeres, als durch die Sehenswürdigkeiten im Inneren. Das ſtolzeſte Herz muß ſich gedemüthigt fühlen, wenn es zwiſchen den irdiſchen Ueberreſten ſolcher Männer umher wandelt, wie Michel Angelo, Dante, Macchiavelli und Galilei. Ich brauche nicht zu ſagen, wie feierlich mich in der Tribuna der Anblick der Meiſterſtücke der Bildhauerkunſt, z. B. die mediceiſche Venus, der Schleifer und die Niobe, ſowie die Perlen der Malerei, z. B. die Venus des Titian, die Fornarina Raphael's und die Madonna des Andrea del Sarto, ſtimmte, obſchon ich die Kenntniſſe entbehre, welche zum vollen Verſtändniſſe dieſer Kunſtſchätze erforderlich ſind. In dem reizenden Garten Boboli, welcher den Palaſt Pitti gleich einem Blumengürtel an der einen Seite umgiebt, begriff ich erſt, was man in Italien unter dem Reiche der Flora verſteht. Die ganze Atmoſphäre war mit Duft gefüllt, und ſchönere Blumen habe ich nirgends geſehen.

Wer übrigens der Meinung iſt, daß unſere neueren Bildhauer an edler Schönheit der Formen denen des Alterthums gleichkommen, den bitte ich, nur einen Vergleich zwiſchen der mediceiſchen Venus und der des Canova anzuſtellen, welche letztere unter dem Namen der „Tröſterin" im Palaſte Pitti ſteht. Man erzählt, daß Canova dieſelbe geſchaffen habe, um das Volk über den Verluſt der mediceiſchen Venus

zu trösten, welche von Napoleon nach Paris entführt worden war. Dasselbe wird von dem Perseus dieses Meisters erzählt, welcher auf einige Zeit in Rom den Platz des Apollo einnehmen mußte. — Es wurde mir berichtet, daß sich in der Stadt ein Kloster oder, richtiger gesagt, eine Pensionsanstalt für junge Damen befände, unter denen man sich nach eigenem Gefallen eine Lebensgefährtin wählen könne. Ich versäumte, diese Gelegenheit zu benutzen, und durcheilte statt dessen rasch die Klöster und Zellen, in denen die Sclaven des Müßiggauges und die geistlichen Tagediebe gemästet werden.

In Florenz hat die Wiege vieler berühmter Männer gestanden, zu denen, außer den schon genannten, auch Petrarca, Boccaccio, Brunellesco u. s. w. gehören. — Während ich diese Notizen in mein Buch eintrage, geht gerade ein Leichenzug bei meinen Fenstern vorüber. Alle Leidtragenden sind in schwarze Gewänder gehüllt und ihre Gesichter mit schwarzen Masken bedeckt; voraus schreiten die Mönche mit brennenden Wachskerzen in den Händen.

Von Florenz ging ich über Pisa zurück nach Livorno. Der Weg schlängelte sich über Berg und Thal an den reizenden Ufern des Arno entlang, und das einzige Ungemach der Reise bestand in den unvermeidlichen Bettlern, welche den Reisenden schaarenweise umlagern. In Pisa besuchte ich zuerst den Dom, der ein wahres Meisterstück der Baukunst ist. Das Innere desselben ist mit werthvollen Malereien, Marmorgruppen, dem „silbernen Altar" und sonstigen Schätzen geschmückt. Ein Theil des Fußbodens und die ganze Decke des vordersten Chores besteht aus Mosaik. Von dem Dome begab ich mich nach dem nahegelegenen Battisterio, dann nach dem Campo Santo, der größten Merkwürdigkeit der Stadt, den bekannten schiefen Thurm nicht ausgenommen. Ich fand daselbst Frescomalereien aus dem 14. Jahrhunderte, von Giotto, an welchen die Farben, besonders die blauen und rothen, noch sehr gut erhalten sind. Eins dieser Gemälde stellt den Tod vor, wie er die Seelen abholt. An den Mauern sind alte Gräber, Badewannen, Runen u. s. w. zu sehen.

In Livorno erhielt ich die Nachricht von dem erfolgten Ableben unſeres Königs Oscar I. Im Hafen lagen drei norwegiſche Schiffe, welche die Flagge auf halbem Maſte trugen. Schwediſche Fahrzeuge waren augenblicklich nicht dort; ſie würden nicht verſäumt haben, auch ihre Trauer durch äußerliche Zeichen in allen üblichen Formen an den Tag zu legen, bei dem Tode eines Monarchen, der mehr für die Wohlfahrt ſeines Landes gethan hatte, als manche ſeiner Vorgänger. — Auf einem Dampfboote fuhr ich von hier aus nach Civita Vecchia, wo ich die Landung franzöſiſcher für den italieniſchen Feldzug beſtimmter Truppen mit anſah. Die Soldaten waren klein, dunkel, mit blitzenden Augen und ſcharf markirten Zügen. In Uniformirung und militairiſcher Haltung ſchienen ſie mir hinter allem, was ich Derartiges in England geſehen hatte, zurück zu ſtehen; ſie machten nicht den Eindruck auf mich, wie die zuverläſſigen Schotten.

Von Civita Vecchia ſetzte ich meine Reiſe nach Rom fort — der ewigen Stadt, „deren Mauern," wie Byron ſagt, „mehr wiſſen, als unſere Gelehrten." Ich durchwanderte die Straßen mit dem Childe Harold; aber wie hätten ſo wenige Tage genügen können, ſich ein richtiges Bild von dieſer „Stadt der Seelen" zu machen und einzuprägen, in welcher man ein halbes Jahrhundert verwenden müßte, um alle Schätze der Vergangenheit und der Kunſt alter und neuer Zeit und die Alterthümer und Ueberreſte ehemaliger Größe aufzufinden und zu verſtehen. Ich konnte nur ein oberflächlicher Beobachter bleiben und habe deshalb auch nur wenig über dieſen Aufenthalt zu berichten.

Auf keine Stadt und auf kein Volk kann man den Satz „die Zeiten ändern ſich" ſo mit Recht anwenden, als auf Rom und ſeine Bevölkerung. Die größte Veränderung iſt durch die Prieſter herbeigeführt worden; denn es iſt geſchichtlich und unzweifelhaft, daß Welt und Menſchen ſchlechter geworden ſind, da, wo alle Gewalt in ihre Hände gelegt iſt. Rom iſt die Hochſchule des Jeſuitismus, und von den Jeſuiten gilt das alte Sprichwort: Si cum Jesuites, non cum

Jesu ites. — Aber Rom ist außerdem auch „der Wittwensitz alter Erinnerungen," wie der Dichter sagt. — — —

Ich eilte nach der Peterskirche und rief unwillkürlich bei ihrem Anblicke: „Bramante, Du hast Wort gehalten; Deine Rotunde schwebt in der Luft!" Welch' ein Werk, von Menschenhänden ausgeführt! Aber freilich unter der Regierung von 30 Päpsten und — nach den Angaben Fontana's — für die Summe von 260 Millionen Francs, ausschließlich der Kunstschätze und Verzierungen im Inneren und der Säulengänge. Eine ganze Welt hat zu diesem Unternehmen beigetragen!

Das Bestreben, möglichst hoch zu steigen, ist eine Schwachheitssünde, von der Keiner ganz frei ist; — auch ich war von ihr befallen, als ich eines Tages in die Kuppel der Peterskirche hinaufstieg, um in ihr meinen Namen mit Bleistift an die Wand zu schreiben und somit der Unsterblichkeit zu übergeben. Ich sah, daß schon zwei Schweden vor mir denselben Gedanken gehabt und ausgeführt hatten: Gustav III. und Prinz Oscar.

Ein Gebäude, welches mir noch besser gefiel, als die Peterskirche, ist das Pantheon, ein Tempel der Erinnerung, der die Namen so vieler Berühmtheiten in sich bewahrte, von denen aber nur einer geblieben ist: Raphael Sanzio. Diesen Namen können weder Zeit noch Gewalt auslöschen — es müßte denn die Menschheit selbst zur Ruine werden.

Das Wort „Ruine" erinnert mich an eine solche, die ich nicht ungenannt lassen kann; ich meine das Colosseum, welches seit achtzehn Jahrhunderten den verschiedensten Zwecken gedient hat; unter Titus ein stattlicher Circus für die Kämpfe der Gladiatoren, wurde es unter Diocletian eine Arena, um in ihr die Märtyrer sterben zu sehen; später, während der Zwiste der Geschlechter Frangipani und Annibaldi, eine Art Schanze, und darauf eine unerschöpfliche Quelle von Baumaterial für die römischen Baumeister, welche sich nicht entblödeten, dies gewaltige Denkmal vormaliger Größe zu zerstören, um — Lustschlösser daraus zu bauen. Sixtus V. machte diesem ruchlosen Treiben ein Ende, in der Absicht, — daselbst eine Wollspinnerei anzulegen und die Arca-

den zu Kaufläden einzurichten, — ein Plan, der mit ſeinem Tode wieder zuſammenſtürzte. — Die Alten verſtanden es, ſich in ihren Bauten ſelbſt ein Denkmal zu ſetzen, indem ſie darin gleichſam den Gedanken zu verkörpern ſchienen, daß ſie es werth ſeien, Jahrhunderte zu überleben. Wir bauen Kartenhäuſer und Kindertheater, in denen unſere Nachkommen uns ebenfalls zu ſtudiren ſuchen werden, d. h. wenn ſie überhaupt ſo lange ſtehen. — Nun, wir können uns damit tröſten, daß, wenn die Nachwelt wirklich zu erfahren ſucht, was wir waren und vermochten, ſo kann ſie an Kirchen und Schlöſſern vorüber wandeln und uns in den nützlichen Errungenſchaften bewundern, bei welchen Dampf, Magnetismus und Electricität uns als Werkzeuge zur Hand gegangen ſind.

Von dem alten Capitol ſteht nur noch das ſogenannte Tabelarium oder der Ort, wo die Geſetzestafeln ausgeſtellt wurden. Das neue Schloß iſt jedoch wieder auf demſelben Platze, auf dem Palatiniſchen Berge, erbaut, welcher, gleich den anderen Hügeln Roms, bedeutend an Höhe abgenommen hat; ja, ſelbſt ein Sprung von dem berüchtigten Tarpejiſchen Felſen würde keine Gefahr mehr haben. Jetzt rauſcht eine Waſſerkunſt neben der Reſidenz der alten Senatoren, aber das Waſſer wäſcht nimmer das unſchuldige Blut weg, welches hier gefloſſen iſt.

Auf meinen Wanderungen drängte ſich mir wiederholt der Gedanke auf, wie kurz doch die Dauer des Menſchenlebens im Vergleiche zu ſeinen Werken ſei! — Aber ſelbſt, wenn es tauſend Jahre währte, würde derſelbe Gedanke wiederkehren; — was ſind denn tauſend Jahre in ihrem Verhältniſſe zur Ewigkeit!

Hier einige Bemerkungen über die ewige Stadt, die aus freier Hand und deshalb meiſtens ohne Zuſammenhang hingeworfen ſind.

In S. Giovanni Laterano befindet ſich das Grab des Johannes; der Platz vor dieſer Kirche iſt mit einem Obelisken aus Theben geſchmückt. An dieſem Platze liegt auch der Tempel mit der wunderthätigen Treppe aus Jeruſalem, la scala santa, die man nicht anders,

als auf den Knieen, beſteigen darf. Wer dieſe Treppe auf den Knieen hinaufruſcht, kürzt den Aufenthalt im Fegefeuer um 200 Tage! — Santa Maria Maggiore enthält das Grab der Jungfrau Maria (nach Ausſage der Prieſter). In der Kirche S. Sylveſter auf dem Marsfelde befindet ſich ein Bildniß Jeſu, von dem behauptet wird, daß es von ihm ſelbſt gemalt und dem Könige Abgarus verehrt worden ſei. In S. Sabino wird der Stein vorgewieſen, der nach S. Dominico, als man ihn ſteinigen wollte, geſchleudert wurde, aber mitten im Fluge umkehrte und in die Kirche hineinfiel. In Santa Croce zeigt man einen der Silberlinge des Judas Iſcharioth und das Kreuz, an welches einer der beiden Miſſethäter geſchlagen war. Im Lateran ſind einige Ueberreſte der irdiſchen Hülle des Erlöſers, und in der Kirche Santa Anna der Marmortiſch aufbewahrt, der zu Iſaac's Opfer beſtimmt war! — Man ſtaune über den Reichthum dieſer geſchichtlichen Sammlungen und — über die Wahrheitsliebe der Prieſter!!

Ich hätte ein ganzes Jahr in Rom bleiben mögen, und konnte nur vierzehn Tage daſelbſt verweilen. Die Zeit erlaubte mir deshalb nur flüchtige Beſuche der Umgegend, wie der Villen Borgheſe, Farneſe (das Werk Vignola's), Pamphili, Albani, Corſini u. ſ. w.

Was mir in Rom am meiſten auffiel, waren die vielen Armen. Auf meine Frage nach den Urſachen dieſer traurigen Erſcheinung erhielt ich zur Antwort, daß der jetzige päpſtliche Verweſer der Armenanſtalten alle Armenhäuſer habe niederreißen laſſen, um der Gemeinde nicht die Gelegenheit zu rauben, chriſtliche Barmherzigkeit zu üben.

Die chriſtliche Frömmigkeit iſt, ſelbſt in Rom, bisweilen ſehr zweideutig; man küßt noch immer den Fuß der Bildſäule St. Petri, obgleich es allgemein bekannt und anerkannt iſt, daß dieſelbe ehemals in einem heidniſchen Tempel geſtanden hat und daſelbſt als Bild des Jupiter verehrt wurde. — Die mittlere der drei Eingangsthüren der Peterskirche wird nur alle 50 Jahre geöffnet. Dieſe Handlung wird mit der größten Feierlichkeit begangen, da einem Jeden, der durch dieſelbe eintritt, Segen zu Theil wird. Wo aber Wunder geſchehen

ſollen, liegen faſt immer verſchiedene Mächte im Streite, ſo auch hier; an eben dieſer Pforte der Gnade, an welcher man verſchiedene chriſtliche Sinnbilder, wie die Tiara, die Schlüſſel und das Kreuz, erblickt, befindet ſich auch ein kleines Bronzebild in erhabener Arbeit, welches — die Leda mit dem Schwane vorſtellt!

Ich habe mehrfach geleſen und gehört, daß der Römer den Verfall ſeiner berühmten Vaterſtadt beklagt; — ob und in wiefern dieſes der Wahrheit gemäß iſt, kann ich nicht beurtheilen, jedoch dem Anſcheine nach halte ich es für eine Fabel. Iſt es dennoch der Fall, ſo erkläre man, weshalb er das Mauſoleum des Auguſtus in eine Bahn für Kunſtreiter, den Tempel der Minerva in eine Schmiede, das Mauſoleum des Antonins in eine Dogana, und das des Ceſtius in ein Wirthshaus umgewandelt hat!! Dies Alles iſt erſt in unſeren Tagen geſchehen!

Es war ein unerſetzlicher Verluſt für Rom, daß Napoleon niemals die Wohnung bezog, die im Quirinal für ihn eingerichtet war. Man weiß, daß der Kaiſer eine Milliarde Francs zu Entdeckungen von Alterthümern bewilligt hatte. Wir wiſſen ferner, daß er ſeinen Sohn bei deſſen Geburt zum Könige von Rom ernannt hatte, bei welcher Gelegenheit der Zufall ſein ſonderbares Spiel trieb. Als nämlich in Paris der Luftballon aufſtieg, der das Volk mit der erwünſchten Nachricht erfreute, fand man denſelben vierzehn Tage ſpäter in der Nähe von Rom, wo er niedergefallen war. Aber — das Schickſal macht nur zu oft einen Querſtrich durch die Berechnungen der Menſchen! Man kennt das ſtolze Wort des Kaiſers, als er beſchloß, ſeinem Sohne den Titel eines Königs zu geben: „Wenn die Söhne anderer Regenten geborene Prinzen ſind, ſo iſt es in der Ordnung, daß der meine als König geboren werde.“

Rom iſt der rechte Ort, um die Antike zu ſtudiren. — „Wer hat in idealem Style gearbeitet?“ fragt Ehrenſvärd, und antwortet ſelbſt: „Die Alten;“ worauf er wieder fragt: „Was iſt idealer Styl?“ — Ant-

wort: „Die natürliche Nachahmung, ſowohl der geſunden Glieder ſelbſt, als ihrer Wirkungen.“ — In der Antike liegt ein Ringen nach der höchſten Schönheit in der einfachſten Form; ſie wollte mehr, als Alltäglichkeit, ſie ſtrebte nach der Verkörperung großer Gedanken, die im richtigen Verhältniſſe zu einander ſtehen; ſie fühlte nicht das Bedürfniß, die Grenzen der Natur zu überſchreiten, — ſie wollte nur Wahrheit, reine Wahrheit, um für ſie zu leben und zu ſterben.

Wenn ich aus meinem Vaterlande verwieſen würde und ſelbſt den Ort wählen dürfte, an welchem ich mein Leben beſchließen möchte, ſo wäre dies Rom, wo jeder Gegenſtand an eine große Vergangenheit erinnert, wo man ſich ſtets von den Geiſtern längſt verſtorbener, berühmter Männer umgeben fühlt, die noch durch ihre Werke zu uns reden, noch manchen Jünger der Kunſt begeiſtern und, ſo zu ſagen, die Luft mit ihrem Schönheitsgeiſte erfüllen. Ich bin ſonſt nie und nirgends ſo von Staunen gelähmt geweſen, habe mich nirgends ſo klein und unbedeutend gefühlt, — aber auch nirgends ſo deutlich empfunden, daß ein Gott in der Menſchenbruſt wohnt und wirkt.

Ich ſchied von Rom, wie von einem Gegenſtande, der uns unausſprechlich lieb iſt und der uns trotz Zeit und Entfernung niemals fremd wird, — und kehrte nach Civita Vecchia zurück, um mich von dort auf einem Dampfſchiffe nach Genua, Marſeille und Toulon zu begeben.

Das Dampfboot hatte noch nicht den Strand verlaſſen; ich ſaß auf dem Deck, vertieft in Gedanken über Alles, was ich Schönes und Herrliches geſehen, als ich von einem Fremden geſtört wurde, der ſich mir näherte und mich engliſch anredete. Er ſagte unter Anderem, daß er ſich freue, in mir einen alten Bekannten wieder zu ſehen, und daß die Reiſe ihm deshalb doppeltes Vergnügen gewähre. Es ſtellte ſich bald heraus, daß er ſich in der Perſon geirrt hatte, was uns indeß nicht hinderte, recht gute Freunde zu werden. Der Mann war Amerikaner und hatte die angeborene Gabe, Alles, was er ſah, zu

tadeln, mit der Verſicherung, daß es bei ihm zu Hauſe anders und, natürlicherweiſe, beſſer ſei. Wenn mir die Großthuerei und Selbſtliebe aber gar zu weit ging, nahm ich mir die Freiheit, ihm durch einige ganz friſche Beiſpiele aus der Tages-Chronik zu beweiſen, daß es auch in den vielgeprieſenen Muſterſtaaten Dinge und Verhältniſſe gebe, die nicht leicht ſchlechter und erbärmlicher ſein könnten.

Endlich lief das Dampfboot aus und nahm ſeinen Cours nach Genua. Auf dieſer Fahrt nun ſah ich eine italieniſche Nacht in ihrer vollen dichteriſchen Schönheit, und werde niemals dies hinreißende Natur-Schauſpiel vergeſſen; über mir das tiefblaue, mit zahlloſen Sternen beſäete Himmelszelt, um mich her die ruhige Spiegelfläche des Meeres, die das Bild des Mondes zurückſtrahlte und ſelbſt eine leuchtende Maſſe zu ſein ſchien — eine bekannte Erſcheinung, die ſich dadurch erklärt, daß man bei näherer Unterſuchung dieſes leuchtenden Waſſers eine Menge größerer und kleinerer Thiere darin entdeckt, welche alle zu den Gattungen gehören, die im Dunklen leuchten, wie z. B. Orthragoriscus, Mola, Salpa maxima, Physalia Arethusa u. ſ. w.

Gebadet in den Strahlen der Morgenſonne, trat das ſtolze, an geſchichtlichen Erinnerungen ſo reiche Genua vor meine bezauberten Blicke. Man nennt dieſe Stadt „la superba", gleich wie man Florenz „die Stadt der Blumen" und Venedig „la bella" genannt hat. — Genua iſt eine der älteſten Städte Europa's. Als Beweis für ihr Alter dient, daß Titus Livius ihrer in ſeiner Geſchichte des zweiten Puniſchen Krieges erwähnt, und daß die Lombarden ſie ſchon 670 in Beſitz nahmen. Wohin man aber innerhalb ihrer Mauern ſich wendet, erblickt man die in Trauerkleider gehüllte Erinnerung, welche die verlorene, ehemalige Größe beweint. Wie viele geiſtreiche Männer ſind hier im Dienſte der Bildung und Geſittung thätig geweſen! z. B. Adrian IV., Columbus, Balbi u. ſ. w. Welcher der Zeitabſchnitte aber, in die die großartigen Ereigniſſe, von denen die Blätter ihrer Geſchichte voll ſind, fallen, der merkwürdigſte iſt, bleibt ſchwer zu entſcheiden, es müßte denn, in rein geſchichtlicher Hinſicht, derjenige ſein, in welchem

das französische Joch von Doria gebrochen und abgeworfen und Genua als Republik erklärt wurde.

Die Kürze der Zeit erlaubte mir nur, einen flüchtigen Blick in die Paläste Doria, Marcellino und Durazzo zu werfen. Welche unschätzbare Sammlungen aus dem goldenen Alter der Kunst sind in diesen Galerien angehäuft! — Unter den Kirchen fesselte mich die dem St. Laurentius geweihte am längsten durch ihren reinen, erhabenen Baustyl. — In keiner anderen italienischen Stadt grinste mich die Macht der Vergänglichkeit so unheimlich und gespensterhaft an, wie in Genua. Die inneren Höfe der prachtvollsten Paläste waren mit Gras bewachsen, und manche der ansehnlichsten Gebäude könnten wegen ihrer verfallenen Mauern als Ruinen bezeichnet werden. — Ueberall sieht man das Bild der wunderthätigen Madonna, sogar in den Fleischhandlungen, in denen sie, von einem brennenden Wachslichtchen beleuchtet und umgeben von welken Blumen und Guirlanden, zwischen Ochsenfleisch und Hammelkeulen sitzt.

Auch in Genua wurde ich, wie überall in Italien, daran erinnert, daß ich mich im Lande der Töne befand. Ich hatte in der Kathedrale eine Messe angehört, die meine Seele mit den süßesten Melodien füllte, und kaum auf die Straße hinausgekommen, erblickte ich eine Gruppe, die sich um einen blinden Sänger versammelt hatte, dessen Lieder von einer alten Frau auf einer schlechten Harfe begleitet wurden. Der Mann war alt, in Lumpen gehüllt, und sein graues Haar flatterte unordentlich um die Schultern. Er trug Stücke aus der Sonnambula, Straniera, aus Othello und anderen Opern vor, und zwar mit einer Kunstfertigkeit und einem Ausdrucke, die — warum sollte ich es verschweigen — einem königlichen Theater Ehre gemacht haben würden!

Ich verließ den Sänger, um an Bord zu eilen. Während ich noch auf der Landungsbrücke stand, kam ein kleines Mädchen herbeigesprungen, warf mir einen Strauß duftender Blumen und eine Kußhand zu und streckte die Hand aus, um einen Sous zu erbitten. —

Unreinlichkeit und Verfall, Lumpen und Bettelei, Liebe und Schönheit, Blumen und Muſik — ſo war Italien damals. Aber nun, 1860 — welch' ein Unterſchied! — — — —

Nun ging es weiter nach Frankreich. Die Reiſe nach Marſeille war raſch zurückgelegt. Von dieſer Stadt kann ich nur ſagen, daß daſelbſt viel Leben und Bewegung herrſcht, aber ein Leben, welches mit des Kaufmanns Waage ſteigt und fällt, und welches alle Verhältniſſe nach der Baarſchaft in der Geldkiſte beurtheilt. Dies ſei jedoch geſagt, ohne einen Beruf kränken zu wollen, deſſen Ausgangspunkt und Ziel rein materiell ſind. Der Hafen von Marſeille kam mir wie ein buntes, immer wechſelndes Rundbild vor, und der Sprachen, welche um mich her erklangen, waren ſo viele, daß ich mich unwillkürlich beſinnen mußte, ob ich mich nicht etwa beim Thurmbau zu Babel befände. — Sobald ich die Stadt flüchtig beſehen hatte, begab ich mich auf der Eiſenbahn nach Toulon, um die dort ſtationirte franzöſiſche Flotte und ſämmtliche Werfte in Augenſchein zu nehmen, da mir nicht Zeit genug blieb, eine gründliche Kenntniß von dieſem Marine-Etabliſſement zu erlangen.

Toulon iſt eine der größten Stationen der franzöſiſchen Kriegsflotte. Die Stadt ſelbſt iſt nicht groß, aber der Hafen geräumig und gut. Die nicht ſehr breite Einfahrt wird durch zahlreiche, an verſchiedenen Punkten angelegte Batterien vertheidigt; auch der Hafen ſelbſt iſt durch mehrere kleine Forts geſchützt, welche, zum Theil erſt in den letzten Jahren erbaut, auf den ihn umgebenden Höhen liegen und ihn ſomit beherrſchen.

Es iſt keinem Fremden geſtattet, die Werfte für die Kriegsſchiffe ohne beſondere Erlaubniß zu beſehen. Der ſchwediſche Conſul in Marſeille hatte aber die Güte gehabt, mir ein Empfehlungsſchreiben an einen der höheren Beamten der Werfte mitzugeben, in welchem er für mich um die Erlaubniß bat, ſowohl dieſe, als auch die im Baue befindlichen Panzer-Fregatten in Augenſchein nehmen zu dürfen. Vor einigen Tagen war ein Engländer angekommen, welcher ſich vergeblich bemüht

hatte, dieſe Erlaubniß zu erlangen, aber nun wurde die mir ausgewirkte Vergünſtigung auch auf ihn ausgedehnt, ſodaß wir unſere Wißbegierde gemeinſam befriedigen konnten.

Obgleich die Werfte umfänglich und mehrere Docks vorhanden ſind, machte das Ganze doch keinen Eindruck auf mich. Ich hatte vor zu kurzer Zeit erſt die engliſchen Einrichtungen und Werkſtätten geſehen, mit denen die franzöſiſchen keinen Vergleich ertragen können. In den Docks lagen mehrere alte Linienſchiffe mit Hülfsmaſchinen und mehrere andere, meiſtentheils ältere Fahrzeuge. Auf der Rhede ankerten die Linienſchiffe „Napoleon," „La Ville de Paris" und einige mehr; was aber meine Aufmerkſamkeit beſonders in Anſpruch nahm, waren begreiflicher Weiſe die Panzerſchiffe. Ich hatte ſchon während meines Dienſtes in der engliſchen Flotte gehört und darüber geleſen, daß der Kaiſer eine neue Theorie für den Bau der Kriegsſchiffe und die Bildung der Kriegsflotte angenommen habe. Die Kriegs-Dampfſchiffe, welche die Segelſchiffe verdrängt und damit eine vollkommene Umwälzung in der Vertheidigung zur See hervorgerufen haben, ſollten nun ihrerſeits einer neuen Gattung von Fahrzeugen weichen, welche zwar ebenfalls mit Dampfmaſchinen verſehen, aber außerdem mit einem Harniſch von Stahl- und Eiſenplatten bekleidet ſind. Man nannte dieſe Schiffe frégates cuirassées oder Panzer-Fregatten; zwei derſelben waren bereits im Baue begriffen (und ſind jetzt fertig) und neue Befehle zu dem von zehn weiteren gegeben worden, wogegen nur ein Linienſchiff der gewöhnlichen Bauart auf dem Stapel lag.

Beide Fregatten ſind aus Teak- und Mahagoniholz, und zwar mit der größten Sorgfalt gebaut. Die Holzarbeit war bei der einen — „La Gloire" — faſt beendet, aber die Platten noch nicht aufgelegt, die ich leider auch nicht zu ſehen bekam. Die Schiffsbaukunſt hat ſchwerlich etwas Schöneres und Dauerhafteres in ihren Erzeugniſſen aufzuweiſen. Die Fahrzeuge ſind vorn und hinten ſehr ſcharf gebaut und haben keinen Spiegel (Fläche am hinteren Theile). Die Größenverhältniſſe dieſer Fregatten ſind (theils nach mitgetheilten Angaben, theils

nach Augenmaß, da es natürlich ungern geſehen würde, wenn man ſelbſt Meſſungen vornehmen wollte) folgende: Die Länge beträgt 250, die Breite 50 Fuß. Mit voller Ladung und mit Mundvorräthen auf vier Monate u. ſ. w. geht das Schiff vorn 25 und hinten 28 Fuß tief. Man giebt die Stärke der Maſchine auf 900 Pferdekraft an, ich glaube aber, daß ſie eine dreimal größere Wirkung haben kann. Die Kanonenpforten liegen 7½ Fuß über der Waſſerlinie. Die Oeffnung für die Schraube iſt 18,7 Fuß hoch und 6,8 Fuß lang; es war jedoch kein »brunn« für dieſelbe vorhanden.

Die Takelung ſollte der einer Fregatte ähnlich, aber im Ganzen vermindert werden und das Bugſpriet wegfallen. Der Vorſteven (Längenholz am Bug) iſt einfallend, ſowohl oberhalb, als unterhalb der Waſſerfläche. La Gloire ſollte laut Berechnung 14 Knoten auf die Stunde machen; ſie hatte 44 Kanonenpforten und ſollte 36 vollwichtige 30pfündige Kanonen führen. Man ſagte mir, daß keine Kanonen auf dem Decke ſtehen ſollten und auch die Mannſchaft während des Gefechtes nicht daſelbſt verweilen dürfte, mit Ausnahme des Befehlshabers, welcher ſich in einem mit Eiſenblech bekleideten Thurme aufhalten würde; — ich habe aber ſpäter erfahren, daß La Gloire vier ſchwere Bombenkanonen auf dem Decke führt.

Der äußere Panzer ſollte einige Fuß unter die Waſſerfläche reichen, und die 4½ Zoll dicken Platten ſollten doppelt, d. h. ſtählerne und eiſerne über einander, zu liegen kommen, um Härte mit Geſchmeidigkeit zu verbinden. Man behauptete, daß eine ſolche Platte von 15 Kugeln auf ein und derſelben Stelle getroffen werden könne, bevor ſie breche. Die Balken des Decks ſind ungewöhnlich ſchwer und nicht weiter von einander entfernt, als ſie dick ſind, mit Ausnahme jedes vierten, der unmittelbar an den nächſt folgenden ſtößt. Auf dieſen Balken lagen ¾ Zoll dicke Eiſenplatten, welche mit Bohlen bedeckt werden ſollten. Die Höhe der Batterie betrug 6 Fuß. Man glaubte, daß der Koſtenbetrag dieſer Fregatten ſich auf 6 Millionen Francs belaufen würde.

Digitized by Google

Man sieht aus der Beschreibung, daß diese Fregatten den gegenüberstehenden Feind nicht allein mit ihrer schweren, wohlgeschützten Artillerie und den wohlgefüllten Bomben zerstören, sondern denselben beim Ansegeln mit voller Kraft (with full speed) mittelst ihres starken Bugs in den Grund bohren können.

Die Gloire hat später ihre Probefahrten gemacht, welche nach Wunsch ausgefallen sind; in wiefern sich aber diese Fregatten bei schlechtem Wetter und hoher See bewähren und ob sie schußfest und für ihren Zweck stark und beweglich genug sind, wird erst die Zeit — und besonders die Anwendung in einem Seekriege lehren. Bei den in Frankreich angestellten Probeschießen haben die Platten den französischen Kugeln aus französischen Kanonen widerstanden; ob sie stark genug sind, auch den Armstrong-Kanonen Trotz zu bieten, wird sich vielleicht später zeigen.

In England ist noch kein Panzerschiff (steam-ram) vollendet worden, doch stehen vier auf dem Stapel. Auch dort hat man Versuche in Betreff der Haltbarkeit der Platten angestellt und gefunden, daß dieselben den Geschossen der schweren gezogenen Kanonen nicht zu trotzen vermochten. Bei einem später vorgenommenen Probeschießen mit 8zölligen Bombenkanonen auf eine mit dreifachen Platten belegte schwimmende Batterie in einer Entfernung von 100 Schritten hat es sich herausgestellt, daß zwar die Platten unbeschädigt blieben, aber im Inneren mehrfacher Schaden angerichtet worden ist, indem ein eisernes Knie gesprungen war und mehrere Balken zersplittert wurden u. s. w. England trägt Bedenken in Betreff dieser Panzerfregatten, welche außerdem außerordentlich viel Geld kosten. Zu Nelson's Zeit berechnete man die Kosten eines Kriegsschiffes mit 1000 Pfd. St. pro Kanone; nach der Erfindung und Anwendung der Dampfmaschinen stieg die Summe auf 2000 Pfd. St., und jetzt soll sich dieselbe bei den Fahrzeugen neuester Bauart auf 4000 Pfd. St. pro Kanone belaufen.

Bei meinem letzten Besuche in London hatte Graf v. Platen die Güte, mich einem der Lords der Admiralität, Sir Baldwin Walker, vorzustellen; dieser erwies mir die Gefälligkeit, mir den Riß zu einem

damals im Baue befindlichen Panzerschiffe zu zeigen. Da man in England kein Bedenken trägt, die Beschaffenheit und Verhältnisse dieser Schiffe mitzutheilen, so sind auch die Maße und die Bauart der genannten Gattung allen Männern von Fach hinlänglich bekannt; doch dürfte es auch für andere Leser von Interesse sein, etwas Näheres darüber zu erfahren. Die Länge dieses englischen Panzerschiffes beträgt 380 und die Breite 38 Fuß; die Stärke der Maschine ist angeblich 1,250 Pferdekraft, doch in der Wirklichkeit viermal so groß. Die Form des Schiffes ist der der französischen ähnlich. Auf ungefähr 5 Fuß unter der Wasserfläche sollen 1½ Fuß dicke Teakbalken gelegt werden. Die Panzerbekleidung, aus 4½ Zoll dicken, 4 Fuß breiten und 15 Fuß langen geschmiedeten Eisenplatten bestehend, soll bis an das obere Deck reichen und 220 Fuß von der ganzen Länge des Fahrzeuges einnehmen, aber nicht bis an die Steven gehen, um die Leichtigkeit der Bewegungen nicht zu hindern. Vorder- und Hintertheil sollen durch wasserdichte Wände von den bepanzerten Theilen des Schiffes getrennt werden und die Verkleidungen der erstgenannten Theile aus gewöhnlichen Eisenplatten bestehen. Das Zwischendeck ist von Holz, das Batterie- und das obere Deck von Eisenplatten zwischen Bretterbekleidung. Die Deckbalken, Streben und Bänder sind von Eisen. Der Vorsteven war auf der Zeichnung wie bei unseren gewöhnlichen Schiffen, ist aber, wie ich später erfahren, dahin abgeändert worden, daß der Stoßpunkt beim Ansegeln in der Wasserlinie liegen soll. Die Takelung sollte sehr vermindert werden. Die Bewaffnung dieses Schiffes war mit 14 Stück Armstrong'schen 100pfündigen Kanonen in der Batterie und 8 ebensolchen auf dem Deck angegeben und die Kosten auf 6 Millionen Reichsthaler schwedisch veranschlagt.

In Amerika hat man dasselbe Ergebniß gehabt, wie in England, indem man fand, daß die Platten den Dahlgren'schen Bombenkanonen nicht zu trotzen vermochten*). Meines Wissens ist daselbst nur eine

*) Dem Vernehmen nach sind auch die Eisenplatten der französischen Panzerschiffe von den Kugeln einer französischen Kanone neuester Erfindung, und zwar auf den ersten Schuß,

eiſerne Dampfbatterie für die Vertheidigung des Hafens in Arbeit. Alle anderen Völker haben ſich eines ſo koſtſpieligen Verſuches enthalten, um die Bewährung desſelben von der Zeit zu erwarten.

Auf den Werften von Toulon gab es ſchon damals eine Menge gezogener Kanonen, welche — wie man mir ſagte — alle in Ruelles verfertigt waren. Sie hatten 2, 3 und 4 Züge; die letztgenannte Zahl ſoll der Reibung am beſten Widerſtand leiſten. Ich glaube faſt, daß dieſe Kanonen viele Aehnlichkeit mit der von Lieutenant Engſtröm erfundenen haben.

Das Linienſchiff Napoleon befand ſich, wie ſchon erwähnt, auf der Rhede, und da es als Muſterſchiff ſeiner Art bekannt iſt, unterließ ich nicht, es in Augenſchein zu nehmen.

Dieſes Fahrzeug liegt gut auf dem Waſſer, hat aber weniger Takelung, als die Schiffe der engliſchen Flotte, welche ihm an Größe gleich kommen; es iſt freilich beſonders auf Dampfkraft berechnet, da es eine Maſchine von 1000 Pferdekraft hat. Kein engliſcher Zweidecker führt eine ſo ſtarke Maſchine; nur zwei Dreidecker und zwei Fregatten, ungerechnet die Fahrzeuge, welche eine Panzerbekleidung tragen ſollen, und die eine noch ſtärkere Dampfkraft bekommen werden.

Es iſt eine anerkannte Thatſache, daß bei den franzöſiſchen Linienſchiffen die unterſte Batterie zu tief unten angebracht worden iſt, ein Fehler, den das Linienſchiff Napoleon zu theilen ſcheint.

Der Raum für die Maſchine ſchien mir noch einmal ſo groß zu ſein, wie der auf dem Marlborough, welcher doch eine Maſchine von 800 Pferdekraft hat.

Die Bemannung war ſehr gedrängt untergebracht, die Perſon ſowohl als das Gepäck hatten nur wenig Platz, was auf einem Schiffe

---

durchbohrt worden, weshalb der Kaiſer den Plan zu einer entſprechenden Verſtärkung der Panzerbekleidung entworfen hat, der bereits bei dem neugebauten, noch nicht vom Stapel gelaufenen Panzerſchiffe „Invincible“ zur Anwendung kommt. Anm. des Ueberſ.

dieſer Größe nicht der Fall ſein dürfte. Auch für die Kranken war nicht gut geſorgt, da der Raum eng und für anderweitige Bequemlichkeiten dem Anſcheine nach nichts gethan war, während es auf den engliſchen Schiffen ein Genuß iſt, in die Krankenzimmer zu treten, wo friſche Luft und außerdem ſaubere Betten, eine Bibliothek und ſonſtige Unterhaltungen und Bequemlichkeiten vorhanden ſind.

Der Napoleon führt auch zwei kleinere gezogene Kanonen, die, wie behauptet wurde, ihre Kugeln ohne Hebung (nicht im Bogen) auf 2000 Ellen Entfernung tragen, d. h. vom oberen Deck aus.

Man hat in den letzten Jahren viel darüber geſtritten, wer die bedeutendſte Flotte habe, England oder Frankreich? Der Eine urtheilt nach dem, was er geſehen, der Andre nach dem, was er geleſen hat, und ein Dritter ohne die geringſte Sachkenntniß, vielleicht nur nach ſeiner vorherrſchenden Zuneigung für die eine oder andere Nation. Welche von den beiden Großmächten aus einem Seekriege gegen einander ſiegreich hervorgehen würde, iſt ſchwer zu entſcheiden, aber nach meiner geringen Kenntniß von der Sache iſt England bis jetzt noch Herr der Meere.

Es giebt Leute, welche der Meinung ſind, daß England und Frankreich dieſelbe Anzahl Schiffe beſitzen; ich habe es ſogar ſelbſt in deutſchen Zeitungen geleſen. Dies beruht aber auf einem Irrthume, wie auch folgende Tabelle ausweiſen wird, die nach Angabe der ſicherſten Quellen, aus denen man ſolche Berichte ſchöpfen kann, ausgeführt und, wenigſtens was die engliſche Flotte betrifft, vollkommen richtig iſt. Dieſelbe iſt im Jahr 1860 entworfen.

Dampfflotte.

	Engliſche.	Franzöſiſche.
Linienſchiffe	70	42
Panzer-Fregatten	4	8*)
Fregatten	53	39
Blockſchiffe	9	—
Mörſerſchiffe	4	—
Corvetten, ſchwimmende Batterien, Transportſchiffe, Kanonenböte und andere kleinere Schiffe	360	185
Summa	500	274

*) Es heißt, daß im Ganzen 12 Schiffe dieſer Gattung gebaut werden ſollen.

Was die Segelschiffe betrifft — wenn es nöthig ist, dieselben zu erwähnen — so hat England dreimal so viel Linienschiffe und doppelt so viele Fregatten, als Frankreich. Bei den kleineren Fahrzeugen ist der Unterschied jedoch nicht so groß.

Man pflegt anzuführen, daß die englische Kriegsflotte über die ganze Erde zerstreut sei, worauf man aber entgegnen könnte, daß die Dampf-Linienschiffe nur selten nach den ferngelegenen Stationen beordert werden, wozu man gewöhnlich die alten Segelschiffe und kleineren Fahrzeuge mit Dampfkraft verwendet.

Eine zweite Bemerkung über die englische Flotte ist, daß dieselbe eine größere Anzahl unthätig liegender Fahrzeuge hat, als die französische; — das ist richtig, betrifft jedoch hauptsächlich nur die Segel- und kleineren Dampfschiffe.

Der Stärke der englischen Flotte zeigt sich am besten in der Anzahl von Fahrzeugen, welche beständig ausgerüstet und in Bewegung sind. Im Maimonat 1860 waren 241 Dampfschiffe aller Gattungen auf See, welche zusammen 4,888 Kanonen führten und 64—65,000 Pferdekraft hatten; ferner 62 Segelschiffe mit 900 Kanonen — also im Ganzen 303 Fahrzeuge mit ungefähr 64,000 Mann Besatzung.

Einer der größten Mängel der englischen Marine ist die Art, die Bemannung für die Schiffe zu erlangen, ein Fehler, dem meiner Meinung nach leicht dadurch abgeholfen werden könnte, daß man ein stehendes Corps von etwa 50,000 Seeleuten auf den inländischen Stationen unterhielte. Die französische Conscription ist vielleicht ein wirksameres Mittel, Matrosen zu bekommen, als das englische Werbesystem; ich hörte aber in Toulon bei meinen Gesprächen mit den Seeleuten und besonders mit den Arbeitern auf dem Werfte, daß diese Zwangsmaßregel große Unzufriedenheit unter dem Volke hervorrufe.

Nachdem ich mich eine Woche in Toulon aufgehalten hatte, verließ ich diese Stadt, um über Paris und London nach Gothenburg zurückzureisen.

Binnen wenigen Stunden war ich — nicht zum ersten Male —

in Paris, dieſer Zauberinſel der Circe, dem Tempel der Künſte und Wiſſenſchaften, dem Mittelpunkte der Geiſtesgaben, dem Hauptſitze der Bildung, — aber auch der Hochſchule des Charlatanismus und der Sittenverderbniß, mit einem Worte: in dem ſchönen, munteren, lebensluſtigen, unſauberen, verdorbenen, ekelhaften Paris! So haben Gutes und Böſes ſich hier mit einander verbunden — nein, nicht verbunden, ſie ſtehen einander hier, ſo gut wie anderswo, als Gegenſätze gegenüber, und der Fremde, der hierher kommt, wirft ſich zwiſchen die kämpfenden Parteien, ſeines Zieles, ſeines Sieges und ſeiner Niederlage nach ungewiß.

Paris iſt ein Labyrinth, welches man aber ohne den leitenden Faden der Ariadne betritt, und in welchem ſo Mancher von dem Minotaurus verſchlungen wird. Paris iſt ein Theater mit immer wechſelnden Neuauftretenden, in welchem Wortſpiele, Satyren und Dummheiten wie Schneeflocken umherfliegen. Das eigentliche Drama wird ſelten aufgeführt, aber wenn es in Scene geſetzt wird, ladet es das ganze Europa als Zuſchauer ein; der tragiſche Knalleffect bleibt ſelten aus; das Volk ſcheint befriedigt und ruft da capo!

Paris iſt ein Tummelplatz der Freude, ein beſtändiger Carneval, bei welchem Bajazzo als der Mann des Vertrauens erſcheint. Er beſtimmt die Vergnügungen und Luſtbarkeiten für den Tag, er redigirt die Zeitungen, ſtürzt die Miniſter, bedient mit Eis bei Tortoni, wiegelt das Volk auf und ſchießt auf den Kaiſer — natürlich ohne zu treffen, was von Mangel an Lebensart zeugen würde. Bald behängt er ſich mit der römiſchen Toga und ſetzt die phrygiſche Mütze auf, um die Gedichte von Béranger auszutheilen; bald wirft er eine Mönchskutte über und hält Lobreden auf den Papſt; bald erſcheint er in noch anderen Verkleidungen und ſchleicht, nachdem er gegen die Todesſtrafe Einſprache erhoben, auf die Place de la Grève hinaus, um das Räderwerk der Guillotine zu ölen. Er iſt mit einem Worte ein Ueberall und Nirgends, der da aufräumen will und Alles in Unordnung bringt, der Deus ex machina und Mephyſtopheles in einer Perſon.

Ich beabſichtige keine Beſchreibung dieſer Hauptſtadt, deren es ſchon ſo unzählig viele giebt. Iſt es für die Meiſten eine Mode geworden, nach Paris zu reiſen, ſo wird es auch Vielen zum Bedürfniß, wieder fortzukommen — worüber man Näheres an der Caſſe erfragen kann. Ich weiß zum wenigſten, daß ich meine Abreiſe aus ähnlichen Rückſichten beſchleunigen mußte.

Ich möchte die Pariſer und die Franzoſen überhaupt „Kinder des Augenblickes“ nennen, d. h. wenn man den Augenblick ſo auffaßt, wie der Dichter ſagt:

„Auch der Augenblick iſt mir ein Gott,
Und ein Himmel ruht auf ſeinen Schwingen.“

Ich glaube, daß der Charakter dieſes Volkes im letzten Jahrhundert eine große Veränderung erlitten hat; denn wo iſt die Gemüthlichkeit, der ritterliche Geiſt, das blitzende Genie, die edle Haltung, die den ehemaligen Pariſer charakteriſirte? Wo iſt die Anmuth und Würde, das feine Weſen, die hervorragende Gabe, ſich gefällig auszudrücken, welche der Pariſerin ehemals angeboren ſchien und ſie zur Königin aller Salons machte? Ich ſtelle dieſe Frage, obſchon ich weiß, daß ſie unbeantwortet verhallt, gleich der rufenden Stimme in der Wüſte.

Auch die Stadt Paris erfährt täglich neue Veränderungen; ſie gewinnt an Ausſehen und verliert an geſchichtlichem Intereſſe. Man kann jetzt faſt durch die ganze Stadt gehen, ohne einen Ort von geſchichtlicher Bedeutung anzutreffen, während man früher kaum durch die kleinſte Gaſſe wandeln konnte, ohne auf Gegenſtände zu ſtoßen, welche zu näherer Betrachtung aufforderten und in Folge denkwürdiger Ereigniſſe die allgemeine Theilnahme beanſpruchten. Unter den wenigen Plätzen, welche noch ihre alte Geſtalt behalten haben, und die ich deshalb nicht verſäumte zu beſuchen, nenne ich die Rue de la Ferronerie, wo Heinrich IV. ermordet wurde; die Rue St. Nicaiſe, wo die Höllenmaſchine platzte; das Haus, in welchem Voltaire geſtorben iſt, und die Stelle am Ufer der Seine, wo der Maler Baron le Gros ſich ertränkte.

Von allem Hin- und Herrennen in den Straßen müde und mehr als befriedigt von Allem, was ich geſehen und gehört, verließ ich plötzlich dieſes unruhige, Alles verſchlingende und doch immer hungrige Paris, um noch einmal London zu beſuchen. Der Anblick dieſer Stadt belebte mein Herz; mir war, als kehrte ich, nach längerem Aufenthalte unter fremden Menſchen, zu lieben, alten Bekannten zurück, die mir ein herzliches „Willkommen daheim!“ entgegen riefen. Und ſo war es in der That, denn ich traf mehrere Engländer, mit denen ich in Indien Wohl und Weh getheilt hatte, und mit welchen ich nun noch einige genußreiche Stunden verlebte.

Zu den Neuheiten, welche diesmal meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen, gehörten die Debatten im Ober- und Unterhauſe. Ich war ſo glücklich, die in letzterem gehaltene Rede des freiſinnigen Bright anzuhören, welcher ſeine Anklage gegen die Verwaltung der Regierung in Indien ſchleuderte, die er vollkommen zu kennen ſchien. Er widerſprach dem Sir Ch. Wood, „Secretary of State for India“, welcher verſucht hatte, das engliſche Volk mit der Verſicherung zu beruhigen, daß es um die Finanzen in Indien nicht ſo ſchlecht ſtände, als man es ſich hier und da einbilde, daß dieſelben ſich vielmehr nach einigen Jahren in befriedigendem Zuſtande befinden würden. — Nach ihm traten noch verſchiedene andere tüchtige Redner auf, welche mir einen klaren Begriff von einer parlamentariſchen Verhandlung gaben.

Mein Urlaub nahte ſeinem Ende, und es wurde Zeit, an die Heimreiſe zu denken. Nachdem ich meine Abſchiedsbeſuche abgeſtattet hatte — von denen ich den beim ſchwediſchen Generalconſul Herrn Tottie, um ihm für die Güte zu danken, die er nicht allein mir erwies, ſondern auf alle ſeine Landsleute ausdehnt, welche nach London kommen, beſonders erwähne — machte ich mich bereit, ein Land zu verlaſſen, welches die Stelle des Vaterlandes bei mir vertreten hatte, und in welchem ich, ein unbedeutender, unbekannter Fremdling, wie ein Kind der großen Nation aufgenommen worden war, was mir für's ganze Leben zum Stolze gereicht. Ich kann eben nicht ſagen, daß ich vom

Hochmuthsteufel geplagt bin, denn ich fühle zu tief, daß ich nichts vollbrachte, was eines Lobes werth ſei. Daß ich mich ungebeten in Gefahren ſtürzte, indem ich für Englands Wohl kämpfte, berechtigte mich nicht zur Beanſpruchung irgend welcher Dankbarkeit oder Anerkennung der Erfüllung meiner Pflicht. Denn, aufrichtig geſagt, warum war ich in ausländiſche Dienſte getreten? Nicht, um zur Unterjochung Indiens beizutragen, ſondern Erfahrungen in dem Berufe zu ſammeln, dem ich mich mit ganzer Seele gewidmet habe! England ſteht deshalb in keiner Schuld bei mir — wohl aber ich bei ihm — und zwar in einer Schuld, die ſich nie bezahlen läßt, da man den Preis genoſſener vielfacher Wohlthaten nicht beſtimmen kann. Dies Land wird einen Ehrenplatz in meinem Herzen behaupten, ſo lange es ſchlägt für Freiheit und Menſchenrechte, — dieſem Wahlſpruche des engliſchen Volkes, dieſer Deviſe auf Albion's Schilde, auf ſeiner Fahne und Flagge!

In den letzten Tagen des Julimonats 1859 verließ ich gedrückten Herzens London, um mich über Hull nach Gothenburg zu begeben. Die Ueberfahrt ging raſch und glücklich von ſtatten. Ich ſah die heimathlichen Küſten nicht ohne innere Bewegung wieder und war froh, wieder unter den Meinen zu ſein, von denen ich nun ſeit drei Jahren getrennt geweſen war.

Wenn ich auf dieſe nun verfloſſene Zeit zurückſchaue, fühle ich, was ich während derſelben verloren und gewonnen habe. Was ich verloren — wird mir nimmer erſetzt; was ich gewonnen — ſoll erſt in Zukunft Früchte tragen. Während ich aber der Ereigniſſe harre, die mir Gelegenheit geben ſollen, das Erworbene in Anwendung zu bringen, habe ich das beruhigende Selbſtbewußtſein, keine Gelegenheit unbenutzt gelaſſen, keine Kräfte geſchont zu haben, um meine Kenntniſſe und

Erfahrungen zu erweitern und immer nach beſter Ueberzeugung zu handeln.

Und nun, geſchätzter Leſer, ſcheide ich von Dir, höchſt wahrſcheinlich für immer. Ich würde mich für meine Arbeit reichlich belohnt halten, wenn ich die Ueberzeugung hegen dürfte, daß Du dies Buch mit einiger Befriedigung aus der Hand legſt! —

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

11273

V. NAPOLI

XXI

Fig 1

Fig 2

Fig. 3

1. Kameeltreiber 2. Frachtfuhrmann 3. Wascher u Waschern

Digitized by Google

4. Pfeifenrohrmacher. 5. Bauchträger. 6. Seiltänzer.

Biblioteca Nazionale V. E. III - NAPOLI

BIBLIOTECA NAZIONALE VITTORIO EMANUELE
NAPOLI

Fig. 8

Fig. 9

7. Tischler. 8. Fleischhändler. 9. Hundemärkte

Digitized by Google

Digitized by Google

NAPOLI

Fig 11.

Fig 12.

Fig 13.

10. Fruchthändler. 11. Insektenfächerträger. 12. Nabob zu Pferde.

13 Ein reicher Eingeborner im Tragsessel

Biblioteca Nazionale Napoli V. E. III

Digitized by Google

BIBLIOTECA NAZIONALE "VITTORIO EMANUELE III" NAPOLI

Fig. 14

Fig. 15

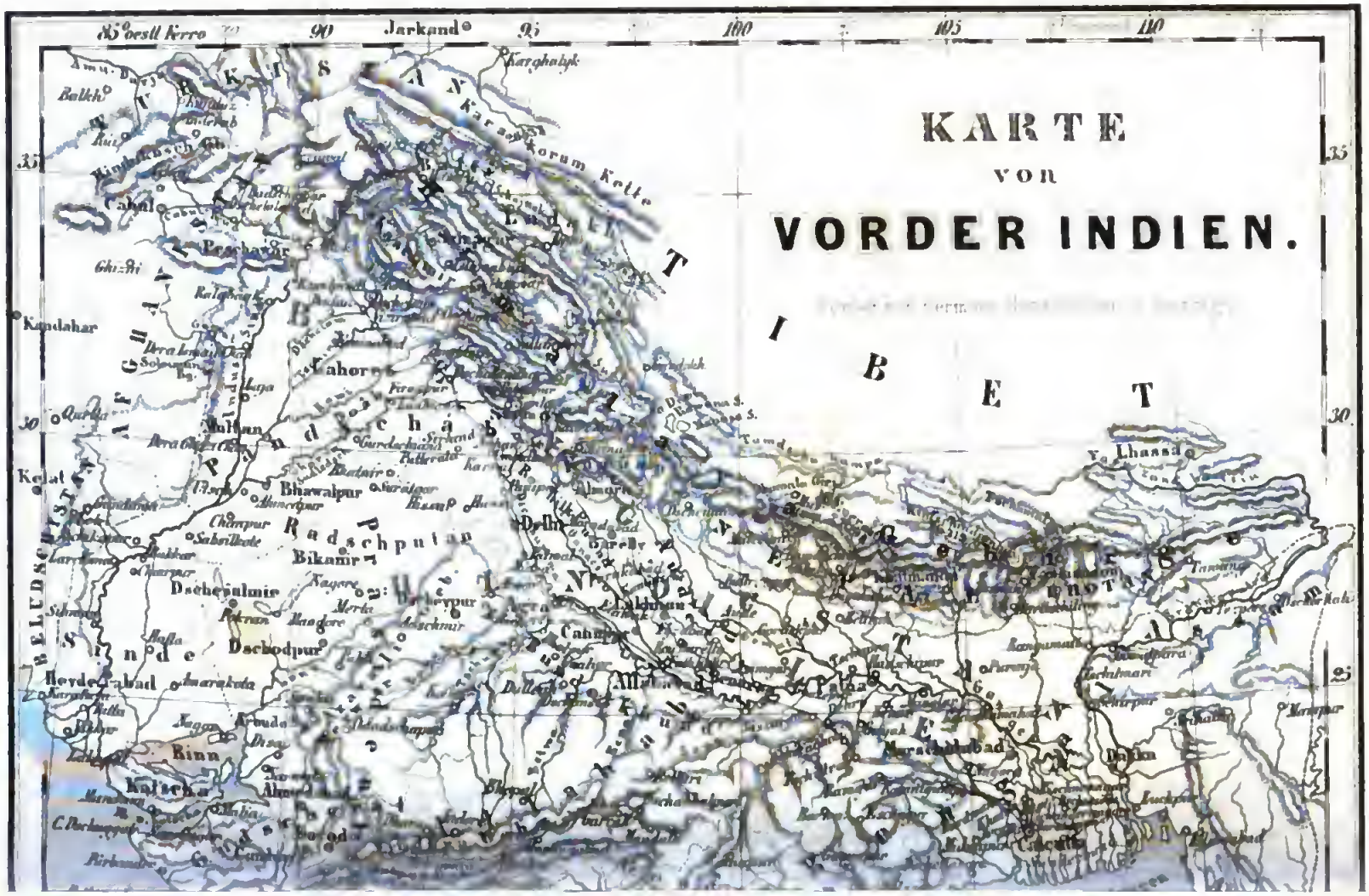
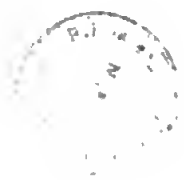
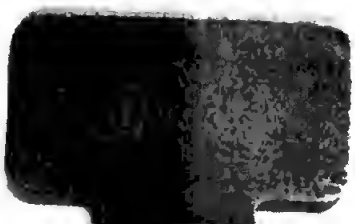
Fig. 16

14. Briefschreiber. 15. Sinnenplätter. 16. Kinderwärterin.

Digitized by Google

Biblioteca Nazionale V. E. III
NAPOLI

Biblioteca Nazionale V. E. III
NAPOLI


KARTE
VON
VORDER INDIEN.
TIBET
Kandahar
Cabul
Peschawar
Lahore
Multan
Bhawalpur
Delhi
Agra
Allahabad
Lucknow
Lhassa
Radschputana
Bikanir
Dschesulmire
Dschodpur
Kalat
Kutsch
Rinn
Sinde
Indus
Sutlej
Jumna
Ganges
Karakorum Kette
Himalaya
Jarkand
Balkh
Ghizni
Kurrachee
Calcutta
Patna
Benares
Cawnpore
Bareilly
Jeypur
Ajmir
Nagore
Jesselmir
Merta
Ferozepur
Umballa
Kurnaul
Sirhind
Patteraba
Gurdaspur
Lodiana
Firozpur
Moultan
Jhang
Leia
Dera Ismael Chan
Dera Ghazi Chan
Sukkur
Hyderabad
Tatta
Mandavi
Mandschi
Aschmir
Sirohi
Pokran
Massa
Nagur
Ahmedabad
Baroda
Surate
Cambay
Golf von Cambay
Golf von Kutsch
Golf von Kurrachee
Golf von Tatta
Rann
Kalkutta
Moorshedabad
Dakka
Chittagong
Arracan
Ava
Pegu
Martaban
Tenasserim
Siam
Malacca
Pinang
Sumatra
Java
Ceylon
Madras
Pondichery
Hyderabad
Aurungabad
Nagpur
Gwalior
Indore
Ujjain
Mandasor
Kotah
Boondi
Chittore
Udeypur
Jodhpur
Jesselmir
Bikanir
Ferozepur
Umballa
Kurnaul
Sirhind
Patteraba
Gurdaspur
Lodiana
Firozpur
Moultan
Jhang
Leia
Dera Ismael Chan
Dera Ghazi Chan
Sukkur
Hyderabad
Tatta
Mandavi
Mandschi
Aschmir
Sirohi
Pokran
Massa
Nagur
Ahmedabad
Baroda
Surate
Cambay
Golf von Cambay
Golf von Kutsch
Golf von Kurrachee
Golf von Tatta
Rann
Kalkutta
Moorshedabad
Dakka
Chittagong
Arracan
Ava
Pegu
Martaban
Tenasserim
Siam
Malacca
Pinang
Sumatra
Java
Ceylon
Madras
Pondichery
Hyderabad
Aurungabad
Nagpur
Gwalior
Indore
Ujjain
Mandasor
Kotah
Boondi
Chittore
Udeypur
Jodhpur
85° westl Ferro
90
Jarkand
95
100
105
110
35
30
25

BIBLIOTECA NAPOLI VITTORIO EMANUELE